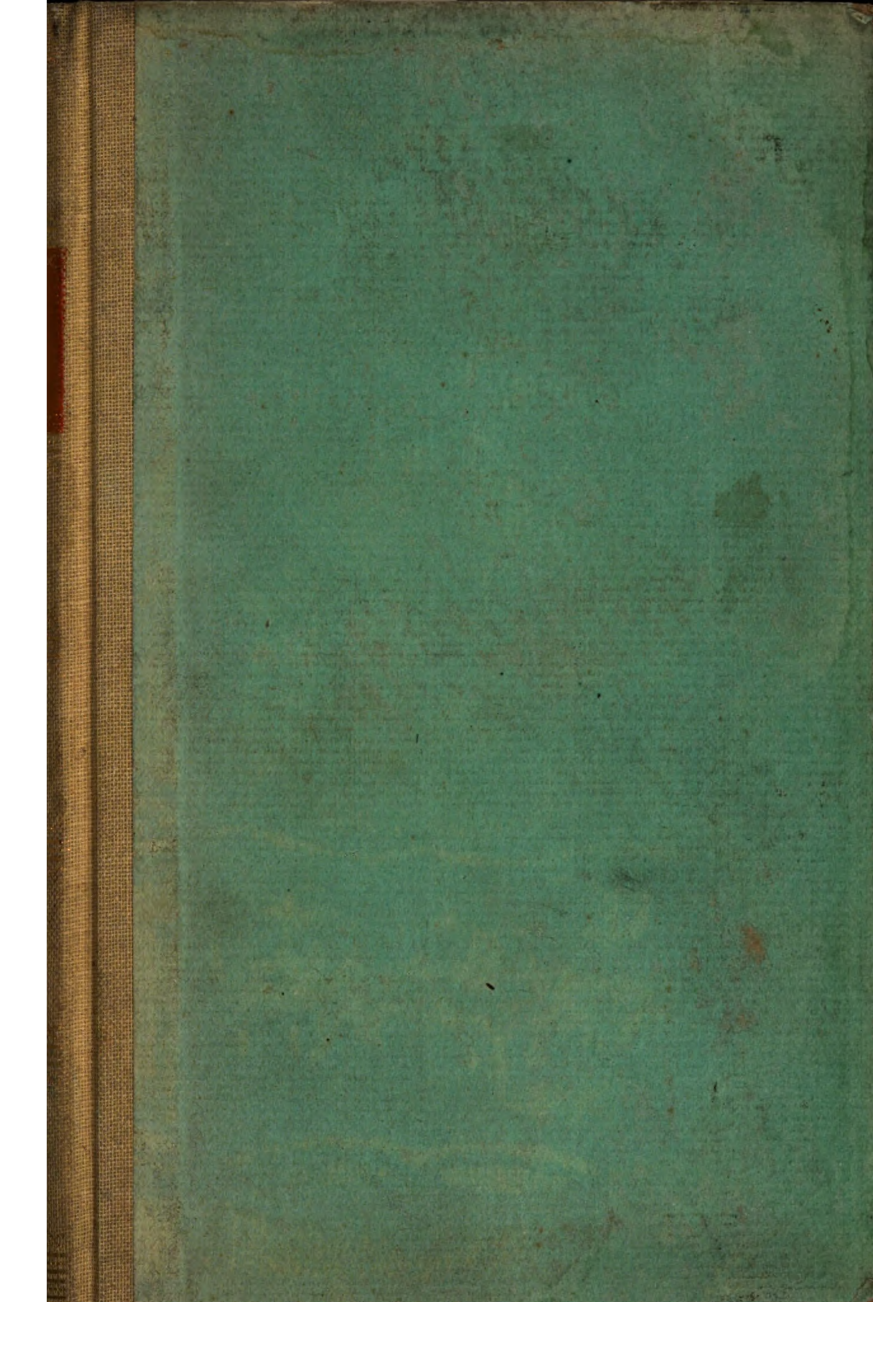
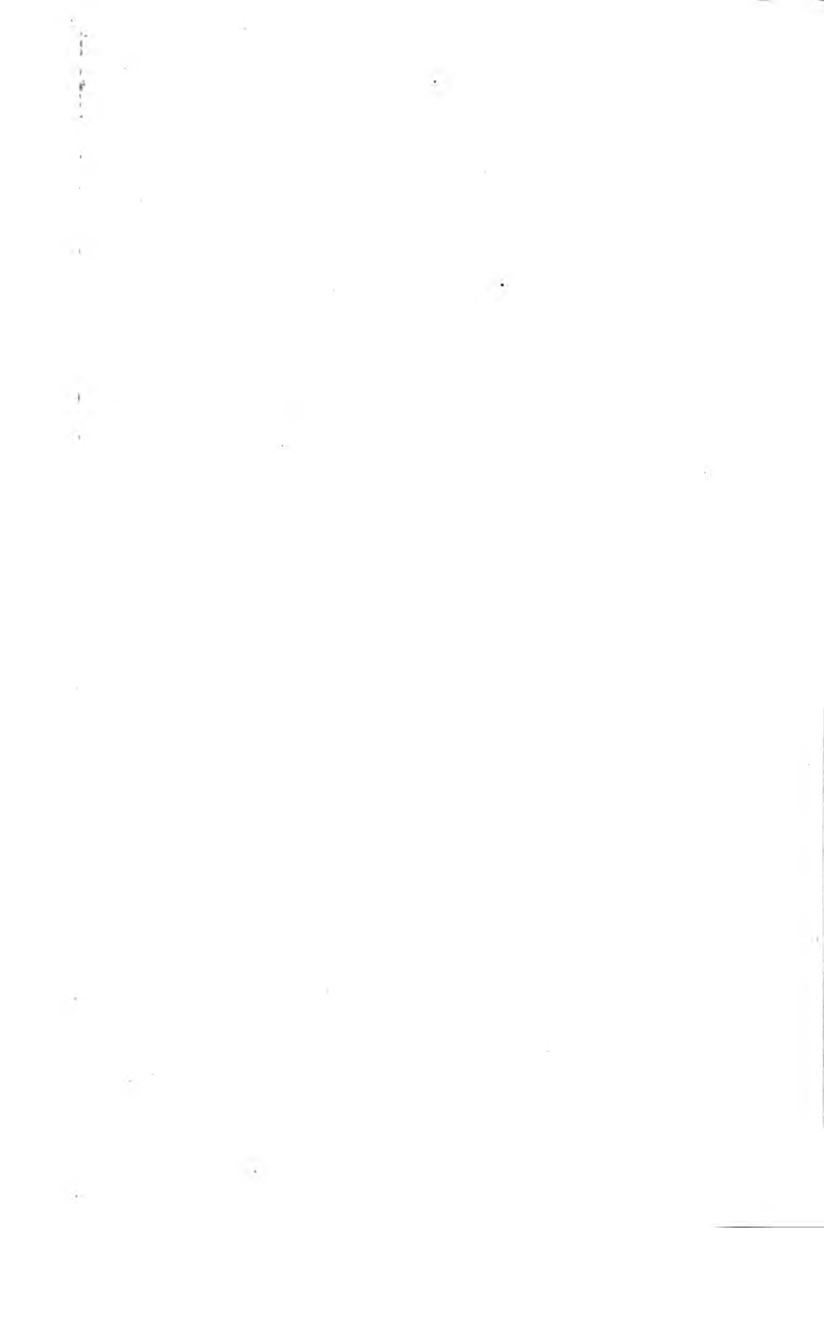
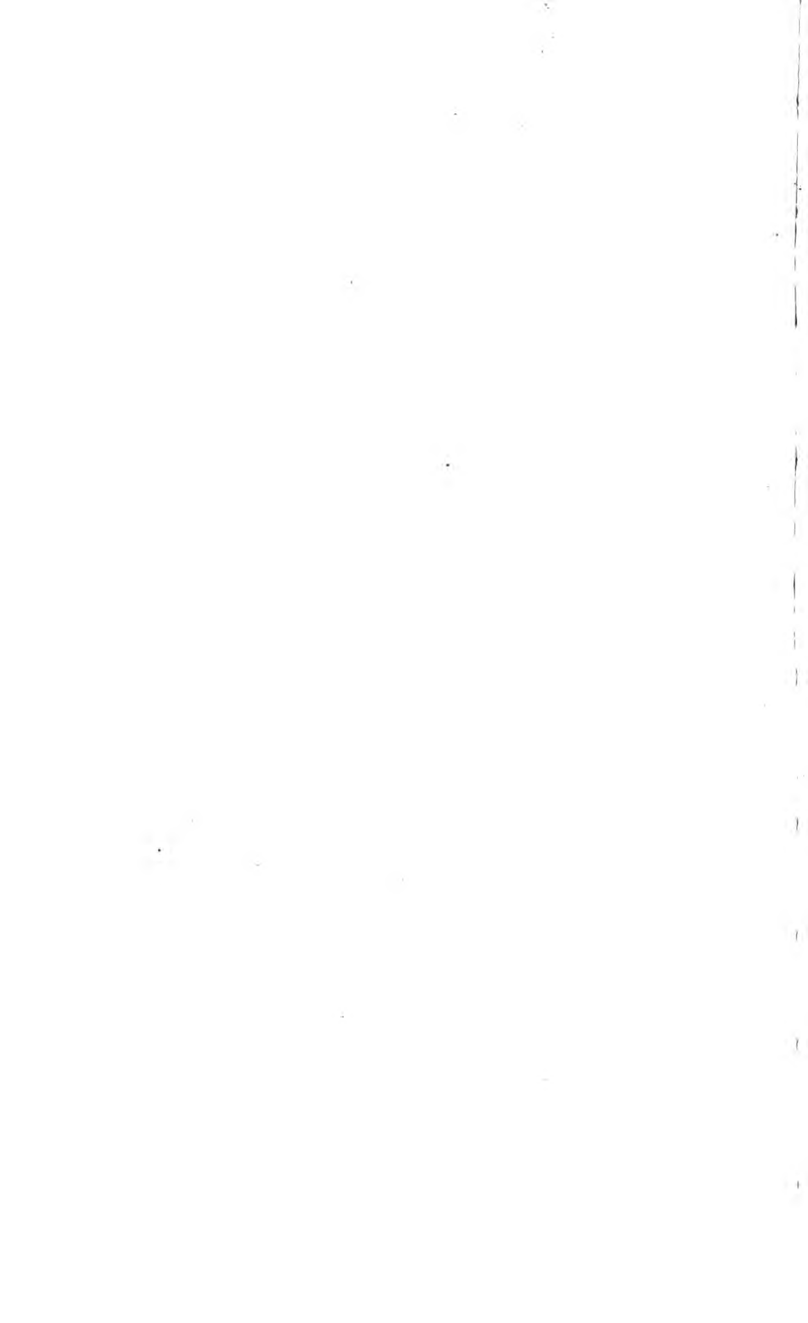






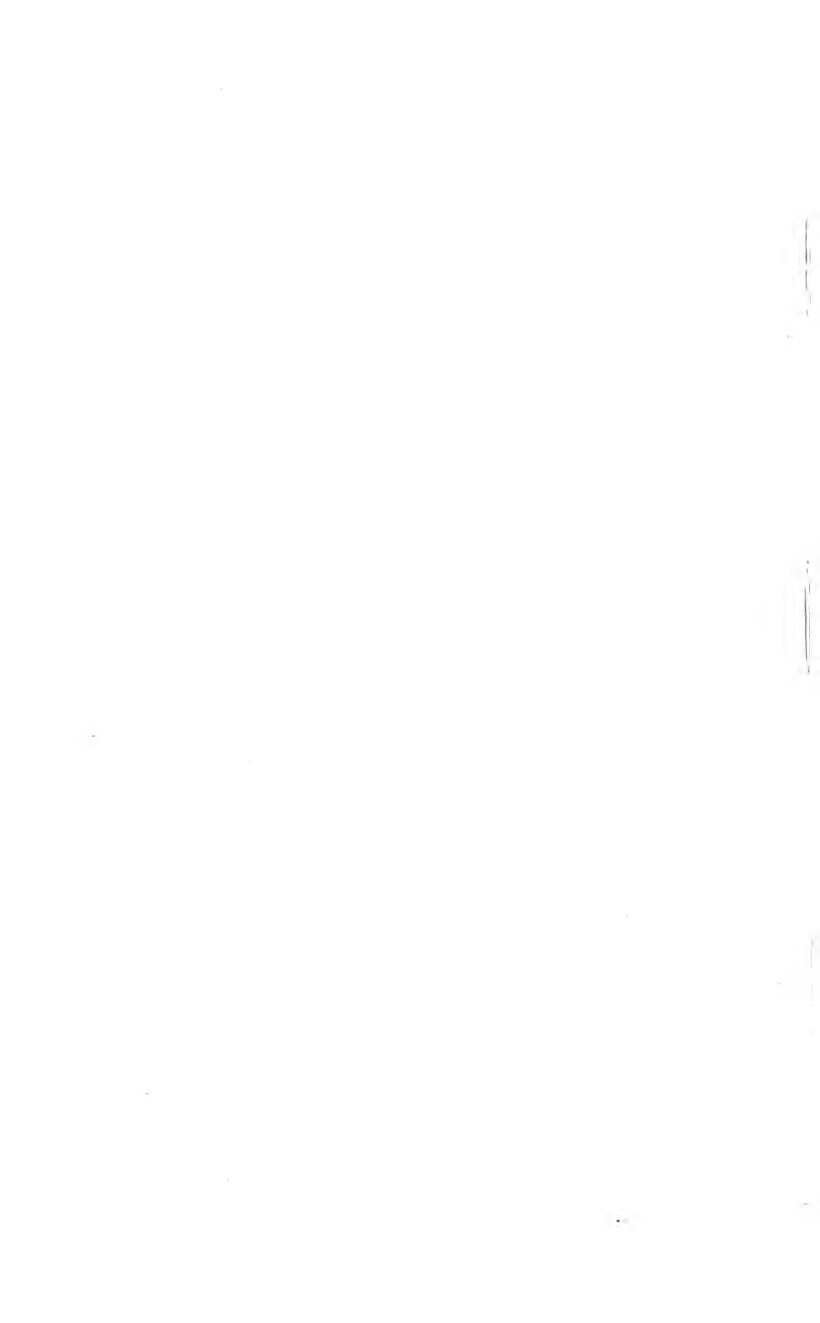




Nikolai Lesskow

Gesammelte Werke

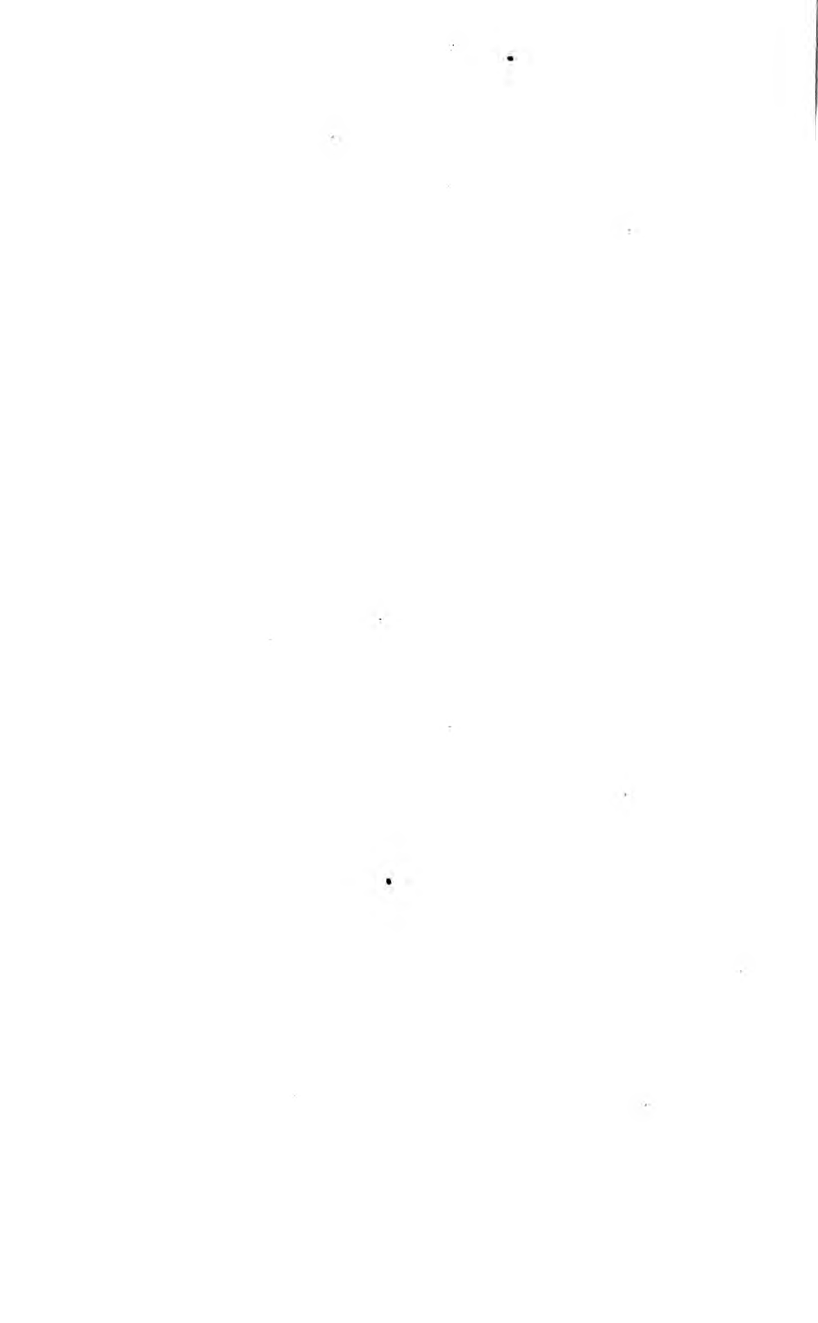
Siebenter Band



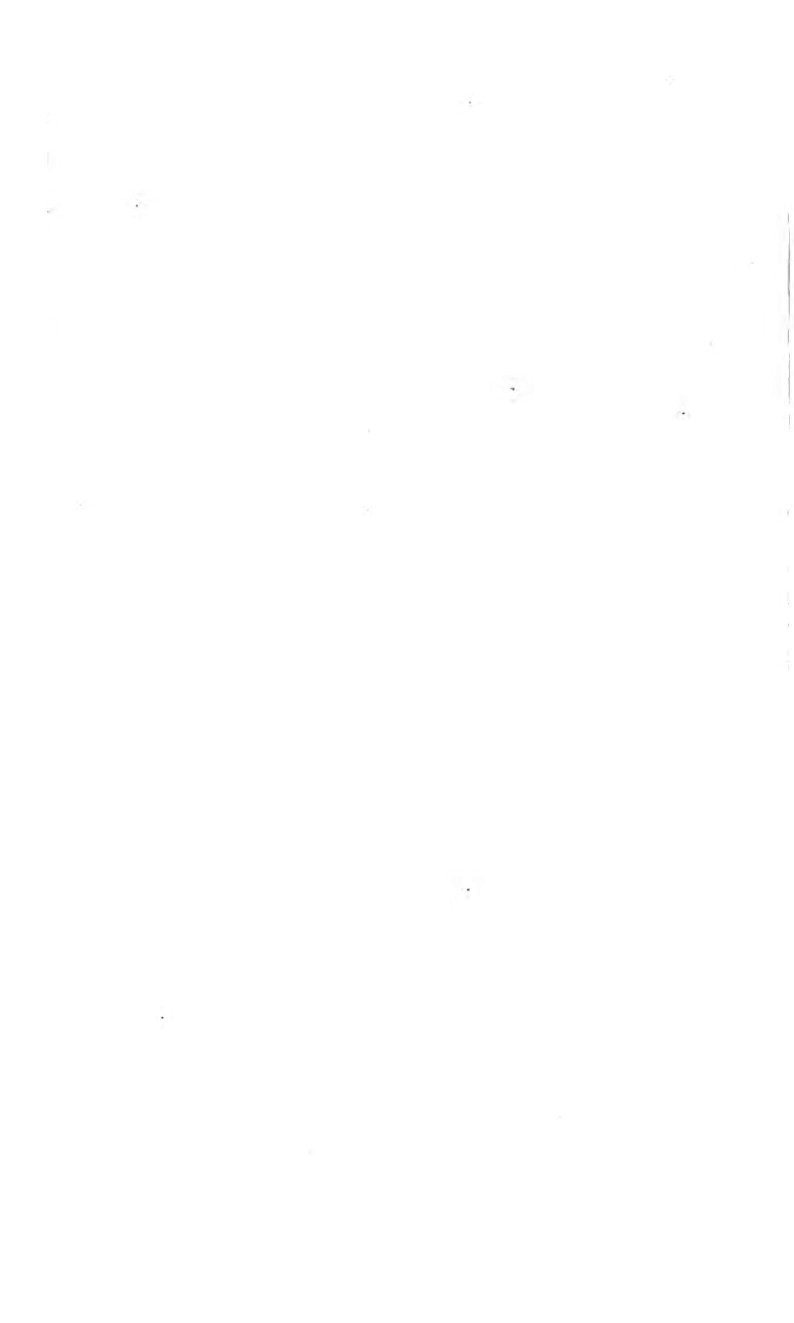
Nikolai Lesskow

Charaktere und Sonderlinge

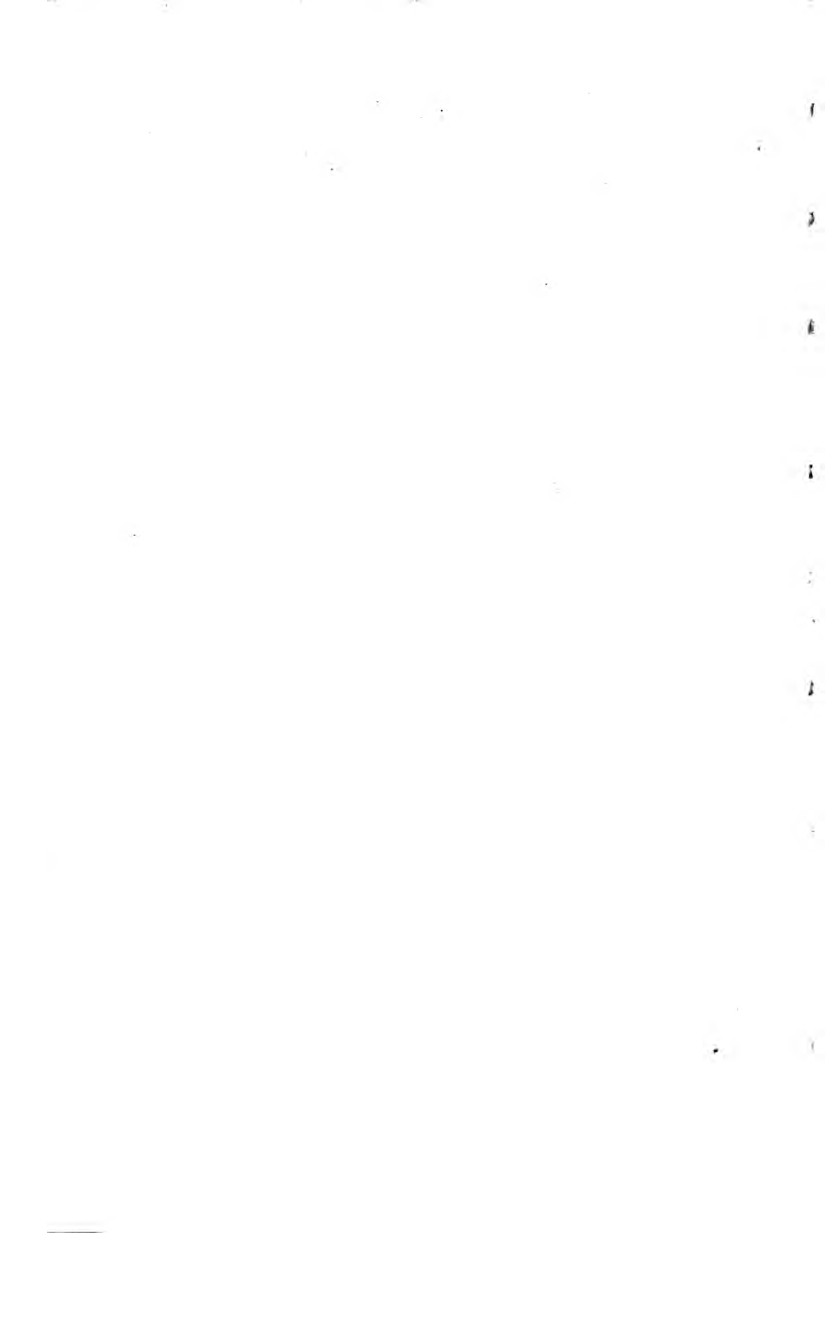
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München



Inhalt



Der Schafochs



Als ich Wassilij Petrowitsch kennen lernte, nannte man ihn bereits ‚Schafochs'. Diesen Spitznamen hatte man ihm deshalb gegeben, weil sein Aussehen ganz außerordentlich an einen Schafochsen erinnerte, wie er im illustrierten Leitfaden von Julian Simaschoks Tierkunde zu sehen ist. Schafochs zählte achtundzwanzig Jahre, sah jedoch bedeutend älter aus. Er war weder ein Athlet, noch ein Recke, aber immerhin ein sehr kräftiger und gesunder Mann, klein, stämmig und breitschulterig. Wassilij Petrowitschs Gesicht war kugelrund und von grauer Färbung. Rund war jedoch nur das Gesicht. Der Schädel dagegen war merkwürdig mißgestaltet. Beim ersten Blick gemahnte er fast ein wenig an einen Hottentottenschädel; betrachtete und studierte man diesen Kopf jedoch genauer, so hätte man ihn in keinem einzigen phrenologischen System unterbringen können. Seine Haare frisierte Wassilij Petrowitsch in einer Weise, wie wenn er geflissentlich jedermann auf die eigenartige Form seines ‚Oberstübchens' aufmerksam machen wollte. Den Hinterkopf hatte er bis zum Nacken ganz kurz scheren lassen, während vorn sein dunkelbraunes Haar wie zwei lange, dichte Zöpfchen neben den Ohren herabhing. Da Wassilij Petrowitsch immer an diesen Zöpfchen zu drehen pflegte, lagen sie ständig wie zwei zusammengerollte kleine Walzen über seinen Schläfen, während sie sich an den Wangen umbogen; dadurch riefen sie die Erinnerung an das Horn

jenes Tieres wach, zu dessen Ehren er seinen Spitznamen bekommen hatte. Diesen Zöpfchen hatte Wassilij Petrowitsch vor allem seine Ähnlichkeit mit einem Schafochsen zu verdanken. Seine Gestalt hatte sonst nichts Komisches an sich. Wer ihm zum erstenmal begegnete, sah nur, daß er, wie man so sagt, schlecht zugeschnitten, aber fest zusammengenäht war; blickte man jedoch in seine braunen, weit auseinanderstehenden Augen, mußte man unbedingt gewahr werden, daß dieser Mensch gesunden Verstand, Willen und Entschlossenheit besaß. Der Charakter Wassilij Petrowitschs hatte viel Originelles. Sein hervorstechendstes Merkmal war die biblische Unbekümmertheit um die eigene Person. Er war der Sohn eines Dorfküsters und in Armut und bitterer Not aufgewachsen. Obendrein noch früh verwaist, hatte er sich um eine gediegene Bessergestaltung seines Daseins niemals Sorgen gemacht, noch je daran gedacht, was ihm der folgende Tag bringen könnte. Obwohl er nichts zu verschenken hatte, war er dennoch fähig, sein letztes Hemd vom Leibe zu ziehen und hinzugeben. Ein Gleiches setzte er auch bei jedem anderen voraus, mit dem er zusammenkam; alle übrigen pflegte er kurz und bündig ‚Schweine' zu nennen. Wenn Wassilij Petrowitsch keine Stiefel mehr hatte, d. h. wenn seine Stiefel — wie er sich ausdrückte — ‚das Maul sperrangelweit aufrissen', dann kam er zu mir oder zu sonst jemand, nahm sich ohne alle Zeremonie meine Reserveschuhe, wenn sie ihm nur einigermaßen paßten, und ließ dafür seine zerlederten Stiefel als An-

denken zurück. Ob man sich zu Hause befand oder nicht, war Wassilij Petrowitsch dabei vollkommen gleichgültig. Er richtete sich häuslich ein, nahm sich, was er gerade brauchte, stets in möglichst kleinen Mengen, und sagte manchmal, wenn er einem dann zufällig begegnete, daß er sich Tabak oder Tee oder Stiefel geholt habe; noch öfter aber geschah es, daß er diese Geringfügigkeiten überhaupt nicht erwähnte. Die neue Literatur mochte er nicht leiden; er las nur das Evangelium und die antiken Klassiker. Von Frauen wollte er nichts wissen, er hielt sie alle ohne Unterschied für dumm und bedauerte ganz ernsthaft, daß seine alte Mutter ein Weib und nicht irgend ein geschlechtloses Wesen sei. Wassilij Petrowitschs Selbstverleugnung kannte keine Grenzen. Keinem von uns zeigte er jemals, daß er irgend jemand liebte. Aber wir wußten alle sehr gut, daß es kein Opfer gab, das Schafochs nicht für jeden seiner wirklichen Freunde und Bekannten gebracht hätte. Es kam keinem in den Sinn, seine Bereitwilligkeit, sich für eine bestimmte Idee zum Opfer zu bringen, anzuzweifeln, aber es war nicht leicht, diese Idee in dem Schädel unseres Schafochs ausfindig zu machen. Er lachte nicht über die vielen Theorien, an die wir damals von ganzem Herzen glaubten, sondern er verachtete sie tief und aufrichtig.

Schafochs konnte keine Diskussionen leiden; er handelte immer schweigend und tat namentlich das, was man im gegebenen Moment am wenigsten von ihm erwartete.

Wie und warum er sich zu dem kleinen Kreise hielt, dem auch ich während meines kurzen Aufenthalts in unserer Gouvernementshauptstadt angehörte, weiß ich nicht. Ungefähr drei Jahre vor meiner Ankunft hatte Schafochs das Seminar in Kursk absolviert. Seine Mutter, die ihn mit den geringen Gaben, die sie sich im Namen Christi zusammengebettelt, aufgezogen hatte, wartete mit Ungeduld auf den Augenblick, wo ihr Sohn Pope werden und mit einer jungen Frau auf seiner Pfarre leben würde. Allein der Sohn dachte gar nicht an eine junge Frau. Zum Heiraten zeigte Wassilij Petrowitsch nicht die mindeste Lust. Nachdem er die Lehrzeit auf dem Seminar beendet hatte, hielt die Mutter unablässig Ausschau nach einer passenden Braut, allein Wassilij Petrowitsch schwieg zu alledem, und eines schönen Morgens war er plötzlich verschwunden. Niemand wußte, wohin er sich gewandt hatte. Erst nach einem halben Jahr schickte er seiner Mutter fünfundzwanzig Rubel nebst einem Brief, in dem er der alten Bettlerin mitteilte, daß er in Kasan angekommen und dort in die geistliche Akademie eingetreten sei. Wie er die mehr als tausend Werst bis Kasan zurückgelegt hatte, und auf welche Weise er zu den fünfundzwanzig Rubeln gekommen war, blieb unbekannt. Schafochs schrieb davon seiner Mutter kein Wort. Die Alte hatte sich jedoch noch nicht richtig freuen können, daß ihr Wassja einmal Bischof werden und sie dann in einem hellen Stübchen mit einem weißen Öfchen bei ihm wohnen und jeden Tag bei ihm zweimal Tee mit

Rosinen trinken würde, da erschien Wassja wie vom Himmel gefallen ganz plötzlich und unerwartet wieder in Kursk. Soviel man ihn auch fragen mochte, was denn geschehen, wo er gewesen, warum er wiedergekommen sei, erfuhr man doch nur wenig. „Hat nicht geklappt“, gab Schafochs kurz zur Antwort; mehr war nicht aus ihm herauszubekommen. Nur einem einzigen gegenüber drückte er sich etwas genauer aus: „Ich will kein Mönch sein“, sagte er. Weitere Auskünfte waren nicht von ihm zu erlangen.

Derjenige, dem Schafochs sich mehr als allen anderen mitteilte, war Jakow Tschelnowskij, ein guter, braver Junge, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte und stets bereit war, seinem Nebenmenschen jeden Dienst zu leisten. Bei Tschelnowskij, der weitläufig mit mir verwandt war, lernte ich denn auch den urwüchsigen Helden meiner Erzählung kennen.

Es war im Sommer 1854. Ich hatte bei einem Prozeß zu tun, der auf dem Amtsgericht in Kursk verhandelt wurde.

Als ich an einem Maitage um sieben Uhr morgens in Kursk eintraf, begab ich mich geradeswegs zu Tschelnowskij. Er war damals damit beschäftigt, junge Leute zur Universität vorzubereiten, gab in zwei Mädchenpensionaten Unterricht in Geschichte und russischer Sprache und lebte nicht übel. Er besaß eine geräumige Wohnung — drei Stuben und Vorzimmer —, eine erlesene Bibliothek, Polstermöbel, einige Töpfe mit exotischen Gewächsen und eine Bulldogge namens ‚Box‘ mit immer gefletschten Zäh-

nen, sehr unanständiger Haltung und einem Gang, der eine leichte Ähnlichkeit mit einem Cancan hatte.

Tschelnowskij zeigte sich hocherfreut über mein Kommen und nahm mir das Versprechen ab, während meines Aufenthalts in Kursk unbedingt bei ihm zu wohnen. Gewöhnlich hetzte er den ganzen Tag von einem Schüler zum andern; unterdessen hielt ich mich entweder beim Zivilgerichtshof auf oder ich schlenderte ziellos am Tuskar oder Sejm entlang. Den ersten dieser beiden Flüsse wird man wohl auf den meisten Karten von Rußland überhaupt nicht finden, während der zweite wegen seiner schmackhaften Krebse in besonderem Rufe steht. Mehr aber noch ist er durch sein Schleusensystem bekannt geworden, dessen Bau ungeheure Gelder verschlungen hat, ohne indes dem Sejm den Ruf genommen zu haben, daß er zur Schiffahrt nicht geeignet sei.

Während der beiden Wochen, die seit meiner Ankunft in Kursk vergangen waren, war niemals die Rede auf Schafochs gekommen, und ich hatte nicht die mindeste Ahnung, daß in den Gefilden unseres an Getreide, Bettlern und Dieben so reichen Schwarzerdelandes sich ein solch seltsames Tier aufhielt.

Einmal kehrte ich müde und abgespannt gegen zwei Uhr nachmittags nach Hause zurück. Im Vorzimmer kam mir Box entgegen, der unsere Wohnung viel sorgsamer bewachte als der achtzehnjährige Bursche, den wir als Diener verpflichtet hatten. Auf dem Tisch im Gesellschaftszimmer lagen eine bis zur Unmöglichkeit abgetragene Tuchmütze, ein äußerst

schmutziges Tragband, an das ein kleiner Riemen geknüpft war, ein fettiges, zu einem Knäuel zusammengerolltes schwarzes Tuch und ein langes, dünnes Haselnußstöckchen. Im zweiten Zimmer, das mit Büchergestellen und ziemlich eleganten Möbeln ausgestattet war, saß ein über und über mit Staub bedeckter Mann auf dem Diwan. Er hatte ein rosafarbenes Kattunhemd und hellgelbe Hosen an, die an den Knien durchgescheuert waren. Die Stiefel des Unbekannten waren mit einer dichten Schicht weißen Straßenstaubes bedeckt. Auf seinen Knien lag ein dickes Buch, in dem er las, ohne den Kopf vorzubeugen. Als ich ins Zimmer trat, warf mir die bestaubte Gestalt nur einen schnellen Blick zu und heftete dann wieder ihre Augen aufs Buch. Im Schlafzimmer war alles in Ordnung. Die gestreifte Leinenbluse Tschelnowskijs, in die er sogleich nach seiner Heimkehr hineinzuschlüpfen pflegte, hing an ihrem Platze und zeugte davon, daß der Hausherr nicht zu Hause war. Ich konnte um nichts in der Welt erraten, wer der Fremdling sein mochte, der sich hier so ohne jedes Bedenken häuslich niedergelassen hatte. Der grimmige Box blickte ihn so wie seinen Herrn an und schmeichelte nur deshalb nicht, weil Zärtlichkeiten, wie sie Hunden französischer Herkunft eigen sind, nicht dem Charakter der angelsächsischen Hunderasse entsprechen. Ich begab mich wieder in den Flur, um erstens den Burschen über den Gast auszufragen und zweitens, um dem Fremdling bei meinem Wiedererscheinen irgendein Wort herauszulocken. Mir glückte

weder das eine noch das andere. Das Vorzimmer war leer wie zuvor, der Fremdling richtete aber nicht einmal seinen Blick auf mich und saß ruhig in derselben Stellung da, in der ich ihn fünf Minuten zuvor angetroffen hatte. Es blieb mir nur eines übrig: mich unmittelbar an den Gast selbst zu wenden.

„Sie warten gewiß auf Jakow Iwanytsch?“ fragte ich und blieb vor dem Unbekannten stehen.

Dieser richtete träge seinen Blick auf mich, stand dann vom Diwan auf, spuckte auf eine Art durch die Zähne, wie nur großrussische Kleinbürger und Seminaristen zu spucken verstehen, und brachte mit tiefer Baßstimme hervor: „Nein“.

„Zu wem möchten Sie denn?“ fragte ich, erstaunt über die seltsame Antwort.

„Ich bin nur so hergekommen“, antwortete der Fremdling, machte einige Schritte durchs Zimmer und drehte an seinen langen Haarsträhnen.

„Darf ich wissen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen?“ Dabei nannte ich meinen Namen und sagte, daß ich ein Verwandter Jakow Iwanowitschs sei.

„Und ich bin nur mal so hergekommen“, antwortete der Gast und machte sich wieder an sein Buch.

Damit war die Unterhaltung zu Ende. Ich unternahm keine Versuche mehr, mir über das plötzliche Auftauchen dieser Persönlichkeit Aufklärung zu verschaffen, sondern zündete mir eine Zigarette an und legte mich mit einem Buch in der Hand auf mein Bett. Wenn man aus der Sonnenglut in ein sauberes, kühles Zimmer kommt, wo es keine lästigen Fliegen

gibt und ein reines, ordentliches Bett steht, wird man ungemein leicht schläfrig. Das mußte ich jetzt auch an mir erfahren; ich merkte nicht, wie mir das Buch aus der Hand glitt. In dem wohligen Träumen, mit dem alle Menschen schlafen, die voller Hoffnungen und Zuversicht sind, vernahm ich, wie Tschelnowskij einem kleinen Jungen die Leviten las, woran dieser längst schon so gewöhnt war, daß er es ganz gleichgültig hinnahm. Völlig wach wurde ich jedoch erst, als mein Verwandter in sein Arbeitszimmer trat und mit lauter Stimme rief: „Ah, Schafochs! Was für ein Zufall treibt dich denn her?"

„Bin mal gekommen", antwortete der Gast auf die eigentümliche Begrüßung.

„Das weiß ich, daß du gekommen bist, aber woher denn? Wo hast du dich aufgehalten?"

„Von hier ist's nicht zu sehen."

„Schau mir einer den Witzbold an! Und gedenkst du dich lange hier aufzuhalten?" fragte Jakow Iwanowitsch abermals den Ankömmling, während er ins Schlafzimmer ging. „He! Und du schläfst hier!" sagte er zu mir gewandt. „Steh auf, Bruder, ich will dir ein wildes Tier zeigen!"

„Was für ein wildes Tier?" fragte ich noch halb im Schlaf, zwischen Traum und Wachsein. Tschelnowskij gab mir keine Antwort, sondern legte seinen Rock ab, zog seine Bluse an, was das Werk eines Augenblicks war, ging dann in sein Zimmer zurück und brachte von dort meinen Unbekannten an der Hand herbeigeschleppt. Dann machte er eine komische

Verbeugung, deutete mit einer Geste auf den sich sträubenden Gast und verkündete: „Darf ich vorstellen — Schafochs! Er nährt sich von Gras, doch in Ermangelung eines solchen auch von Flechten".

Ich stand auf und streckte Schafochs die Hand hin, der während der Vorstellung mit stillem Blick auf das dichte Fliedergebüsch vor dem offenen Fenster unseres Schlafzimmers geschaut hatte.

„Ich habe mich Ihnen bereits vorgestellt", sagte ich zu Schafochs.

„Ich hörte es", antwortete Schafochs. „Ich bin Wassilij Bogoslowskij, Zögling des geistlichen Seminars."

„Was, du hast dich schon vorgestellt?" fragte Jakow Iwanowitsch. „Habt ihr euch denn schon gesehen?"

„Jawohl, ich traf Wassilij . . . ich habe nicht die Ehre zu wissen, wie Ihr Vatersname ist . . . hier an."

„Petrow war es", antwortete Bogoslowskij.

„Das war er, aber jetzt nenne ihn einfach ‚Schafochs'."

„Mir ist es ganz gleich, wie ihr mich nennt."

„Aber nein doch, Bruder! Du bist ein Schafochs, und Schafochs sollst du auch bleiben."

Wir setzten uns zu Tisch. Wassilij Petrowitsch goß sich ein Gläschen Schnaps ein, kippte es in den Mund, behielt die Flüssigkeit einige Sekunden lang zwischen den Backen, schluckte sie dann hinunter und blickte mit einer bedeutsamen Gebärde auf den vor ihm stehenden Teller Suppe.

„Und Sülze ist gar keine da?“ fragte er den Hausherrn.

„Nein, Bruder, auch nicht so viel. Wir haben heute keinen so teuren Gast erwartet“, antwortete Tschelnowskij, „und keine Vorbereitungen getroffen.“

„Ihr hättet doch selber welche essen können.“

„Wir können auch Suppe essen.“

„Suppenfresser!“ fügte Schafochs hinzu.

„Gans gibt's auch nicht?“ fragte er mit noch größerem Erstaunen, als das Gemüse gereicht wurde.

„Nein, Gans gibt's auch nicht“, versetzte der Hausherr und lächelte ihm liebenswürdig zu. „Morgen sollst du Sülze haben und Gans und Grütze mit Gänseschmalz.“

„Morgen ist nicht heute.“

„Nun, was ist da zu machen! Du hast gewiß lange keinen Gänsebraten gegessen, was?“

Schafochs blickte ihn unverwandt an und sagte mit einem gewissen Vergnügen: „Du solltest lieber fragen, ob ich seit langer Zeit überhaupt etwas gegessen habe.“

„Aber, aber!“

„Das letztemal habe ich vor vier Tagen abends in Sjewsk eine Semmel gegessen.“

„In Sjewsk?“

Schafochs machte eine bestätigende Handbewegung.

„Was hast du denn in Sjewsk gemacht?“

„Bin dort vorübergehend gewesen.“

„Ja, wo treibt es dich denn eigentlich überall herum?“

Schafochs hielt die Gabel still, mit der er eben einen großen Bissen in den Mund schieben wollte, schaute Tschelnowskij abermals unverwandt an und sagte, ohne auf seine Frage zu antworten: „Hast du heute schon Tabak geschnupft?“

„Wieso Tabak geschnupft?“

Tschelnowskij und ich begannen über die seltsame Frage laut zu lachen.

„Nun so.“

„So sprich doch, liebes Tier.“

„Weil dich heute das Maul so juckt.“

„Aber warum soll ich denn nicht fragen? Du warst doch einen ganzen Monat verschwunden.“

„Verschwunden?“ wiederholte Schafochs. „Ich verschwinde nicht, Bruder, oder jedenfalls nicht ohne Grund.“

„Das Predigeramt stand uns bis zum Halse!“ ließ sich Tschelnowskij zu mir gewandt vernehmen. „Die Lust ist gewaltig, doch das Los ist bitter! In unserer aufgeklärten Zeit ist es nicht mehr statthaft, auf Märkten und Plätzen zu predigen; unter die Popen wollen wir nicht gehen, um nicht mit dem Weib, als dem Gefäß der Sünde, in Berührung zu kommen. Ins Kloster wollen wir aber auch nicht gehen, weil da ebenfalls irgendein Hindernis im Wege ist. Was für eines es eigentlich ist, weiß ich selbst nicht.“

„Auch gut so, daß du es nicht weißt.“

„Warum denn gut? Je mehr man weiß, desto besser.“

„Gehe selbst unter die Mönche, dann wirst du es schon erfahren.“

„Und du willst der Menschheit nicht mit deiner Erfahrung dienen?“

„Die Erfahrungen eines anderen sind zu nichts nütze“, sagte der originelle Mensch, stand vom Tisch auf und wischte sich mit der Serviette das ganze Gesicht ab, das sich wegen der Hingabe ans Mahl über und über mit Schweiß bedeckt hatte. Nachdem Wassilij Petrowitsch die Serviette zusammengefaltet hatte, ging er in den Flur hinaus und holte dort aus seinem Mantel eine kleine Tonpfeife mit einem schwarzen, zerbissenen Mundstück sowie einen Tabaksbeutel aus Kattun heraus. Er stopfte die Pfeife, steckte den Beutel in die Hosentasche und begab sich dann abermals in den Flur.

„Rauche doch hier“, sagte Tschelnowskij zu ihm.

„Ihr werdet andauernd niesen müssen und Kopfweh bekommen.“

Schafochs stand auf und lächelte. Ich war noch nie einem Menschen begegnet, der so gelächelt hätte wie Bogoslowskij. Sein Gesicht blieb ganz ruhig; keine Linie verzog sich; in seinen Augen blieb der tiefe, schmerzliche Ausdruck, und dennoch sah man, daß diese Augen lachten, und zwar jenes über alles gute Lachen, mit dem sich der russische Mensch zuweilen über sich selbst und über sein Unglück tröstet.

„Ein neuer Diogenes!“ sagte Tschelnowskij hinter dem hinausgehenden Schafochs her. „Er sucht immerzu die Menschen des Evangeliums.“

Wir steckten unsere Zigarren in Brand, legten uns auf unsere Betten und plauderten von verschiedenen menschlichen Seltsamkeiten, die uns anläßlich unseres originellen Wassilij Petrowitsch in den Kopf kamen.

Eine Viertelstunde später trat Wassilij Petrowitsch wieder ins Zimmer. Er legte sein Pfeifchen neben den Ofen auf den Fußboden hin, setzte sich Tschelnowskij zu Füßen und sagte mit halblauter Stimme, nachdem er sich mit der rechten Hand an der linken Schulter gekratzt hatte: „Habe Stellen gesucht."

„Wann?" fragte ihn Tschelnowskij.

„Nun jetzt."

„Bei wem hast du denn gesucht?"

„Unterwegs."

Tschelnowskij fing wieder an zu lachen. Allein Schafochs schenkte dem keine Beachtung.

„Nun, und was hat dir Gott gegeben?" fragte Tschelnowskij.

„Auch nicht so viel!"

„Du bist mir aber auch der Rechte! Wer sucht denn unterwegs nach einer Stellung?"

„Ich ging in die Gutshäuser und fragte dort nach", fuhr Schafochs ernsthaft fort.

„Nun und —?"

„Man hat mich nicht genommen."

„Versteht sich, und man wird dich auch nicht nehmen."

Schafochs blickte Tschelnowskij unverwandt an und fragte mit derselben gleichmäßigen Stimme: „Warum wird man mich denn nicht nehmen?"

„Weil man einen hergelaufenen Menschen, einen Menschen ohne Empfehlungen nicht ins Haus nimmt."

„Ich habe mein Zeugnis vorgezeigt."

„Und steht darin nicht geschrieben: ‚Betragen ziemlich gut'?"

„Nun, was denn? Bruder, ich sage dir, es hat nicht darin seinen Grund, sondern weil . . ."

„Du ein Schafochs bist", vollendete Tschelnowskij den Satz.

„Nun, meinetwegen ein Schafochs."

„Was gedenkst du denn nun zu machen?"

„Ich gedenke jetzt noch ein Pfeifchen zu rauchen," antwortete Wassilij Petrowitsch, stand auf und machte sich abermals an sein Pfeifchen.

„Aber rauche doch hier."

„Geht nicht."

„Rauche nur. Das Fenster ist ja offen."

„Nein, es geht nicht."

„Na was ist denn, du rauchst doch nicht zum ersten Male deinen Knaster bei mir."

„Dem da wird's nicht angenehm sein", sagte Schafochs und deutete auf mich.

„Bitte sehr, rauchen Sie nur, Wassilij Petrowitsch; ich bin an allerhand gewöhnt; Knaster macht mir nichts."

„Ja, aber ich habe einen Knaster, vor dem selbst der Teufel Reißaus nimmt", erwiderte Schafochs, wobei er das a in dem Worte Knaster wie ä aussprach, und aus seinen gutmütigen Augen leuchtete abermals sein sympathisches Lächeln.

„Nun, ich werde nicht Reißaus nehmen."

„Das heißt, Sie sind stärker als der Teufel."

„In diesem Falle schon."

„Er hat von der Kraft des Teufels eine sehr hohe Meinung," sagte Tschelnowskij.

„Nur ein altes Weib ist noch schlimmer als der Teufel, Bruder."

Wassilij Petrowitsch stopfte sein Pfeifchen mit Knaster voll, drückte den brennenden Tabak mit dem Finger hinein, ließ einen dünnen Strom grauen Rauches aus dem Munde heraus und sagte: „Ich werde Aufsätze ins Reine schreiben."

„Was für Aufsätze?" fragte Tschelnowskij und hielt seine Hand ans Ohr.

„Aufsätze, Seminaraufsätze werde ich unterdes abschreiben, verstehst du. Nun, die Schülerhefte, weißt du nicht, was das ist?" erläuterte er.

„Jetzt verstehe ich. Eine gemeine Arbeit, Bruder."

„Ganz gleich."

„Zwei Silberrubel im Monat erarbeitest du dir grade damit."

„Das ist mir alles eins."

„Nun, und was dann?"

„Mußt du mir eine Stelle besorgen."

„Wieder auf dem Dorfe?"

„Dort ist's besser."

„Und nach einer Woche gehst du wieder davon. Weißt du, was er voriges Frühjahr gemacht hat?" sagte Tschelnowskij, zu mir gewandt. „Ich brachte ihn an einen Platz, wo er gegen ein Gehalt von ein-

hundertzwanzig Rubeln im Jahr einen Knaben für die zweite Klasse des Gymnasiums vorbereiten sollte. Wir besorgten ihm alles, was er brauchte, und staffierten den guten Jungen richtig aus. Na, denke ich, unser Schafochs ist untergebracht! Doch einen Monat später stand er wie aus dem Boden gewachsen wieder vor uns. Für seine Wissenschaft hatte er obendrein noch seine Wäsche dort im Stich gelassen."

„Na was denn, wenn es nicht anders ging", bemerkte Schafochs stirnrunzelnd und stand vom Stuhl auf.

„Frage ihn mal, warum es nicht anders ging!" sagte Tschelnowskij und wandte sich abermals zu mir. „Darum, weil er dem Knäblein nicht erlaubte, ein wenig an den Härchen zu zupfen."

„Lüge nur zu!" murmelte Schafochs vor sich hin.

„Nun, wie war es denn?"

„So war es, daß es nicht anders ging." Schafochs blieb vor mir stehen, und nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, sagte er: „Es war eine ganz besondere Sache!"

„Setzen Sie sich, Wassilij Petrowitsch," sagte ich und rückte auf dem Bett beiseite.

„Nein, nicht nötig. Eine ganz besondere Sache," begann er wieder. „Das Bürschlein war fünfzehn Jahre alt und doch schon vom Scheitel bis zur Sohle ein Edelmann, das heißt ein schamloser Lump."

„Sieh mal an, wie er uns beurteilt!" scherzte Tschelnowskij.

„Jawohl", fuhr Schafochs fort. „Sie hatten einen

jungen Mann als Koch, namens Jegor. Er war verheiratet, hatte sich eine Küsterstochter aus unserer in Armut dahinlebenden niederen Geistlichkeit zur Frau genommen. Der Junker wußte schon über alles Bescheid und begann um sie herumzuschwänzeln und ihr allerhand Sachen zu sagen. Die junge Frau war aber nicht so eine; sie beschwerte sich bei ihrem Manne, und dieser bei der gnädigen Frau. Die sprach ein Wörtchen mit ihrem Sohn, doch der ließ sich dadurch nicht stören. Er versuchte es ein zweites und ein drittes Mal. Der Koch ging abermals zur Herrin und sagte ihr, daß seine Frau sich vor den Nachstellungen des Junkers nicht retten könne. Es nützte wieder nichts. Da wurde ich ärgerlich. ‚Hören Sie', sagte ich zu dem Junker, ‚wenn Sie Alenka noch einmal belästigen, dann setzt es Prügel.' Er bekam vor Ärger einen feuerroten Kopf; das edle Blut regte sich, verstehen Sie; er flog zu seiner Mama, ich hinter ihm drein. Ich sehe: sie sitzt in einem Sessel und hat ebenfalls einen roten Kopf; der Sohn führt jedoch in französischer Sprache Klage über mich. Sobald sie mich sieht, ergreift sie flugs die Hand ihres Sohnes und beginnt zu lächeln, weiß der Teufel, aus welchem Grunde. ‚Genug, mein Lieber!' sagte sie. ‚Wassilij Petrowitsch will dies gewiß nur so scheinen; er scherzt, und du wirst ihm beweisen, daß er sich getäuscht hat.' Ich sah jedoch, wie sie mich dabei schief ansah. Mein Bürschlein ging davon; anstatt mit mir nun über den Sohn zu sprechen, sagte sie jedoch: ‚Was Sie für ein Kavalier sind, Wassilij Petrowitsch! Sind Sie denn

noch nie von Liebesglut gepackt worden?' ... Nun, solche Dinge kann ich auf den Tod nicht leiden", sagte Schafochs und machte eine energische Handbewegung. „Ich kann so etwas nicht hören", erklärte er noch einmal mit erhobener Stimme und begann von neuem auf und ab zu schreiten.

„Nun, Sie verließen wohl augenblicks dieses Haus?"

„Nein, erst anderthalb Monate später."

„Und lebten in Eintracht mit der Herrschaft?"

„Nun, ich sprach zu niemandem auch nur ein Wort."

„Und bei Tisch?"

„Ich aß mit dem Kontoristen zu Mittag."

„Wieso mit dem Kontoristen?"

„Einfacher gesagt, am Gesindetisch. Aber das macht mir nichts. Man kann mich doch nicht beleidigen."

„Wieso kann man nicht?"

„Natürlich kann man nicht ... nun, wozu lange darüber reden. ... Einmal saß ich nach dem Mittagessen am Fenster und las im Tacitus. Plötzlich hörte ich im Gesindehaus jemanden schreien. Was geschrien wurde, konnte ich nicht verstehen, ich hörte nur, daß es Alenkas Stimme war. Der Junker treibt sicher wieder seine Possen, dachte ich, stand auf und begab mich ins Gesindehaus. Ich hörte Alenka weinen und unter Tränen rufen: ‚Schämen Sie sich! Haben Sie denn keine Gottesfurcht?' und ähnliches. Ich sah, daß Alenka auf dem Dachboden an der Luke stand, wohinauf ein anstellbares Treppchen führte, während sich mein Bürschchen unten an der Treppe postiert hatte, so daß es der jungen Frau unmöglich

war, hinabzusteigen. Sie schämte sich ... nun, Sie wissen ja, wie man auf dem Lande geht ... ganz bloß. Und der Bursche foppte und neckte sie auch noch: ‚Klettere herab,‘ sagte er, ‚sonst nehme ich das Treppchen fort.‘ Da packte mich eine solche Wut, daß ich auf ihn losstürzte und ihn im Flur mächtig verprügelte.“

„Und zwar so, daß ihm gleich aus Ohren und Nase das Blut herausströmte,“ beendete Tschelnowskij lachend.

„Er hatte es aber auch verdient.“

„Was sagte denn die Mutter zu Ihnen?“

„Ich habe sie danach nicht wieder zu Gesicht bekommen. Ich ging aus dem Gesindehaus direkt nach Kursk.“

„Wieviel Werst sind denn das?“

„Einhundertsiebzig; ja, und wenn es auch eintausendsiebenhundert gewesen wären, so würde es ganz gleich gewesen sein.“

Wenn Sie in diesem Augenblick Schafochs gesehen hätten, dann hätten Sie nicht daran gezweifelt, daß es ihm in der Tat ganz gleich war, wieviel Werst er durchwanderte und wen er verprügelte, wenn nach seiner Meinung die Prügel nur verdient waren.

2

Es war anfangs Juni und drückend heiß. Wassilij Petrowitsch erschien jeden Tag pünktlich um zwölf Uhr mittags bei uns, legte sein Halstuch aus Kaliko sowie seine Hosenträger ab, sagte uns beiden ‚Guten Tag‘

und machte sich an seine Klassiker. So verbrachte er die Zeit bis zum Mittagessen. Nach dem Essen zündete er sein Pfeifchen an, stellte sich ans Fenster und fragte Tag für Tag: „Na, wie ist's mit 'ner Stelle?“ Obwohl Schafochs diese Frage schon einen Monat lang täglich an Tschelnowskij richtete, erhielt er dennoch immer die gleiche, wenig tröstliche, verneinende Antwort. Es war nicht einmal eine freie Stelle in Aussicht. Wassilij Petrowitsch schien dies indes nicht die mindeste Sorge zu machen. Er aß mit vorzüglichem Appetit und hatte stets eine unveränderlich gute Laune. Nur ein- oder zweimal sah ich ihn gereizter als gewöhnlich; jedoch hatte auch diese Gereiztheit keinerlei Zusammenhang mit seiner eigenen Lage, sondern sie rührte beide Male von Umständen her, die Wassilij Petrowitsch persönlich überhaupt nichts angingen. Einmal war er einer alten Frau begegnet, die herzzerbrechend geschluchzt und gejammert hatte. Er hatte sie mit seinem Baß gefragt: ‚Warum heulst du denn so, dummes Weib?‘ Die Frau war anfangs erschrocken gewesen, hatte ihm jedoch dann erzählt, daß man ihren Sohn abgefangen habe und morgen ins Rekrutendepot bringe. Wassilij Petrowitsch entsann sich, daß der Chef der Aushebungskommission ein Schulkamerad von ihm war, begab sich in aller Frühe zu ihm, kehrte jedoch äußerst übelgelaunt von ihm zurück. Seine Bemühungen waren erfolglos geblieben. Ein andermal wurde ein Schub junger jüdischer Rekruten durch die Stadt getrieben. Damals folgte eine Aushebung auf die andere. Wassilij Petrowitsch stand,

an der Oberlippe nagend und die Hände in die Seiten gestemmt, am Fenster und betrachtete aufmerksam den vorbeifahrenden Rekrutentransport. Die bei der Einwohnerschaft requirierten Wagen zogen langsam dahin. Die Bauernwagen, die auf dem Steinpflaster der Gouvernementsstraße von einer Seite auf die andere sprangen, schüttelten die Köpfe der Kinder tüchtig hin und her, die in graue Mäntel aus Militärtuch gekleidet waren. Die großen, grauen Mützen, die man ihnen aufgestülpt hatte, waren bis auf die Augen hinabgerutscht und verliehen den schmucken Gesichtern ein entsetzlich klägliches Aussehen. Ihre traurigen, klugen Äuglein betrachteten voller Sehnsucht und zugleich mit kindlicher Neugier die neue Stadt und die Scharen der Bürgerkinder, die hinter den Wagen dreinsprangen. Zwei Köchinnen gingen langsam hinterher.

„Irgendwo wird wohl auch jeder von ihnen eine Mutter haben!“ sagte die eine Köchin, eine große, pockennarbige Frau, als sie an unserem Fenster vorüber kamen.

„Das kann schon sein“, antwortete die andere, ließ die Hand aus dem Ärmel gleiten und kratzte sich am Arm.

„Soll man etwa kein Mitleid mit ihnen haben, wenn es auch Judenjungens sind?“

„Aber was soll man denn tun, Mütterchen?“

„Versteht sich, doch bloß wie eine Mutter?“

„Jawohl, wie eine Mutter, gewiß... wie das eigene Kind.... Man darf aber nicht...“

„Gewiß."

„Närrinnen!" schrie ihnen Wassilij Petrowitsch zu.

Die Frauen blieben stehen, schauten ihn verwundert an und riefen dann wie aus einem Munde: „Was heulst du denn, du glatter Hund!"

Dann gingen sie weiter.

Es gelüstete mich zuzuschauen, wie man diese unglücklichen Kinder an der Kaserne absetzen würde.

„Gehen wir zur Kaserne, Wassilij Petrowitsch!" forderte ich Bogoslowskij auf.

„Wozu?"

„Sehen wir uns an, was dort mit ihnen angestellt wird."

Wassilij Petrowitsch gab mir keine Antwort. Als ich jedoch nach meinem Hut griff, erhob er sich auch und begleitete mich. Die Kaserne, zu der man den Transport jüdischer Rekruten brachte, war ziemlich weit entfernt. Als wir anlangten, waren die Wagen bereits leer, und die Kinder standen hintereinander in Reih und Glied ausgerichtet da. Der Transportoffizier hielt gemeinsam mit einem Unteroffizier eine Kontrolle ab. Rings um die Rekruten scharten sich Zuschauer. Auch an einem der Wagen standen einige Damen und ein Priester mit einem Bronzekreuz am Wladimirbande. Wir gingen zu diesem Wagen hin. Ein kranker Knabe von ungefähr neun Jahren saß darauf und verzehrte gierig eine Quarkpastete; neben ihm lag ein anderer Junge, der mit einem Mantel zugedeckt war, und sah vollkommen teilnahmslos vor sich hin. Sein Gesicht war stark ge-

rötet, und in seinen Augen flackerte ein krankhaftes Feuer; es war anzunehmen, daß er Fieber oder vielleicht sogar Typhus hatte.

„Bist du krank?“ fragte eine der Damen den Knaben, der soeben ein nicht ganz zerkautes Stück Pastete hinunterschluckte.

„Wie?“

„Ob du krank bist?“

Der Knabe schüttelte den Kopf.

„Du bist nicht krank?“ fragte die Dame nocheinmal.

Der Knabe schüttelte wiederum den Kopf.

„Er nicht comprend pas, er versteht nicht“, bemerkte der Priester und fragte sogleich selbst: „Bist du schon getauft?“

Der Junge dachte etwas nach, als wenn ihm bei der an ihn gerichteten Frage etwas bekannt vorkäme, schüttelte abermals den Kopf und sagte: „Nicht, nicht.“

„Was für ein netter Junge!“ sprach die Dame, faßte den Knaben unters Kinn und richtete sein hübsches Gesichtchen mit den schwarzen Äuglein in die Höhe.

„Wo ist deine Mutter?“ fragte Schafochs unerwartet und zupfte den Knaben ein wenig am Mantel.

Das Kind zuckte zusammen, blickte Wassilij Petrowitsch an, richtete dann seinen Blick auf die Umstehenden, dann auf den Unteroffizier und wieder zurück auf Wassilij Petrowitsch.

„Deine Mutter! Wo deine Mutter ist?“ wiederholte Schafochs.

„Meine Mama?“

„Ja, Mama, Mama.“

„Mama ...“ Der Knabe wies mit der Hand in die Ferne.

„Zu Hause?“

Der Rekrut dachte nach und nickte dann zustimmend.

„Er erinnert sich noch“, stellte der Priester fest und fragte: „Hast du Brüder?“

Das Kind machte eine kaum merkliche verneinende Gebärde.

„Du lügst, du lügst, der einzige Sohn wird nicht eingezogen. Lügen nicht gut, nein“, fuhr der Priester in einem Kauderwelsch von Deutsch und Russisch fort, wodurch er seine Rede verständlicher zu machen glaubte.

„Ich Pilger“, ließ sich der Knabe vernehmen.

„Waaas?“

„Pilger“, kam es noch deutlicher von dem Munde des Knaben zurück.

„Ah, ein Pilger! Das heißt auf russisch, er ist ein Landstreicher, man hat ihn auf die Wanderschaft geschickt. Ich habe das Gesetz über sie, über die jüdischen Knaben, gelesen, ich hab's gelesen.... Das Vagabundieren ist unter allen Umständen auszurotten. Nun, das ist auch ganz richtig: der Seßhafte bleibe daheim, doch dem Vagabunden ist es ganz gleich, wo er umherstrolcht; nein, er soll sich taufen lassen, sich

bessern und ein rechtschaffener Mensch werden", sagte der Priester.

Inzwischen war der Appell beendet; der Unteroffizier faßte das Pferd an den Zügeln und führte den Wagen mit den Kranken zum Portal der Kaserne, wo die jungen Rekruten in langer Reihe wieder die Wagen bestiegen, ihre Quersäcke und die Schöße ihrer plumpen Mäntel hinter sich herschleppend. Ich begann meinen Schafochs mit den Augen zu suchen, aber ich entdeckte ihn nirgends. Er fand sich auch am Abend nicht ein und erschien ebensowenig am nächsten und übernächsten Tag zum Mittagessen. Wir schickten einen Jungen in die Wohnung, wo Wassilij Petrowitsch mit den Seminaristen hauste. Auch dort war er nicht. Die kleinen Seminaristen, mit denen Schafochs zusammenwohnte, waren längst daran gewöhnt, daß Wassilij Petrowitsch ganze Wochen lang ausblieb, und beachteten sein Verschwinden überhaupt nicht. Auch Tschelnowskij beunruhigte sich nicht im mindesten. „Er wird schon kommen", sagte er. „Er strolcht irgendwo herum oder schläft im Korn, weiter nichts."

Man muß wissen, daß Wassilij Petrowitsch nach seinen eigenen Worten mit Vorliebe ‚wie ein Tier im Freien lagerte'. Er hatte ziemlich viele solcher Lagerplätze. Das Lager mit den bloßen Brettern, das in seinem Zimmer stand, beherbergte ihn nie für lange Zeit. Nur ab und zu, wenn er einmal nach Hause kam, legte er sich auf dieses Bett, hielt unter den Jungens plötzlich ein Examen ab, das stets mit irgend-

welchen kuriosen Fragen endigte, und dann stand das Bett wieder leer da. Bei uns schlief er selten; gewöhnlich legte er sich dann auf die Veranda nieder, nur wenn wir gegen Abend eine hitzige Unterhaltung begonnen hatten, die sich bis in die tiefe Nacht hineinzog, streckte sich Schafochs auf den Fußboden zwischen unsern beiden Betten aus, wobei er sich nichts anderes als eine dünne Fußmatte als Unterlage geben ließ. Morgens wanderte er in aller Frühe in die Felder hinaus oder auf den Kirchhof. Auf dem Kirchhof hielt er sich jeden Tag auf. Er pflegte sich es dort auf irgendeinem grünen Grab bequem zu machen, das Buch eines lateinischen Schriftstellers vor sich hinzubreiten und zu lesen. Manchmal klappte er auch das Buch zu, schob es sich unter den Kopf und schaute in den Himmel hinauf.

„Sie sind ein Grabbewohner, Wassilij Petrowitsch!" pflegten Tschelnowskijs Fräulein zu ihm zu sagen, die ihn gut kannten.

„Redet doch keine Dummheiten", versetzte Wassilij Petrowitsch.

„Sie sind ein Querkopf!" sagte der weißhaarige Kreislehrer zu ihm, der für einen Schriftsteller galt, seit die Gouvernementsnachrichten einmal einen wissenschaftlichen Aufsatz von ihm abgedruckt hatten.

„Reden Sie kein dummes Zeug!" erwiderte Schafochs auch ihm, und ging nach wie vor zu seinen Toten.

Das seltsame Gebaren Wassilij Petrowitschs hatte seinen ganzen kleinen Bekanntenkreis dazu gebracht,

sich über sein Benehmen überhaupt nicht mehr zu wundern, und darum staunte auch niemand über sein schnelles und unerwartetes Verschwinden. Aber er mußte doch einmal wieder kommen. Niemand zweifelte daran. Man fragte sich nur, wohin er sich verzogen hatte, wo er herumstreifte, was ihn so aufgeregt hatte, und wodurch er sich von diesen Aufregungen kurierte. Dies waren Fragen, deren Beantwortung mir bei meiner langen Weile höchst interessant erschien.

3

Es vergingen noch drei Tage. Das Wetter war unverändert schön. Unser schweres, fruchtbares Land blühte in seiner ganzen lebendigen Fülle auf. Es war die Zeit des Neumonds. Dem heißen Tage folgte eine helle prangende Nacht. In solchen Nächten pflegen sich die Einwohner von Kursk an ihren Nachtigallen zu ergötzen. Da schlagen die Nachtigallen die ganze Nacht und die Kursker gehen die ganze Nacht in ihrem großen, dichten Stadtpark spazieren und lauschen dem Gesang. Alle pflegen leise und schweigsam dahinzugehen, nur die jungen Gymnasiasten diskutieren hitzig über die Gefühle des Erhabenen und Schönen, oder über den Dilettantismus in der Wissenschaft. Diese Unterhaltungen wurden stets mit großem Eifer geführt. Sogar bis in die entferntesten Winkel des alten Parkes konnte man hören: ‚Das ist ein Widerspruch!‘ ‚Erlauben Sie!‘ ‚A priori darf man nicht urteilen‘, ‚wählen Sie die induktive Me-

thode‘ usw. Damals stritt man sich bei uns noch über derartige Gegenstände. Jetzt hört man solche Diskussionen nicht mehr. ‚Wie die Zeit, so die Vögel. Wie die Vögel, so die Lieder.‘ Die heutige russische mittlere Gesellschaft hat nicht die mindeste Ähnlichkeit mehr mit jener, in der ich zu der Zeit, wo meine Erzählung spielt, in Kursk lebte. Die Fragen, die uns heute beschäftigen, waren damals noch nicht aufgetaucht, die Romantik übte allgemein eine mächtige und uneingeschränkte Herrschaft aus. Niemand fühlte das Nahen neuer Tendenzen voraus, die ihre Rechte auf den russischen Menschen geltend machen würden und die der Russe, bei seiner bekannten Bildungsstufe, aufnehmen sollte, wie er alles aufnimmt, — das heißt: nicht ganz aufrichtig, aber mit heißem Herzen und mit viel Pathetik und Überschwang. Damals schämten sich die Männer noch nicht, von den Gefühlen des Erhabenen und Schönen zu sprechen, und die Frauen liebten ideale Helden, lauschten den Nachtigallen, die in dem dichten Zweigicht der blühenden Fliederbüsche schlugen, und hörten gebannt den Kampfhähnen zu, die sie an der Hand durch die dunklen Alleen zogen und mit ihnen das tiefe Problem der idealen Liebe zu lösen suchten.

Ich war mit Tschelnowskij bis zwölf Uhr im Park gewesen; wir hatten viel Schönes über das Erhabene und über die ideale Liebe vernommen und waren heiter und guter Laune ins Bett gegangen. Wir hatten die Kerze bereits gelöscht, schliefen jedoch noch nicht, sondern plauderten im Liegen von den Ein-

drücken, die wir am Abend aufgenommen hatten. Die Nacht erstand in ihrer ganzen Schönheit und Majestät. Dicht vor dem Fenster schmetterte mit lauter, leidenschaftlicher Stimme eine Nachtigall ihr Liebeslied. Wir schickten uns gerade an, einander Gute Nacht zu wünschen, als plötzlich hinter dem Zaun, der unser Gärtchen von der Straße abschloß, der laute Ruf erscholl: „Jungens!“

„Das ist Schafochs!“ sagte Tschelnowskij und richtete sich vom Kissen schnell empor.

Ich meinte, er hätte sich getäuscht.

„Nein, das ist Schafochs“, beharrte Tschelnowskij, stand vom Bett auf und beugte sich aus dem Fenster, das in das Gärtchen ging.

Alles war still.

„Jungens!“ rief hinter dem Zaun abermals die gleiche Stimme.

„Schafochs!“ schrie Tschelnowskij.

„Ja.“

„Komm’ rein!“

„Das Tor ist zugeschlossen.“

„Poche!“

„Warum jemand wecken? Ich wollte nur wissen, ob ihr schon schlaft.“

Hinter dem Zaun vernahm man einige schwerfällige Bewegungen und gleich danach fiel Wassilij Petrowitsch wie ein Sack voll Erde in den Garten hinab.

„Ach dieser Satan!“ sagte Tschelnowskij lachend und schaute zu, wie sich Wassilij Petrowitsch vom Erd-

boden erhob und sich durch die dichten Akazien- und Fliederbüsche einen Weg zum Fenster bahnte.

„Guten Abend!“ sagte Schafochs mit fröhlicher Stimme und erschien im Fenster.

Tschelnowskij rückte ein Tischchen mit Toilettegegenständen vom Fenster fort. Wassilij Petrowitsch schwang zuerst ein Bein über das Fensterbrett, setzte sich rittlings hin, brachte dann auch das andere Bein herüber und stand schließlich in seiner ganzen Größe im Zimmer.

„Uff! Das bringt einen ja um!“ sagte er, zog seinen Mantel aus und gab uns die Hand.

„Wieviel Werst hast du hinter dir?“ fragte ihn Tschelnowskij und legte sich wieder ins Bett.

„War in Pogodowo.“

„Beim Herbergswirt?“

„Jawohl.“

„Willst du was essen?“

„Wenn etwas da ist, recht gern.“

„Wecke den Burschen!“

„Geh mir mit dem Schnarcher!“

„Warum?“

„Mag er doch schlafen.“

„Aber warum bist du denn so blöd!“ Tschelnowskij rief mit lauter Stimme: „Moses!“

„Wecke ihn nicht, sag ich dir; laß ihn schlafen!“

„Nun, ich selbst werde nichts finden, was ich dir vorsetzen kann.“

„Ist auch nicht nötig.“

„Aber ich denke, du willst etwas essen!“

„Nicht nötig, sage ich. Hört mal zu, Brüder, ich...“

„Was ist mit dir, Bruder?“

„Ich bin zu euch gekommen, um mich zu verabschieden.“

Wassilij Petrowitsch setzte sich zu Tschelnowskij aufs Bett und packte ihn freundschaftlich am Knie.

„Wieso verabschieden?“

„Weißt du nicht, wie man sich verabschiedet?“

„Wo willst du denn hin?“

„Weit fort, Brüder.“

Tschelnowskij stand auf und machte Licht. Wassilij Petrowitsch setzte sich. Auf seinem Gesicht spiegelten sich Ruhe und sogar Glückseligkeit wider.

„Laß mich dich doch einmal anschauen“, sagte Tschelnowskij.

„Schaue, schaue!“ antwortete Schafochs und lächelte unbeholfen.

„Was macht denn dein Herbergswirt?“

„Er verkauft Heu und Hafer.“

„Sprachst wohl mit ihm über das Unrecht, das nicht gerichtet wird, über die Beleidigungen, die ohne Maß sind?“

„Wir sprachen darüber.“

„Er ist es wohl auch, der dir zu der Wanderung geraten hat, was?“

„Nein, die habe ich selbst ausgedacht.“

„In welches gelobte Land willst du denn ziehen?“

„Nach Perm.“

„Nach Perm?“

„Ja, was gibt's da zu staunen?"

„Was hast du denn dort vergessen?"

Wassilij Petrowitsch stand auf, schritt im Zimmer auf und ab, drehte an seinen Zöpfchen herum und sprach vor sich hin: „Das ist meine Sache."

„Ach, Waßja, du bist ein Narr," sagte Tschelnowskij.

Schafochs erwiderte nichts, und wir schwiegen ebenfalls.

Es war ein schweres Schweigen. Ich wie Tschelnowskij begriff, daß vor uns ein Agitator stand, ein aufrichtiger und furchtloser Agitator. Auch er begriff, daß wir ihn verstanden, und rief plötzlich: „Was soll ich denn tun! Mein Herz erträgt diese Zivilisation nicht mehr, diese Nobilisation, diese Pestilation!..." Und er schlug sich hart mit der Faust gegen die Brust und ließ sich dann schwer in einen Sessel fallen.

„Aber warum gibst du dich denn damit ab?"

„Oh, wenn ich wüßte, was man damit tun soll! Oh, wenn ich das wüßte! ... Ich tappe herum."

Alle schwiegen.

„Kann ich rauchen?" fragte Bogoslowskij nach einer längeren Pause.

„Bitte, rauche!"

„Ich will mich hier zwischen euch auf den Boden legen. Es wird mein Abendessen sein."

„Ausgezeichnet."

„Plaudern wir! Stelle dir vor ... ich schweige manchmal wochenlang, aber plötzlich überkommt mich die Lust zu sprechen."

„Was hat dich denn so aufgeregt?“

„Die Jungens taten mir leid“, sagte er und spie durch die Zähne.

„Welche?“

„Nun meine, die Seminaristen.“

„Warum tun sie dir denn leid?“

„Sie verkommen ohne mich!“

„Du bist ja selbst schuld daran.“

„Lüge nicht!“

„Natürlich, man lehrt sie das eine, und du lehrst sie etwas ganz anderes.“

„Und was folgt daraus?“

„Es wird nichts dabei herauskommen.“

Eine Pause trat ein.

„Höre zu, was ich dir sage“, begann Tschelnowskij. „Wenn du geheiratet und deine alte Mutter zu dir genommen hättest und ein braver Pope geworden wärest, hättest du am besten getan.“

„Das sagst du mir? Sprich mir nicht wieder davon!“

„Gott mit dir!“ erwiderte Tschelnowskij und machte eine Bewegung mit der Hand.

Wassilij Petrowitsch begann wieder im Zimmer auf und ab zu gehen, blieb vor dem Fenster stehen und deklamierte:

„Bleib allein in Sturm und Wetter,
Und rufe nicht nach einer Frau.“

„Auch Verse hat er gelernt!“ sagte Tschelnowskij lächelnd und deutete mit einem Blick auf mich zu Wassilij Petrowitsch hinüber.

„Aber nur vernünftige“, versetzte der, ohne vom Fenster wegzugehen.

„Solcher vernünftigen Verse gibt es nicht wenig, Wassilij Petrowitsch“, sagte ich.

„Alles Unsinn.“

„Und die Frauen? Alles Dreck?“

„Dreck!“

„Und Lydotschka?“

„Was soll's mit Lydotschka?“ fragte Wassilij Petrowitsch, als wir ihm den Namen dieses sehr lieben und außergewöhnlich unglücklichen Mädchens ins Gedächtnis riefen, des einzigen weiblichen Wesens in der Stadt, dem Wassilij Petrowitsch einiges Interesse entgegenbrachte.

„Werden Sie keine Sehnsucht nach ihr bekommen?“

„Was reden Sie da?“ fragte Schafochs mit weit aufgerissenen Augen und starrte mich unverwandt an.

„Ich rede halt so. Sie ist ein gutes Mädchen.“

„Nun, was heißt gut?“

Wassilij Petrowitsch schwieg, klopfte seine Pfeife am Fensterbrett aus und dachte nach.

„Die Räudigen!“ sagte er, nachdem er das zweite Pfeifchen geraucht hatte.

Tschelnowskij und ich fingen an zu lachen.

„Was habt ihr denn?“ fragte Wassilij Petrowitsch.

„Du meinst die Damen, wenn du von Räudigen sprichst, nicht wahr?“

„Damen! Nicht Damen, Juden!“

„Warum denkst du denn jetzt an die Juden?“

„Weiß der Teufel, warum sie mir in den Sinn

kommen. Ich habe eine Mutter, ja, und auch von ihnen hat jeder eine Mutter, und alle wissen es", ließ sich Wassilij Petrowitsch vernehmen. Nachdem er die Kerze ausgeblasen hatte, streckte er sich, die Pfeife zwischen den Zähnen, auf der Fußmatte aus.

„Hast du es denn noch nicht vergessen?"

„Ich habe ein gutes Gedächtnis, Bruder." Wassilij Petrowitsch seufzte schwer. „Unterwegs krepieren sie, die Heimatlosen", sagte er nach einer kurzen Pause.

„Aber nicht doch."

„Ist auch besser so."

„Wie philosophisch er auch noch im Mitleid ist", bemerkte Tschelnowskij.

„Nein, bei euch ist alles philosophisch; bei mir, Bruder, ist alles einfach, bäuerlich. Euern Schnickschnack verstehe ich nicht. Ihr trachtet alles so einzurichten, daß die Schafe heil bleiben und die Wölfe dennoch satt werden, das geht aber nicht. In Wirklichkeit ist es ganz anders.

„Wie ist es denn nach deiner Meinung am besten?"

„So, wie Gott es will."

„Gott hat nichts mit den Angelegenheiten der Menschen zu schaffen."

„Folglich werden die Menschen alles selbst machen."

„Wenn sie Menschen geworden sind", sagte Tschelnowskij.

„Ach ihr klugen Leute! Sieht man euch an, dann meint man, ihr wüßtet in der Tat was, aber nichts wißt ihr", rief Wassilij Petrowitsch mit energischer Stimme. „Weiter als bis zu eurer adeligen Nasen-

spitze seht ihr nicht, und weiter werdet ihr auch nie sehen. Wenn ihr in meiner Haut stecktet und wie ich unter den Leuten gelebt hättet und herumgegangen wäret, würdet ihr wissen, daß alles Plärren und Wortemachen zwecklos ist. Ach, du Satan, du! auch er hat adelige Gewohnheiten", brach Schafochs plötzlich in seiner Rede ab und stand auf.

„Wer hat adelige Gewohnheiten?"

„Der Hund, der Box, wer denn sonst?"

„Was hat er denn für adelige Gewohnheiten?" fragte Tschelnowskij.

„Er macht die Tür nicht zu."

Jetzt bemerkten wir in der Tat, daß es im Zimmer zog.

Wassilij Petrowitsch stand auf, schloß die Türe zum Flur und hängte den Haken ein.

„Danke", sagte Tschelnowskij zu ihm, als er zurückgekehrt war und sich wieder auf der Matte ausgestreckt hatte.

Wassilij Petrowitsch gab ihm keine Antwort; er stopfte sich noch ein Pfeifchen, steckte sie in Brand und fragte plötzlich unvermittelt: „Was wird denn in den Heftchen geschwätzt?"

„In welchen?"

„Nun, in euren Zeitschriften?"

„Man schreibt über verschiedene Angelegenheiten, alles kann man nicht aufzählen."

„Immerzu über den Fortschritt, wie?"

„Auch über den Fortschritt."

„Und über das Volk?"

„Auch über das Volk."

„Oh, Verderben über diese Zöllner und Pharisäer!" sagte Schafochs und atmete tief auf. „Schwätzen und schwätzen, und wissen selbst nichts."

„Warum denkst du denn, Wassilij Petrowitsch, daß außer dir niemand etwas vom Volke weiß? Da spricht doch die Eigenliebe aus dir, Bruder!"

„Nein, keine Eigenliebe. Ich sehe nur, wie schlecht sich alle mit dieser Sache beschäftigen. Alle führen große Worte im Mund, aber keiner macht auch nur einen Finger krumm. Nein, man betätige sich praktisch, man schwätze nicht! Bei euch entzündet sich diese Liebe da erst nach einem guten Essen. Da schreiben sie Erzählungen, Novellen!" fügte er hinzu, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte. „Ach, diese Wortemacher, diese verfluchten Pharisäer! Und selbst rühren sie sich nicht vom Fleck. Sie haben Angst, am Hafermehl zu ersticken. Und es ist auch ganz gut so, daß sie sich nicht ans Werk machen", fügte er hinzu, nachdem er etwas nachgedacht hatte.

„Warum ist es denn gut?"

„Darum, sage ich, weil sie am Hafermehl ersticken. Und wenn man ihnen ins Genick schlägt, damit sie sich räuspern können, schreien sie gleich: ‚Man schlägt uns tot!' Kann man denn solchen Leuten Glauben schenken? Und du," fuhr er fort, indem er sich auf mein Bett setzte, „ziehe dir mal so ein Hemd aus Hanf hier an, aber nimm dich in acht, daß es dir die Haut nicht aufscheuert; iß erst mal aufgeweichtes Brot, ohne die Stirn zu runzeln, und drücke dich

nicht darum, die Schweine in den Hof zu treiben, siehst du, dann wird man dir auch Glauben schenken. Lege deine Seele in deine Erzählungen hinein, aber so, daß man sieht, was du für eine Seele hast, und mache uns keine Flausen vor. Mein Volk, mein Volk! Was würde ich für dich tun! ... Mein Volk, mein Volk, was würde ich nicht für dich hingeben!" Wassilij Petrowitsch versank in Sinnen. Plötzlich erhob er sich zu seiner ganzen Größe, und die Arme zu mir und Tschelnowskij ausstreckend, rief er: „Jungens! Wirre Tage kommen, wirre Tage! Es ist keine Stunde länger zu zögern, sonst kommen die falschen Propheten. Ich höre schon ihre verfluchte und verhaßte Stimme. Im Namen des Volkes werden sie euch einfangen und verderben. Laßt euch nicht verwirren von jenen eitlen Rufern. Wenn ihr nicht die Kräfte von Stieren in euren Schultern fühlt, so nehmet die Bürde nicht auf euch. Es handelt sich nicht um die Zahl der Leute. Um einen Floh zu fangen, braucht man nicht fünf Finger, sondern nur einen. Von euch wie von den anderen verspreche ich mir nichts Besonderes für die Zukunft. Das ist nicht eure Schuld; ihr seid der Sache nicht gewachsen. Aber ich bitte euch, befolgt nur diesen meinen einzigen brüderlichen Rat: Schwätzt niemals ins Blaue hinein, macht keine leeren Worte! Wahrlich, wahrlich, groß ist die Lüge, die in solchen Worten steckt! Lüge, nichts als Lüge! Macht keinen Finger krumm, es wird euch schlecht ergehen; aber uns, solchen Schafochsen wie ich, macht das wenig", sagte er und schlug sich an die Brust.

„Auf uns schlägt Gottes Geißel ein, wenn wir uns damit zufrieden geben. Wir sind wie alle, und die Unsrigen kennen uns."

Wassilij Petrowitsch sprach lange und viel. Er hatte noch nie so viel geredet und sich so deutlich ausgesprochen. Schon war der Himmel von einem lichten Schein erhellt, und im Zimmer wurde es merklich grauer, doch Wassilij Petrowitsch schwieg noch immer nicht. Seine gedrungene Gestalt machte energische Bewegungen, und durch die Risse seines alten Flanellhemdes sah man, wie stark sich seine behaarte Brust hob und senkte.

Wir schliefen gegen vier Uhr ein und wachten um neun auf. Schafochs war nicht mehr da, und ich sah ihn von diesem Tage ab genau drei Jahre lang nicht wieder. Der seltsame Mensch war an dem gleichen Morgen in jene Gegenden gewandert, die ihm sein Freund, der Posthalter in Pogodowo, empfohlen hatte.

4

In unserem Gouvernement gibt es ziemlich viele Klöster, die mitten im Walde errichtet sind und ‚Einödsklöster' heißen. Mein Großmütterchen war eine sehr fromme alte Dame. Als eine Frau der guten alten Zeit hatte sie die unüberwindliche Leidenschaft, hin und wieder zu diesen Einödsklöstern zu wallfahren. Sie bewahrte nicht nur die Geschichte jedes dieser einsamen Klöster in ihrem Gedächtnis, sondern kannte auch sämtliche Klosterlegenden, die Geschichte der

Ikonen, alle Wundertaten, die dort erzählt wurden, alle Klostergebräuche, die Sakristei und alles übrige. So war sie ein alter, aber lebendiger Führer zu den heiligen Stätten unseres Landes. In den Klöstern kannten denn auch alle die alte Frau und empfingen sie ungewöhnlich herzlich und erfreut, obwohl sie niemals sonderlich kostbare Zuwendungen machte. Sie stiftete nur Altardecken, mit deren Anfertigung sie sich den ganzen Herbst und Winter über beschäftigte, da ihr das schlechte Wetter verbot, Wallfahrten zu unternehmen. In den Fremdenhäusern des P—sker und L—sker Klosters hielt man zu Peter und Paul und zu Mariä Himmelfahrt stets zwei Zimmer für sie bereit. Sie wurden gestrichen und gesäubert und selbst in der Nacht vor dem Feste keinem anderen eingeräumt.

„Alexandra Wassiljewna kommt bestimmt," pflegte der Schaffner zu sagen, „ich kann ihr Zimmer nicht abtreten."

Und in der Tat, mein Großmütterchen kam.

Einmal hatte sie sich sehr verspätet, und das Volk strömte in Mengen herbei, um den Feiertag im Kloster zu begehen. In der Nacht vor der Frühmesse langte im P—sker Einödskloster ein General an und forderte das beste Zimmer im Fremdenhaus. Der Pater Schaffner war in einer schwierigen Lage. Zum ersten Male war mein Großmütterchen an dem Erzfeiertage der Einsiedeleikirche nicht erschienen. ‚Die alte Frau ist offenbar gestorben', dachte er. Als er jedoch einen Blick auf seine zwiebelförmige Uhr geworfen und bemerkt hatte, daß es noch zwei Stunden

vor der Frühmesse war, gab er dem General ihr Zimmer nicht, sondern begab sich ruhig in seine Zelle, um das Mitternachtsgebet zu lesen. Dreimal schlug die große Klosterglocke mit dumpfem Ton; in der Kirche huschte ein Lichtschein hin und her; ein Kirchendiener entzündete mit einer brennenden Kerze die Leuchter vor dem Ikonostas. Das Volk strömte in Scharen, gähnend und den Mund bekreuzend, in die Kirche hinein. Just in dem Augenblick trat auch meine liebe Großmutter in einem sauberen Tuchkleid und schneeweißen Häubchen Moskauer Mode von anno 1812 durch die Nordtür ein, bekreuzigte sich gottesfürchtig und murmelte: „Vernimm meine Stimme, mein Herr und Gott!“ Als der Mönchsdiakon den Lobgesang ‚Erhebet euch!‘ anstimmte, stand mein Großmütterchen bereits in einer dunklen Ecke und verneigte sich bis zum Boden für die Seelen der Verstorbenen. Der Pater Schaffner, der die Beter nach der Frühmesse zum Kreuz vorließ, wunderte sich nicht im mindesten, als er die Alte sah, sondern reichte ihr die Hostie, die er aus dem Priesterrock hervorzog, und sagte ganz ruhig: „Sei gegrüßt, Mutter Alexandra!“ Großmutter wurde in den Klöstern nur von den jungen Mönchen Alexandra Wassiljewna genannt. Die Alten sagten nicht anders als ‚Mutter Alexandra‘ zu ihr. Unsere gottesfürchtige Alte war jedoch niemals eine Frömmlerin und machte nie eine Nonne aus sich. Ungeachtet ihrer fünfzig Jahre war sie stets so sauber angezogen wie ein Löffelreiher. Das frische gelbe oder grüne Kattunkleid, die hohe Tulaer Haube

mit den gelben Bändern und das Täschchen mit dem darauf gestickten Hündchen — alles, was die gute Alte an sich trug, war sauber und zeugte von einer gewissen naiven Koketterie. Sie pflegte in einer federlosen Landkutsche, die mit einem Paar alter brauner Stuten vorzüglicher Zucht bespannt war, die Reise nach den Einödsklöstern zu machen. Die Mutterstute hieß ‚Adrette' und die Tochter ‚Plötzliche'. Diesen Namen hatte die Tochterstute deshalb erhalten, weil sie vollkommen unerwartet auf die Welt gekommen war. Großmütterchens beide Pferde waren ungewöhnlich friedfertig, gut und fromm, und die Reise mit ihnen sowie mit der ehrwürdigen alten Frau und ihrem gutmütigen alten Kutscher Ilja Wassiljewitsch war die ganzen Jahre meiner Kindheit hindurch mein höchster Genuß. Schon in frühester Jugend machte ich den Adjutanten der alten Frau. Das erste Mal, als ich mit ihr und ihren braunen Stuten nach dem L—sker Kloster reiste, war ich erst sechs Jahre alt. Und von jener Zeit an war ich jedes Jahr ihr Begleiter, bis man mich mit zehn Jahren in das Gymnasium der Gouvermentsstadt brachte. Die Reise zu den Klöstern hatte sehr viel Anziehendes für mich. Meine Großmutter hatte die Gabe, ihre Reisen ungewöhnlich poetisch zu gestalten. Wir fuhren gewöhnlich im Trab; ringsum war es so schön, die Luft war so würzig. Die Dohlen versteckten sich im grünen Korn. Die Leute, die uns begegneten, grüßten uns mit tiefem Neigen, und wir grüßten sie wieder. Im Walde pflegten wir im Schritt zu fahren; mein

Großmütterchen erzählte mir Geschichten von 1812, von den Moschaisker Adligen, von ihrer Flucht aus Moskau; sie malte mir aus, wie stolz die Franzosen einmarschierten, und wie sie später jämmerlich in der Kälte umkamen und erschlagen wurden. Dann kam wieder eine Poststation, wir trafen bekannte Posthalter; Frauen mit dicken Bäuchen und Schürzen, die bis über die Brust reichten, begegneten uns; wir gelangten zu weiten Weideplätzen, auf denen man die Pferde frei laufen lassen konnte. All dies fesselte mich und war von bezaubernden Reize für mich. Während Großmütterchen im Stübchen Toilette machte, begab ich mich in den kühlen, schattigen Schuppen zu Ilja Wassiljewitsch, legte mich neben ihm auf einem Bund Heu nieder und lauschte seiner Erzählung, wie er einmal in Orjol den Kaiser Alexander Pawlowitsch gefahren hatte. Ich erfuhr, was das für eine gefährliche Sache gewesen war, wieviel Equipagen sich dort eingefunden hatten und welchen Gefahren die Equipage des Kaisers ausgesetzt gewesen war, als bei der steilen Abfahrt zum Orlik einem leibeigenen Kutscher die Stränge rissen, und wie nun allein er, Ilja Wassiljewitsch, durch seine Geistesgegenwart dem Kaiser das Leben rettete, der sich schon angeschickt hatte, aus der Kutsche herauszuspringen. Die Phäaken können den Erzählungen des Odysseus nicht so gespannt zugehört haben, wie ich unserm Kutscher Ilja Wassiljewitsch.

In allen Klöstern hatte ich Freunde. Am meisten liebten mich zwei Greise: der Abt des P—sker Klosters

und der Pater Schaffner des L—ſker Kloſters. Der erſte, ein großer, weißhaariger Greis mit einem guten, aber ſtrengen Geſicht genoß allerdings nicht meine Anhänglichkeit. Dafür liebte ich jedoch den Pater Schaffner mit der ganzen Kraft meines jungen Herzens. Er war die gutmütigſte Seele auf Gottes Welt, von der er nebenbei geſagt keine Ahnung hatte; und in dieſer ſeiner Weltfremdheit lag auch, wie mir heute ſcheinen will, die Urſache ſeiner grenzenloſen Liebe zur Menſchheit.

Allein außer dieſen ſozuſagen ariſtokratiſchen Bekanntſchaften mit den Kloſteroberen unterhielt ich auch eine mehr demokratiſche Verbindung mit den Kloſterplebejern. Ich hegte eine ſtarke Liebe für die Laienbrüder, dieſe ſeltſame Menſchenklaſſe, in der zwei Leidenſchaften vorzuherrſchen pflegen: Faulheit und Eigenliebe; zuweilen aber begegnet man unter ihnen auch heiterer Sorgloſigkeit und echt ruſſiſcher Gleichgültigkeit gegen die eigene Perſon.

„Fühlten Sie ſich denn berufen, ins Kloſter einzutreten?“ fragte ich einmal einen von den Laienbrüdern.

„Nein,“ antwortete er, „von einer Berufung kann keine Rede ſein, ich trat halt ein.“

„Und Sie wollen Mönch werden?“

„Unbedingt.“

Einem Laienbruder erſcheint es gänzlich unmöglich, aus dem Kloſter wieder auszutreten, obwohl er weiß, daß ihm dabei niemand Hinderniſſe in den Weg legen würde. Ich mochte als Kind dieſes luſtige, zu Scher-

zen geneigte, kecke und gutmütig scheinheilige Völkchen gern leiden. So lange ein Laienbruder noch Novize oder ‚Schnecke‘ ist, schenkt ihm niemand sonderlich Beachtung, und darum kennt auch niemand seine Natur. Sobald der Laienbruder aber Priesterrock und Kapuze bekommt, wandeln sich sowohl sein Charakter wie seine Beziehungen zu den Menschen. Solange er jedoch Laienbruder ist, ist er ein gewöhnliches Wesen, ein Mensch wie alle andern. Welcher homerischen Faustkämpfe unter den Klosterbäckern erinnere ich mich! Welche kecken Lieder wurden mit halblauter Stimme an den Mauern gesungen, wenn fünf bis sechs hübsche erwachsene Novizen an ihnen entlangschlenderten und dabei scharf zum Flüßchen hinüberspähten, an dessen jenseitigem Ufer von wohltönenden, lockenden Frauenstimmen ein anderes Lied gesungen wurde: „Auf! Herbei! Kommt herein, zu uns in den grünen Hain!“ Und ich weiß noch, wie die ‚Schnecken‘ zuweilen bei solchen Liedern in Erregung kamen, wie sie es nicht mehr aushalten konnten und in den grünen Hain stürmten. Oh! ich habe all das noch sehr gut im Gedächtnis! Ich habe auch nicht ein einziges Erlebnis vergessen; ich entsinne mich noch der Wechselgesänge, mit denen die verschiedensten, höchst originellen Themen besungen wurden, sowie der Turnübungen an den hohen Klostermauern, die jedoch zu diesem Zweck nicht recht geeignet waren. Gut kann ich mich noch daran erinnern, wie wir uns in der Fähigkeit übten zu schweigen oder so zu lachen, daß das Gesicht einen ernsten Ausdruck behielt. Am meisten

liebte ich den Fischfang auf dem Klostersee. Meine Freunde unter den Novizen hielten eine Fahrt nach dem Klostersee gleichfalls für einen Festtag. Der Fischfang war in ihrem einförmigen Leben die einzige Beschäftigung, bei der sie sich doch wenigstens etwas im Freien tummeln und die Kraft ihrer jungen Muskeln erproben konnten. Und in der Tat, in diesen Fischzügen lag sehr viel Poesie. Die Entfernung vom Kloster zum See betrug acht oder neun Werst und der Weg führte durch dichten Laubwald. Man brach gewöhnlich vor der Abendmesse zum Fischfang auf. Auf dem mit einem feisten, hochbetagten Klostergaul bespannten Wagen lagen ein Netz, einige Eimer, ein Fäßchen für die Fische und Angelhaken. Von uns nahm jedoch niemand auf dem Wagen Platz. Die Lenkseile waren an den Seitenstangen des Wagens festgebunden, und wenn das Pferd vom Wege abwich, dann sprang der Bruder, der das Amt des Wagenführers hatte, schnell herbei und zog am Lenkseil. Übrigens wich das Pferd fast niemals vom Wege ab, was auch kaum möglich war, da vom Kloster bis zum See nur der eine kleine Weg durch den Wald führte, und dieser Weg war so ausgefahren, daß das Pferd niemals die Lust ankam, das Rad aus der tiefen Spur herauszuziehen. Zur Aufsicht gab man uns immer den Greis Ignatij mit, einen tauben und fast blinden alten Mann, der einstmals den Kaiser Alexander I. in seiner Zelle empfangen hatte und immerzu vergaß, daß Alexander I. schon nicht mehr regierte. Pater Ignatij fuhr auf einem kleinen Bauernwagen

und lenkte das andere, ebenfalls sehr dicke Pferd selbst. Ich hatte das Recht, immer mit dem Vater Ignatij zu fahren, in dessen besondere Obhut mich mein Groß-mütterchen gegeben hatte, und Pater Ignatij erlaubte mir sogar, das dicke Pferd zu lenken, das an die kurze Gabeldeichsel des Wagens gespannt war. Ich zog es jedoch meistens vor, mit den Laienbrüdern zu Fuß zu gehen. Diese aber hielten sich nie an den Weg. All-mählich, ganz allmählich schlugen wir uns tiefer in den Wald; zuerst sangen wir ‚Ging ein junger Mönch des Wegs, kam ihm Christus selbst entgegen', aber dann stimmte plötzlich jemand ein anderes Lied an, und nun sangen wir eines nach dem andern. Unver-geßliche, herrliche Zeit! Gesegnet seist du, gesegnet seid auch ihr, die ihr mir diese Erinnerungen gabet! Es kam oft vor, daß wir auf diese Weise erst in der Nacht zum See gelangten. Dort stand am Ufer eine ärmliche Hütte, worin zwei Greise wohnten, die das Recht hatten, Mönchskutten zu tragen: die Laienbrüder Pater Sergej und Pater Wawila. Sie waren beide keine ‚Grammatiker', das heißt sie verstanden weder zu lesen noch zu schreiben, und verrichteten den Wäch-terdienst am Klostersee. Pater Sergej war ein Mann, der ungewöhnliches Geschick in allen Handfertigkeiten besaß. Ich besitze noch heute einen von ihm gearbei-teten prachtvollen Löffel sowie ein mit schönen Orna-menten verziertes Kreuz. Er flocht auch Netze, Reusen, Körbe aus Birkenrinde, Handkörbchen und verschie-dene solche Dinge. Er besaß eine außerordentlich kunstvoll geschnitzte Holzstatuette eines Heiligen, zeigte

sie mir aber nur ein einziges Mal und da auch nur unter der Bedingung, daß ich niemanden etwas davon sagte. Pater Wawila dagegen arbeitete gar nicht. Er war ein Dichter. ‚Er liebte die Freiheit, die Muße, die Ruhe.‘ Er konnte stundenlang am See in betrachtender Stellung bleiben und beobachten, wie die Wildenten aufflogen, wie ein stattlicher Reiher dahergestolzierte und sich von Zeit zu Zeit Frösche aus dem See zog, die sich einst bei Zeus den Reiher zum König erkoren hatten. Gleich vor der Hütte der beiden Mönche begann ein breiter Sandstreifen, an den sich der See anschloß. In der Hütte war es sehr sauber. Auf einem kleinen Wandbrettchen standen zwei Ikonen; außerdem befanden sich in der Hütte zwei schwere Holzbetten, die mit grüner Ölfarbe schön angestrichen waren, ein Tisch, der mit einem ungebleichten Leinwandlaken bedeckt war, und zwei Stühle; an den Wänden zogen sich Bänke hin, wie man sie in jedem Bauernhause findet. In einer Ecke stand ein Schränkchen mit dem Teegerät; auf einem Schemel darunter befand sich der Samowar, der so blank geputzt war wie ein Dampfkessel auf der Yacht des Zaren. Alles war sehr sauber und behaglich. In der Klause der beiden Väter lebte außer ihnen selbst nur eine dunkelgelbe Katze, die ‚Kapitän‘ hieß und dadurch bemerkenswert war, daß sie einen männlichen Namen hatte und so lange wirklich für ein männliches Wesen gehalten worden war, bis sie eines Tages — welcher Skandal! — plötzlich Junge geworfen hatte; und von da an hatte sie nicht mehr aufgehört, ihre Nach-

kommenschaft, wie jede andere Katze auch, tüchtig zu vermehren.

Von unserer ganzen Gesellschaft schlief nur der Pater Ignatij in der Hütte bei den beiden Laienbrüdern. Ich verzichtete gewöhnlich auf diese Ehre und nächtigte mit den Novizen unter freiem Himmel neben der Hütte. Übrigens schliefen wir fast nie. Bis wir ein Feuer angezündet, einen Kessel voll Wasser gekocht, den flüssigen Grützebrei hinzugeschüttet und einige magere Karauschen hineingeworfen hatten, bis wir dann all dies aus einer großen hölzernen Schüssel verzehrt hatten, war es meist schon Mitternacht geworden. Und wenn wir uns nun ausstreckten, begann sofort jemand ein Märchen zu erzählen; aber es mußte unbedingt recht schauerlich und voller Schrekken sein. Von den Märchen ging man zu wahren Begebenheiten über, zu denen jeder, wie es sich gehört, stets eine Menge hinzulog. Ehe jemand zum Schlafen gekommen war, war die Nacht zum größten Teil schon vergangen. Die Erzählungen handelten zumeist von Pilgern und Räubern. Besonders viele solcher Geschichten kannte Timofej Newstrujew, ein bejahrter Novize, der bei uns als ein unbesiegbarer Recke galt und sich immerzu für einen Krieg zur Befreiung der Christenheit trainierte, um alle Feinde ‚runterzuschlagen'. Er war offenbar durch ganz Rußland gepilgert, war sogar in Palästina und Griechenland gewesen und hatte gesehen, daß man sie allesamt ‚runterschlagen' könne. Wir machten's uns auf dem trockenen Uferstreifen bequem, das Feuer-

chen rauchte noch, die dicken Pferde, die an einem Pfosten festgebunden waren, schnoben über dem Hafer, und schon begann jemand zu erzählen. Ich habe jetzt die meisten dieser Geschichten wieder vergessen und entsinne mich nur noch an die letzte Nacht, in der ich dank der Freundlichkeit meines Großmütterchens mit den Laienbrüdern am Ufer des P—sker Sees schlief. Timofej Newstrujew war nicht recht bei Laune, denn er hatte am Vormittag mitten in der Kirche knieen müssen, weil er nachts über den Zaun in den Garten des Priors geklettert war. Statt seiner begann Emeljan Wysotzkij zu erzählen. Er war ein junger Mann von ungefähr achtzehn Jahren, stammte aus Kurland, war als Kind in unser Gouvernement verschlagen worden und als Laienbruder ins Kloster eingetreten. Von seiner Mutter, die eine Schauspielerin war, wußte er nichts mehr. Er war bei einer mildherzigen Kaufmannsfrau aufgewachsen, die ihn im Alter von neun Jahren ins Kloster gebracht hatte. Die Unterhaltung entspann sich, als einer der Brüder nach einer Geschichte tief aufseufzte und fragte: „Warum gibt es jetzt eigentlich keine richtigen Räuber mehr, liebe Brüder?“

Niemand gab ihm eine Antwort. Mich begann diese Frage zu quälen; ich hatte selbst lange darüber nachgedacht, ohne eine Erklärung zu finden. Damals hatten Räuber etwas außerordentlich Anziehendes für mich, und ich malte alle meine Hefte mit Figuren voll, die mit ihren Umhängen und roten Federn an den Hüten Räuber sein sollten.

„Es gibt auch heute noch Räuber“, ließ sich der dienende Bruder aus Kurland mit seinem feinen Stimmchen vernehmen.

„Was soll es jetzt noch für Räuber geben, kannst du uns das erzählen?“ sagte Newstrujew und wikkelte sich bis an den Hals in seinen Bauernkittel aus Kattun.

„Ja, ja, als ich noch bei der Pusanicha wohnte,“ begann der Kurländer, „pilgerten wir einmal mit Mutter Natalija aus Borowsk und mit Alena aus Tschernigow, die auch eine Pilgerin war, nach Mzensk, um zu dem heiligen Wundertäter Nikolaj zu beten. (In Mzensk befindet sich eine geschnitzte Ikone des heiligen Nikolaj.)

„Was ist das für eine Natalija? Die hübsche Große, ja?“ unterbrach ihn Newstrujew.

„Jawohl, die ist's“, antwortete der Erzähler schnell und fuhr fort: „Auf dem Wege liegt das Dorf Otrada. Fünfundzwanzig Werst von Orjol entfernt. Wir kamen gegen Abend in diesem Dorfe an. Wir baten die Bauern um ein Nachtlager, sie wiesen uns ab. Nun, wir gingen ins Gasthaus. Dort wird für einen Groschen jeder aufgenommen; aber das Gasthaus war furchtbar überfüllt. Lauter Wollschläger. Es mochten gegen vierzig Mann sein. Sie führten so schlimme Reden und rissen solche Zoten, daß man am liebsten davongelaufen wäre. Als mich Mutter Natalija am andern Morgen weckte, waren die Wollschläger fort. Nur drei waren noch da, aber auch die schnürten schon ihre Ranzen und Hanfschwingen zu-

sammen. Wir packten gleichfalls unsere Ranzen, zahlten drei Groschen für das Nachtlager und gingen auch. Als wir schon außerhalb des Dorfes waren und uns umschauten, sahen wir die drei Wollschläger hinter uns herkommen. Nun, was soll ich euch sagen, sie folgten uns auf dem Fuße und ließen nicht von uns ab. Uns schien nichts Verdächtiges dabei zu sein. Nur Mutter Natalja sagte: ‚Nanu, das ist doch eigentümlich! Gestern nach dem Abendbrot sagten doch diese selben Wollschläger, daß sie nach Orjol wollten, und heute, guck' mal einer an, gehen sie uns nach Mzensk nach!‘ Wir marschierten weiter, die Wollschläger immer in einiger Entferung hinter uns drein. Jetzt führte der Weg durch einen Wald. Kaum waren wir dort angelangt, so versuchten uns die Wollschläger einzuholen. Wir marschierten schneller; jene auch. ‚Warum lauft ihr denn so!‘ riefen sie, ‚ihr entkommt uns ja doch nicht.‘ Und schon hielten zwei von ihnen Mutter Natalija an den Armen fest. Die schrie wie eine Besessene, und Mutter Alena und ich liefen Hals über Kopf davon. Während wir fortrannten, brüllten sie uns nach: ‚Halte sie, halte sie!‘ Sie gröhlten, und Mutter Natalija schrie furchtbar. ‚Sicher hat man sie totgestochen‘, dachten wir und eilten immer weiter. Tante Alena hatte ich bereits aus den Augen verloren; mich wollten meine Beine nicht mehr weitertragen, die Knie knickten mir ein. Ich merkte, daß meine Kräfte mich verließen, blieb stehen und sank unter einen Strauch. ‚Was Gott mir beschieden hat, wird auch geschehen‘, dachte ich. Lange lag ich

da und konnte kaum Atem holen. Ich wartete darauf, daß die Räuber gleich angesprungen kämen. Aber keiner kam. Es war nur zu hören, wie sie sich noch immer mit Mutter Natalija herumschlugen. Mutter Natalija war eine kräftige Frau, man konnte ihr nicht so schnell den Garaus machen. Plötzlich wurde es still, und ich hörte nichts mehr. Aber mit einem Male schrie Mutter Natalija wieder laut auf. Nun, dachte ich, Gott sei ihrem Seelchen gnädig. Ich selbst wußte nicht mehr, ob ich aufstehen und fortlaufen oder hier an Ort und Stelle auf einen guten Menschen warten sollte. Plötzlich hörte ich jemand kommen. Ich lag nicht tot, nicht lebendig da und lugte aus dem Gebüsch heraus. Nun, was denkt ihr, meine lieben Brüder, was ich sah? Was da kam, war Mutter Natalija! Ihr schwarzes Tuch hing vom Kopf herab, ihr dicker, blonder Zopf war ganz aufgegangen; sie trug ihren Ranzen in der Hand und schleppte sich nur so dahin. Ich werde sie anrufen, dachte ich mir, und rief mit halblauter Stimme ihren Namen. Sie blieb stehen und schaute nach dem Gebüsch hin. Ich rief noch einmal. ‚Wer ist's?' sagte sie. Ich sprang zu ihr hin; sie ächzte und stöhnte. Ich schaute ringsum, weder vor noch hinter uns war jemand zu sehen. ‚Sie werden uns nachkommen!' sagte ich, ‚komm, laufen wir schnell weiter!' Aber sie stand da wie eine Säule; nur ihre Lippen bebten. Ich sah sie an; ihr Kleid war ganz zerrissen, die Hände und sogar die Ellenbogen waren voller Schrammen; ihre Stirne war ebenfalls zerkratzt, wie von Nägeln. ‚Gehen wir doch fort!'

sagte ich noch einmal. ‚Haben sie dich gedrosselt und gewürgt?' fragte ich sie. ‚Ja,' sagte sie, ‚komm nur schnell.' Wir eilten fort. ‚Wie hast du dich denn von ihnen freigemacht?' Doch sie gab mir keine Antwort und sprach nichts mehr, bis wir zum Dorf kamen, wo wir auch Mutter Alena trafen."

„Nun, und was erzählte denn die?" fragte Newstrujew, der gleich allen andern der Erzählung ganz still zugehört hatte.

„Ja, die erzählte auch nur, daß ihr die Kerle immerzu nachgelaufen seien. Aber sie habe andauernd gebetet und ihnen Sand in die Augen geworfen."

„Und man hat ihr nichts genommen?" fragte jemand.

„Nichts. Sie hatte nur einen Schuh verloren und das Amulett am Halse. Im Busen hatten sie immerzu nach Geld gesucht", sagte sie.

„Na ja! Was das für Räuber waren, weiß ich schon. Es kam ihnen nur auf den Busen an!" erklärte Newstrujew, und er begann gleich eine Geschichte von viel richtigeren Räubern, die ihm einmal im Kreise Obojan einen tüchtigen Schrecken eingejagt hatten. „Paßt auf," sagte er, „das waren richtige russische Räuber!"

Alle waren aufs höchste gespannt und spitzten die Ohren, um die Geschichte von den richtigen, tüchtigen Räubern zu hören.

Newstrujew begann: „Ich ging einmal aus dem Kloster fort, auf eine Pilgerfahrt, weil ich ein Gelübde getan hatte. An Geld hatte ich anderthalb Rubel bei

mir und außerdem noch das Ränzel voll Hemden. Unterwegs stießen eines Tages zwei Handwerksburschen zu mir. ‚Wohin gehst du?' fragten sie mich. ‚Dort und dorthin', gab ich zur Antwort. ‚Dorthin wollen wir auch', versetzten sie. ‚Da können wir ja zusammen gehen.' ‚Schön gehen wir!' Wir marschierten weiter und kamen in ein Dorf. Es dunkelte schon. ‚Bleiben wir doch hier zur Nacht', sagte ich zu den beiden. ‚Hier ist nichts los, gehen wir noch eine Werst weiter, dort ist ein nettes Gehöft, wo uns Vergnügen jeder Art erwartet!' ‚Ich brauche eure Art Vergnügen nicht', erwiderte ich. ‚Nun, komm nur mit,' meinten sie, ‚es ist doch nicht mehr weit.' Also ging ich mit. Und wirklich stießen wir nach fünfviertel Werst auf ein ziemlich großes Gehöft im Walde, das genau wie ein Gasthaus aussah. In zwei Fenstern schimmerte Licht. Der eine Handwerksbursche klopfte am Torring; im Hausflur heulten die Hunde, aber niemand öffnete. Nachdem wir noch einmal gepocht hatten, hörten wir jemand aus dem Haus herauskommen und uns etwas zurufen. Soviel ich unterscheiden konnte, gehörte die Stimme einer Frau. ‚Wer ist da?' fragte sie. Der Handwerksbursche antwortete: ‚Wir.' ‚Wer ist wir?' ‚Der vom Wäldchen und der von der Kiefer', sagte er. Die Tür wurde geöffnet. Im Hausflur war es so finster wie im Grab. Die Frau schloß hinter uns das Tor und öffnete die Stubentür. In der Stube befanden sich keine Mannspersonen, sondern nur die Frau, die uns eingelassen hatte; eine andere pockennarbige Frau saß dabei und zupfte Wolle.

‚Nun, guten Abend, Atamanin!‘ sagte der Handwerksbursche. ‚Guten Abend‘ gab das Weib den Gruß zurück. Plötzlich begann sie mich zu mustern. Ich blickte sie ebenfalls an. Sie war ein festes Weib von ungefähr dreißig Jahren, ihr weißes, rotbäckiges Gesicht hatte einen spitzbübischen Zug, und ihre Augen blickten sehr gebieterisch. ‚Wo habt ihr den jungen Burschen aufgegabelt?‘ fragte sie. Damit meinte sie mich. ‚Das werden wir dir später sagen,‘ war die Antwort, ‚jetzt gib uns erst mal was zu Happen-Pappen, die Zähnchen haben lange keine Arbeit mehr gehabt.‘ Pökelfleisch, Meerrettich, eine Flasche Schnaps und Pasteten kamen auf den Tisch. ‚Nun iß!‘ sagten die Handwerksburschen zu mir. ‚Nein,‘ entgegnete ich, ‚ich esse kein Fleisch.‘ ‚Nun, dann nimm eine Quarkpastete.‘ Ich langte zu. ‚Trink!‘ redeten sie mir zu. Ich trank ein Gläschen. ‚Trink noch eins!‘ Ich trank auch das zweite. ‚Willst du bei uns bleiben?‘ fragten sie dann. ‚Wieso bei euch bleiben?‘ erkundigte ich mich. ‚Nun, du siehst ja, wie's bei uns ist: zu zweien geht's uns nicht so von der Hand. Ziehe mit uns, trink und iß... nur der Atamanin mußt du gehorsam sein..., willst du?‘ Eine üble Sache! dachte ich bei mir; ich bin an keinen guten Ort geraten. ‚Nein,‘ sagte ich, ‚ich kann nicht mit euch leben, Jungens.‘ ‚Warum denn nicht?‘ fragten sie. Und dabei tranken sie ein Glas Schnaps nach dem andern und nötigten mich immerzu: ‚Trink doch, trink!‘ ‚Verstehst du zu raufen?‘ fragte der eine. ‚Ich habe es nicht gelernt‘, versetzte ich. ‚Wenn du's nicht gelernt hast, dann mußt du eben

Unterricht bekommen!' und damit gab er mir eine schallende Ohrfeige. Die Hausfrau sagte kein Wort, und die andere zupfte ruhig ihre Wolle weiter. ,Was soll das, Brüder?' fragte ich. ,Das soll's,' sagte er, ,geh nicht zum Laden, schau nicht zum Fenster herein', und dabei gab er mir auch an das andere Ohr einen derben Schlag. Nun, dachte ich, mir ist es gleich, ob ich verloren bin, aber so leichten Kaufes sollen sie mich nicht haben. Ich drehte mich um, und hast du nicht gesehen, brannte ihm meine Faust im Nacken. Er kollerte gleich unter den Tisch. Als er sich wieder erhob, krächzte er und räusperte sich, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und griff nach der Flasche. ,Du willst wohl von hier nicht wieder ans Tagelicht kommen!' meinte er. Ich merkte, daß alle schwiegen; auch sein Kumpan sagte nichts. ,Nein,' versetzte ich, ,ich habe durchaus nicht den Wunsch, hier zu verrecken.' ,Na, wenn du dies nicht willst, dann trinke Schnaps.' ,Ich werde auch keinen Schnaps mehr trinken.' ,Trink! Der Abt sieht's ja nicht, er läßt dich nicht knieen.' ,Ich mag keinen Schnaps mehr.' ,Nun, wenn du absolut nicht magst, dann hol dich der Teufel! Bezahl, was du getrunken hast, und geh schlafen!' ,Wieviel habe ich für den Schnaps zu zahlen?' fragte ich. ,Alles, was du hast. Bei uns, Bruder, ist das sogenannte bittere russische Los teuer, denn es ist aus Schnaps, Tränen, Pfeffer und Hasenherz gebraut.' Ich wollte der Sache eine scherzhafte Wendung geben, aber es ging nicht. Kaum hatte ich meine Börse hervorgezogen, als sie der Handwerksbursche an sich riß und

über den Bretterverschlag hinüberschleuderte. ‚Nun geh schlafen, Schwarzrock', sagte er. ‚Wohin soll ich denn gehen?' ‚Die taube Närrin da wird dich führen! ... Bringe ihn hin!' schrie er der Frau zu, die Wolle zupfte. Ich schritt hinter der Alten in den Hausflur hinaus und von dort in den Hof. Die Nacht war so herrlich wie heute; am Himmel funkelten die Plejaden, und durch den Wald huschte schnell wie ein Eichhörnchen ein leichter Wind. Mir tat mein junges Leben leid, und ich hatte Sehnsucht nach unserm stillen Kloster. Die Frau öffnete mir die Vorratskammer. ‚Nun, geh hinein, armer Kerl!' sagte sie und schritt davon. Als ob sie Mitleid mit mir gehabt hätte. Ich ging hinein und tastete mit den Händen umher; ich spürte etwas Aufeinandergehäuftes, konnte jedoch nicht unterscheiden, was es war. Plötzlich fühlte ich einen Pfosten. Einerlei, dachte ich, verloren bin ich doch! und kletterte hinauf. Ich gelangte bis zum Querbalken und dem Vorsprung unter dem Dache. Nun versuchte ich die Dachsparren auseinanderzuschieben. Ich zerschund mir die Hände furchtbar, konnte aber schließlich an die fünf Sparren beiseite schieben Dann begann ich das Stroh durchzustoßen. Schon konnte ich die Sterne sehen. Ich arbeitete aus Leibeskräften und machte das Loch noch größer. Dann steckte ich zuerst mein Ränzel hindurch, bekreuzte mich und stürzte mich selbst kopfüber hinunter. Und nun lief ich mit einer solchen Geschwindigkeit davon, meine lieben Brüder, wie ich mein Lebtag noch nicht gerannt war."

Die Erzählungen waren fast alle von dieser Art,

aber sie kamen mir damals so interessant vor, daß ich ihnen unablässig angespannt lauschte und kaum vor dem Morgengrauen Schlaf in die Augen bekam. Ehe wir's uns versahen, stieß uns Pater Ignatij schon mit seinem Stöckchen wieder wach. ‚Aufstehen! Es ist Zeit, an den See zu gehen.' Die Laienbrüder erhoben sich gähnend; die armen Kerle waren noch sehr schläfrig. Sie nahmen das Netz, zogen sich Schuhe, Strümpfe und Unterkleider aus und begaben sich zu den Booten. Die plumpen, rabenschwarzen Klosterboote waren stets in einer Entfernung von ungefähr fünfzehn Faden vom Ufer an Pfosten angebunden, und zwar deshalb, weil der sandige Uferstrand nur ganz flach in den See hinein verlief und die schwarzen Boote so tief im Wasser standen, daß sie nicht bis ans Ufer herangezogen werden konnten. Über die Sandbarre bis zu den Booten pflegte mich Newstrujew auf seinen Armen zu tragen. Ich erinnere mich noch deutlich an dieses Hinübertragen, an die guten, sorglosen Leute. Noch heute sehe ich ganz deutlich vor mir, wie die Laienbrüder, wenn sie noch schlaftrunken und warm ins kalte Wasser stiegen, zuerst hochhüpften, lachten und bebend vor Kälte das schwere Netz herbeischleppten, sich tief über das Wasser beugten und ihre vom Schlaf noch verquollenen Augen damit benetzten und auffrischten. Ich erinnere mich des leichten Dampfes, der vom Wasser aufstieg, der golden schimmernden Karauschen und der schlüpfrigen Aale. Ich erinnere mich der Mittagspausen, wo wir allesamt wie erschlagen aufs Gras niedersanken und vor Müdig-

keit auf die bernsteingelbe Fischsuppe verzichteten, die Pater Sergej den Laienbrüdern bereitet hatte. Aber am deutlichsten entsinne ich mich der unwilligen, ja fast wütenden Mienen, wenn die dicken Pferde wieder angespannt wurden, um die gefangenen Karauschen ins Kloster zurückzufahren, und wenn die ‚Schnecken' hinter ihrem Oberhaupt, dem Pater Ignatij, wieder zu ihren Klostermauern zurückpilgern mußten.

Und an einer dieser mir von Kindheit an so vertrauten Stätten sollte ich noch einmal ganz zufällig und unerwartet dem aus Kursk davongelaufenen Schafochs begegnen.

5

Viel Wasser ist ins Meer geflossen seit der Zeit meiner Kindheitserrinnerungen, die vielleicht mit dem harten Schicksal meines Freundes Schafochs wenig gemein haben. Ich wurde ein Mann und lernte das Leid des Lebens kennen. Mein Großmütterchen starb; auch Ilja Wassiljewitsch sowie Adrette und die ‚Plötzliche' segneten das Zeitliche; aus den lustigen ‚Schnekken' wurden solide Mönche. Ich besuchte das Gymnasium; dann kam ich in die sechshundert Werst entfernte Universitätsstadt, wo ich ein einziges lateinisches Lied singen lernte, und etwas Strauß, Feuerbach, Büchner und Babeuf las; dann kehrte ich mit dem ganzen Rüstzeug meines Wissens wieder zu den heimatlichen Penaten zurück. In diese Zeit fällt meine oben beschriebene Bekanntschaft mit Wassilij Petrowitsch. Nach weiteren vier Jahren, in denen ich viel

Not und Sorge kennen lernte, erschien ich wieder unter den heimatlichen Lindenbäumen. Zu Hause hatte sich während dieser Zeit nichts verändert; die Sitten, die Anschauungen, die Richtungen waren dieselben geblieben. Alles Neue hatte sich ganz auf natürliche Weise vollzogen. Mein Mütterchen war alt und dick geworden, mein vierzehnjähriges Schwesterchen war geradeswegs von der Pensionatsbank auf den ewigen Wohnplatz, den Friedhof, hinausgewandert, und es wuchsen einige neue Linden in die Höhe, die noch von der Kinderhand meines Schwesterchens gepflanzt worden waren. ‚Sollte sich wirklich nichts verändert haben in all der Zeit, da ich so viel erlebt habe,' dachte ich, ‚da ich an Gott geglaubt, ihn verworfen und wiedergefunden habe, da ich meine Heimat liebte, daß ich mich um ihretwillen hätte kreuzigen lassen, und da ich mich unter denen befunden hatte, die sie ans Kreuz schlugen!' Daß sich in meiner Heimat so gar nichts verändert hatte, kam mir in meinem jugendlichen Selbstbewußtsein fast wie eine Beleidigung vor, und ich beschloß, ein Examen vorzunehmen, ein richtiges Examen meiner selbst und alles dessen, was mich in jenen Tagen umgeben hatte, als mir jeder Eindruck des Lebens noch eine neue Offenbarung war. Vor allem wollte ich meine geliebten Einödsklöster wiedersehen; und eines schönen Morgens machte ich mich mit meinen Trabern zum P—sker Kloster auf den Weg, das zwanzig und etliche Werst von uns entfernt lag. Alles wie damals: die gleichen Felder, der gleiche Weg, die Bauern machten die gleichen tiefen Verbeugun-

gen, die Krähen versteckten sich noch genau so in der dichten Wintersaat, und die alten Frauen, die vor der Schwelle lagen, bettelten und jammerten noch immer so, wie sie es in meiner Jugend getan hatten. Alles war wie es immer gewesen. Dort sah ich auch schon das altvertraute Klosterportal. Nur ein neuer Pförtner begrüßte mich, da der alte längst Mönch geworden war. Der Pater Schaffner lebte noch. Der hinfällige Greis hatte bereits das neunte Jahrzent überschritten. In unsern Klöstern gibt es viele Beispiele von selten langer Lebensdauer. Der Pater Schaffner war indes nicht mehr in seinem Amt, sondern lebte in Ruhe. Dessenungeachtet wurde er nicht anders als früher, nämlich Pater Schaffner genannt. Als man mich zu ihm führte, lag er im Bett; er erkannte mich nicht, sondern wälzte sich unruhig hin und her und fragte den Zellendiener: „Wer ist es?“ Ich gab keine Antwort, sondern trat an den Greis heran und ergriff seine Hand. „Sei gegrüßt! Sei gegrüßt!“ murmelte er. „Wer sind Sie denn?“ Ich beugte mich zu ihm hinab, küßte ihn auf die Stirn und nannte meinen Namen. „Ach, du bist es, mein Freundchen, mein liebes Freundchen!... nein so was, ja grüß dich Gott, mein Lieber!“ stieß der Greis hervor und wälzte sich wieder im Bette hin und her. „Kirill! Fache schnell den Samowar an!“ sagte er zu dem Zellendiener. „Siehst du, Knechtlein Gottes, ich kann nicht mehr laufen. Schon länger als ein Jahr sind mir immerzu die Beine angeschwollen.“ Pater Schaffner hatte die Wassersucht, eine Krankheit, an der sehr viele

Mönche sterben, wenn sie ihr ganzes Leben lang in der Kirche gestanden und sich mancherlei Pflichten unterzogen haben, die den Menschen für diese Krankheit empfänglich machen.

„Rufe doch Wassilij Petrowitsch her!“ sagte der Pater Schaffner zu dem Zellendiener, als dieser den Samowar brachte und Tassen auf das Tischchen neben das Bett stellte. „Er ist ein armer Kerl, der hier bei mir wohnt“, fügte der Greis hinzu und wandte sich an mich.

Der Zellendiener ging hinaus; eine Viertelstunde später vernahm man Schritte auf dem Fliesenboden des Flurs und eine laute polternde Stimme. Die Tür ging auf, und vor meinen erstaunten Augen stand Schafochs. Er hatte einen kurzen Kittel von großrussischem Bauerntuch an, sandfarbene Beinkleider und hohe, ziemlich abgetragene Juchtenstiefel. Nur auf dem Kopfe trug er ein hohes schwarzes Mützchen, wie es die Laienbrüder im Kloster zu tragen pflegen. Das Äußere Schafochsens hatte sich so wenig verändert, daß ich ihn trotz seiner ziemlich seltsamen Kleidung auf den ersten Blick erkannte.

„Wassilij Petrowitsch! Sind Sie es?“ sagte ich, während ich meinem Freunde entgegen ging und dachte: ‚O, wer könnte mir besser als du sagen, welche Veränderungen und Fortschritte sich an diesen Stätten vollzogen haben!‘

Schafochs tat sehr erfreut, mich wiederzusehen, und der Pater Schaffner war erstaunt, in uns beiden alte Freunde zu sehen.

„Nun, das ist ja prachtvoll, prachtvoll“, stammelte er. „Wassja, gieße Tee ein!“

„Sie wissen doch, daß ich nicht verstehe, den Tee einzuschenken“, antwortete Schafochs.

„Richtig, richtig. Gieß du ein, Gast!“

Ich begann die Tassen mit Tee vollzufüllen.

„Sind Sie schon lange hier, Wassilij Petrowitsch?“ fragte ich und reichte Schafochs eine Tasse.

Er biß ein Stück Zucker ab und nahm es in den Mund, trank drei Schlücke Tee und antworte dann: „An die neun Monate werden's sein.“

„Wohin wollen Sie denn nun?“

„Vorläufig nirgendwohin.“

„Und darf man wissen, woher Sie gekommen sind?“ fragte ich und mußte unwillkürlich lächeln bei der Erinnerung, wie Schafochs derartige Fragen zu beantworten pflegte.

„Man darf.“

„Aus Perm?“

„Nein.“

„Woher denn?“

Schafochs stellte die Tasse ab, die er ausgetrunken hatte, und sagte: „War überall und nirgends.“

„Haben Sie Tschelnowskij mal wiedergesehen?“

„Nein. Dort war ich nicht.“

„Lebt Ihre Mutter noch?“

„Ist im Armenhaus gestorben.“

„Allein?“

„Mit wem sollte sie denn sterben?“

„Schon lange?“

„Ein Jahr soll es her sein.“

„Geht ein wenig spazieren, Kinderchen, ich will bis zur Abendmesse noch etwas schlafen“, sagte der Pater Schaffner, dem bereits jede Anstrengung zu schwer wurde.

„Nein, ich will zum See fahren“, antwortete ich.

„Ah! Nun, dann fahre, fahre mit Gott und nimm Wassja mit, er wird dir unterwegs was vormachen.“

„Kommen Sie mit, Wassilij Petrowitsch.“

Schafochs kratzte sich, griff nach seinem Mützchen und antwortete: „Meinetwegen.“

Wir nahmen für diesen Tag vom Pater Schaffner Abschied und gingen fort. Auf dem Getreidehof spannten wir selbst mein Pferdchen an und fuhren ab. Wassilij Petrowitsch saß hinten, Rücken an Rükken mit mir; er sagte, daß er anders nicht fahren könne, weil er neben einer zweiten Person zu wenig Luft habe. Unterwegs benahm er sich gar nicht seltsam. Im Gegenteil, er war sehr wenig gesprächig und fragte mich nur immer wieder, ob ich in Petersburg kluge Menschen kennen gelernt hätte, und worüber sie nachdächten. Wenn er nicht fragte, begann er zu pfeifen, wobei er bald eine Nachtigall, bald eine Amsel nachahmte. Damit verging die ganze Fahrt.

Bei der altvertrauten Hütte empfing uns ein kleiner, rothaariger Laienbruder. Er war an die Stelle des Vaters Sergej getreten, der seit drei Jahren tot war. Vor seinem Tode hatte der Alte seine Instrumente und das zur Bearbeitung fertige Material dem sorglosen Pater Wawila anvertraut. Pater

Wawila war nicht zu Hause. Er ging wie gewöhnlich am See spazieren und beobachtete, wie die Reiher ihre Untertanen, die Frösche verschlangen. Der neue Genosse des Paters Wawila, der Pater Prochor, freute sich über unsere Ankunft wie ein Fräulein vom Dorfe übers Schellengeläut. Er machte sich sogleich daran, unser Pferd auszuspannen, fachte dann den Samowar an und versicherte uns andauernd, daß Pater Wawila noch diese Minute wiederkommen würde. Schafochs und ich nahmen diese Beteuerungen für bare Münze, setzten uns auf eine Rasenbank, schauten über den See hin und versanken in wohliges Schweigen. Keiner von uns hatte Lust zu reden.

Die Sonne war schon hinter den hohen Bäumen verschwunden, die rings um den Klostersee wie eine dicke Mauer standen. Die stille, unbewegte Wasserfläche sah fast schwarz aus. Die Luft war ruhig, jedoch schwül und drückend.

„Es wird in der Nacht ein Gewitter geben", meinte Pater Prochor. Er nahm das Kissen von meinem Wagen herunter und schleppte es in den Hausflur.

„Warum beunruhigen Sie sich?" erwiderte ich, „vielleicht kommt es gar nicht herauf."

Pater Prochow lächelte schüchtern und sagte: „Nicht doch, es stört uns ja nicht!"

„Ich werde auch das Pferdchen in den Hausflur bringen", begann er, als er wieder aus der Hütte herauskam.

„Warum, Pater Prochor?"

„Das Gewitter wird stark sein. Das Pferd wird erschrecken und sich vielleicht losreißen. Nein, ich bringe es lieber in den Hausflur. Es wird sich dort wohler fühlen."

Pater Prochor band das Pferd los und zog es hinter sich am Zügel in den Hausflur, wobei er sagte: „Nun komm, Mütterchen! Komm doch, du Närrchen! Wovor fürchtest du dich denn?"

„Sehen Sie, so ist's besser", sagte er, nachdem er das Pferd in eine Ecke des Flurs gestellt und Hafer in eine alte Krippe geschüttet hatte, die er vor das Pferd hinstellte. „Pater Wawila bleibt aber lange aus, wirklich!" meinte er, als er hinter der Hütte hervorkam. „Da überzieht sich schon der Himmel", fügte er hinzu und deutete auf ein graubraunes Wölkchen.

Draußen war es inzwischen ganz dämmerig geworden.

„Ich will mal nach Pater Wawila schauen", sagte Schafochs, drehte an seinen Zöpfchen und schritt in den Wald hinein.

„Gehen Sie nicht! Sie treffen ihn doch nicht."

„Vielleicht!" Und mit diesem Wort ging er davon.

Pater Prochor nahm eine Tracht Holz und ging in die Hütte. Bald spiegelte sich der Schein des von ihm angefachten Feuers in den Fenstern, und im Kessel brodelte das Wasser. Weder vom Pater Wawila noch von Schafochs war irgend etwas zu sehen. Inzwischen begannen die Wipfel der Bäume bereits manchmal hin und her zu schwanken, obgleich die Fläche des Sees noch ruhig dalag wie hartgewordenes

Blei. Nur ab und zu konnte man weißschimmernde Streifen bemerken, die von einer mutwillig hochspringenden Karausche verursacht wurden; die Frösche quakten im Chor ihr monotones, langgezogenes Lied. Ich saß noch immer auf der Rasenbank, schaute über den dunkeln See hin und gedachte der in dunkle Fernen entflogenen Jahre meiner Jugendzeit. Dort hatten die ungefügen Boote gelegen, wohin mich Newstrujew auf seinen mächtigen Armen getragen hatte, hier hatte ich mit den Laienbrüdern geschlafen. Damals war alles gut, fröhlich und voller Kraft und Leben gewesen. Heute schien es ebenso zu sein, und war doch nicht dasselbe. Ich war kein sorglos heiteres Kind mehr, ich hatte den warmen, lebendigen, fruchtbaren Glauben an vieles verloren, an das sich damals so süß und zuversichtlich glauben ließ.

„Woher die teuren Gäste?" rief Pater Wawila und kam plötzlich hinter der Ecke der Hütte hervor; ich hatte sein Nahen vollkommen überhört.

Ich kannte ihn sogleich wieder. Er war nur ganz weiß geworden, hatte jedoch noch immer denselben kindlichen Blick und das gleiche fröhliche Gesicht.

„Sind Sie von weither?" fragte er mich.

Ich nannte ein Dorf, das ungefähr vierzig Werst entfernt lag.

Er fragte, ob ich nicht ein Sohn von Affanassij Pawlowitsch sei.

„Nein", erwiderte ich.

„Nun, ganz gleich. Kommen Sie, bitte, mit in unsere Klause. Es tröpfelt schon."

In der Tat begann es leicht zu regnen, und der See kräuselte sich, obwohl in dieser Waldmulde fast nie ein Wind zu gehen pflegte. Er hatte hier keinen Platz zum Auslauf. Es war wirklich eine ‚stille Stätte'.

„Wie heißen Sie denn, bitte, mit Vaters- und Familiennamen?" fragte Pater Wawila, als wir uns in der Hütte befanden.

Ich nannte meinen Namen. Pater Wawila blickte mich an, und um seine gutmütig verschmitzten Lippen spielte ein Lächeln. Ich mußte ebenfalls lächeln. Meine Mystifikation war nicht gelungen, er hatte mich erkannt. Wir umarmten uns beide, küßten uns viele Male und fingen beide an zu weinen, weshalb, wußten wir selbst nicht.

„Nun laß dich doch mal in der Nähe anschauen", sagte Pater Wawila, der nicht aufhörte zu lächeln, und zog mich zum Herde hin. „Sieh mal an, wie erwachsen du bist!"

„Und Sie sind alt geworden, Pater Wawila."

Pater Prochor lachte.

„Bei uns bleibt man immer jung," sagte er, „es ist sogar schrecklich, wie jung wir bleiben."

„Das geht wohl nur auf dich!" antwortete Pater Wawila und warf sich in die Brust, mußte sich jedoch gleich auf den Stuhl setzen und fügte hinzu: „Nein, Brüderchen, der Geist ist noch frisch, aber der Körper will nicht mehr mit. Ich werde dem Pater Sergej bald folgen. Mein Kreuz ist mir heute wie zerschlagen, ich werde alt und schwach."

„Ist Pater Sergej schon lange tot?"

„St. Spiridon waren es drei Jahre."

„Er war ein guter alter Mann", sagte ich und sah den Verstorbenen mit seinen Stöckchen und Messerchen wieder vor mir.

„Schau dorthin in die Ecke! Dort steht noch jetzt seine ganze Werkstatt. Zünde mal die Kerze an, Pater Prochor!"

„Und lebt Kapitän noch?"

„Ach du meine Güte! Die Katze... du erinnerst dich noch an unser Kätzchen Kapitän?"

„Warum denn nicht?"

„Kapitän ist erstickt, Bruder. Er kroch einmal, als wir nicht zu Hause waren, unter den Backtrog, und der Trog kippte um. Wir kamen nach Hause, suchten und suchten, unsere Katze war nicht zu finden. Und als wir nach ein paar Tagen den Trog aufhoben, da sahen wir sie darunter liegen. Jetzt haben wir eine andere... paß mal auf, was es für ein Kerl ist. Wasska! Wasska!" begann Pater Wawila zu rufen.

Unterm Ofen kroch ein großer grauer Kater hervor und begann mit dem Kopf gegen Pater Wawilas Beine zu stoßen.

„Guck, was für eine Bestie!"

Pater Wawila hob den Kater auf, legte ihn rücklings auf die Kniee und kraulte ihm den Hals. Die Szene wirkte wie ein Bild von Teniers: der silberhaarige Greis mit dem dicken grauen Kater auf den Knieen; in der Ecke machte sich der andere noch

rüstige Alte zu schaffen; ringsum das Hausgerät und all dies von dem warmen, roten Schein des Herdfeuers beleuchtet.

„Zünde doch die Kerze an, Pater Prochor!“ sagte Pater Wawila abermals.

„Gleich, gleich. Ich komme gar nicht zurecht damit.“

Pater Wawila entschuldigte unterdessen Prochor und sagte zu mir: „Wir zünden jetzt nämlich niemals eine Kerze an. Wir legen uns früh zu Bett.“

Schließlich brannte die Kerze. Die Hütte sah noch genau so aus wie vor zwölf Jahren. Nur statt des Paters Sergej stand Pater Prochor am Ofen und statt des dunkelbraunen Kapitäns spielte der graue Wasska mit dem Pater Wawila. Sogar das Messerchen und ein Bündel Wurzelstöcke, die der Pater Sergej zurechtgeschnitten hatte, hingen an demselben Fleck, wo sie der Verstorbene befestigt hatte, um sie bei Bedarf zur Hand zu haben.

„Nun sind die Eier gekocht, und der Fisch ist fertig, aber Wassilij Petrowitsch ist nicht da“, sagte Pater Prochor.

„Was für ein Wassilij Petrowitsch?“

„Der Querkopf“, antwortete Pater Prochor.

„Bist du denn mit ihm zusammen hergekommen?“

„Jawohl“, sagte ich und erriet, daß der Spitzname meinem Schafochs gehörte.

„Wer hat dich denn mit ihm hergeschickt?“

„Wir kennen uns schon lange“, antwortete ich. „Aber sagen Sie mir doch, warum Sie ihn Querkopf nennen!“

„Er ist ein Querkopf, Bruder. Ach, und was für ein Querkopf!“

„Er ist ein guter Mensch.“

„Ich sage ja auch nicht, daß er schlecht sei; ihn hält nur der Trotz und Eigensinn gefangen. Es leidet ihn nicht lange auf demselben Fleck, und mit jeder Ordnung ist er unzufrieden.“

Es war bereits zehn Uhr.

„Ach was, gib das Abendbrot her. Vielleicht kommt er inzwischen“, befahl Pater Wawila und begann sich die Hände zu waschen. „Ja, ja, ja. Wir essen jetzt Abendbrot, und dann halten wir unsere Abendandacht... Ist's so gut? Ich meine, wir werden ein Gebet für den Pater Sergej sprechen.“

Wir begannen zu essen, und nach dem Abendbrot beteten wir für den Pater Sergej: ‚Ruhe mit den Heiligen‘. Wassilij Petrowitsch aber war immer noch nicht zurückgekehrt.

Pater Prochor räumte das überflüssige Geschirr vom Tisch und ließ nur die Pfanne mit dem Fisch, einen Teller, Salz, Brot und fünf Eier darauf stehen. Dann ging er aus der Hütte heraus und sagte, als er wieder kam: „Nein, nicht zu sehen.“

„Wer ist nicht zu sehen?“ fragte Pater Wawila.

„Wassilij Petrowitsch.“

„Wenn er gekommen wäre, würde er nicht vor der Tür stehen bleiben. Er hat es offenbar auf einen kleinen Spaziergang abgesehen.“

Pater Prochor und Pater Wawila wollten mir unbedingt eines von ihren Betten abtreten. Nur mit

Mühe vermochte ich sie davon abzubringen; ich nahm mir eine von den weichen Binsenmatten, die noch von der Hand des verstorbenen Paters Sergej stammte, und legte mich auf die Bank unterm Fenster. Pater Prochor gab mir ein Kissen, löschte das Licht, ging noch einmal hinaus und blieb ziemlich lange vor der Hütte. Offenbar wartete er immer noch auf den ‚Querkopf'. Allein sein Warten war abermals erfolglos, und als er zurückkehrte, sagte er nur: „Das Gewitter kommt sicher herauf."

„Vielleicht geht es vorüber", versetzte ich in dem Wunsch, mich wegen des verschwundenen Schafochs zu beruhigen.

„Nein, es kommt herauf, es war heute zu schwül."

„Es ist schon lange schwül."

„Mir ist das Kreuz wie zerschlagen", sagte Pater Wawila.

„Und die Fliegen surrten mir heute vom frühen Morgen an so aufgeregt ins Gesicht, als ob ihnen was bevorstünde," fügte Pater Prochor hinzu und drehte sich mit lautem Krachen auf seiner massiven Bettstelle herum. In derselben Minute noch scheinen wir alle eingeschlafen zu sein. Draußen stand eine undurchdringlich schwarze Nacht, allein es fiel kein Regen.

6

„Steh auf!" sagte Pater Wawila zu mir und rüttelte mich auf meinem Lager wach. „Steh auf! Es ist nicht gut, in solcher Nacht zu schlafen. Die Hölle ist los."

Ohne zu erkennen, worum es sich handelte, sprang ich gehorsam in die Höhe und setzte mich auf die Bank. Vor dem Heiligenschrein brannte eine lange, dünne Wachskerze; Pater Prochor kniete nur mit dem Hemd bekleidet davor und betete. Ein furchtbarer Donnerschlag, der sich über dem See krachend entlud und mit dumpfem Gedröhn im Walde widerhallte, erklärte mir den Grund der Aufregung. Die Fliegen waren also doch nicht umsonst dem Pater Prochor ins Gesicht geflogen.

„Wo ist Wassilij Petrowitsch?“ fragte ich den Greis.

Pater Prochor wandte sich mit dem Gesicht zu mir herum, ohne sein Gebet zu unterbrechen und bedeutete mir mit einer Bewegung, daß Schafochs noch nicht zurückgekehrt sei. Ich schaute auf meine Uhr, es war genau Mitternacht. Pater Wawila, der ebenfalls nur im Hemd war und einen wattierten Brustwärmer aus Kattum trug, blickte zum Fenster hinaus; ich trat zu ihm und schaute gleichfalls hinaus. Bei den unaufhörlichen Blitzen, die das ganze Land vor dem Fenster in gleißendes Licht hüllten, konnte man sehen, daß der Erdboden ziemlich trocken war. Es schien nicht sehr stark geregnet zu haben, seit wir schlafen gegangen waren. Aber das Gewitter war furchtbar. Schlag folgte auf Schlag, einer lauter, einer entsetzlicher als der andere, und die Blitze hörten nicht eine Sekunde lang auf. Der Himmel war gleichsam aufgerissen und bereit, mit Donnerkrach in einem Feuerstrom auf die Erde herabzustürzen.

„Wo mag er sein?“ sagte ich, denn unwillkürlich mußte ich an Schafochs denken.

„Sprich doch lieber nicht“, ließ sich Pater Wawila vernehmen, der keinen Schritt vom Fenster ging.

„Es wird ihm doch nichts zugestoßen sein?“

„Was soll ihm denn zustoßen! Große wilde Tiere gibt's hier nicht. Nur einen schlimmen, argen Gesellen ... aber auch von dem haben wir lange nichts mehr gehört. Nein, nein, er wird schon kommen. Den hat nur wieder mal der Eigensinn gepackt.“

„Aber das Bild ist doch prachtoll,“ fuhr der Greis fort und ergötzte sich an dem Anblick des Sees, den die Blitze bis zum gegenüberliegenden Ufer mit hellem Lichte übergossen.

In diesem Augenblick erdröhnte ein so starker Schlag, daß die ganze Hütte schwankte. Pater Prochor fiel zu Boden, mich und den Pater Wawila schleuderte es bis zur gegenüberliegenden Wand. Im Hausflur schlug etwas hin und stieß gegen die Tür, die in die Stube führte.

„Es brennt!“ schrie Pater Wawila, der sich zuerst von der allgemeinen Betäubung erholte, und stürzte zur Tür hin.

Die Tür ließ sich nicht öffnen.

„Lassen Sie mich,“ sagte ich, vollkommen überzeugt, daß es brenne, und warf mich mit aller Gewalt mit der Schulter gegen die Tür.

Zu unserem größten Erstaunen ließ sich die Tür diesmal ganz leicht öffnen, so daß ich über die Schwelle flog, da ich mich nicht angehalten hatte. Im Flur

war es vollkommen finster. Ich kehrte in die Stube zurück, holte die Kerze vom Heiligenschrein und ging wieder mit ihr hinaus. Den ganzen Lärm hatte mein Pferd verursacht. Von dem letzten furchtbaren Donnerschlag erschreckt, hatte es den Zügel zerrissen, mit dem es am Pfosten angebunden war, hatte den leeren Krautzuber umgerissen, auf dem die Krippe mit dem Hafer stand, war beiseite gesprungen und hatte sich mit dem ganzen Körper gegen unsere Tür gepreßt. Das arme Tier hatte die Ohren steil in die Höhe gerichtet, blickte furchtsam ringsum und zitterte am ganzen Leibe. Zu dritt brachten wir alles wieder in Ordnung, schütteten neuen Hafer in die Krippe und kehrten wieder in die Stube zurück. Bevor Pater Prochor mit der Kerze kam, bemerkten Pater Wawila und ich einen schwachen Lichtschein in der Stube, der durchs Fenster hereinfiel und sich auf der Wand abzeichnete. Als wir durchs Fenster blickten, sahen wir uns gegenüber, auf dem anderen Seeufer, gleich einer riesigen Kerze eine alte trockene Fichte in Flammen stehen, die schon seit langer Zeit einsam auf einem unbewachsenen Sandhügel in die Höhe ragte.

„Aaah!“ machte Pater Wawila.

„Der Blitz hat gezündet!“ meinte Pater Prochor.

„Wie prachtvoll der brennende Baum aussieht!“ sagte abermals der künstlerisch veranlagte Pater Wawila.

„Es war ihm von Gott so bestimmt“, antwortete der gottesfürchtige Pater Prochor.

„Legen wir uns doch wieder schlafen, Väter. Das

Gewitter ist vorbei.“ In der Tat war der Donner völlig verstummt; nur aus der Ferne klang ein dumpfes Grollen zu uns herüber; am Himmel wälzte sich langsam eine unendlich große schwarze Wolke entlang, die wegen der brennenden Fichte noch schwärzer erschien.

„Seht doch, seht doch!“ rief plötzlich Pater Wawila, der noch immer aus dem Fenster schaute. „Da ist doch unser Querkopf!“

„Wo?“ riefen ich und der Pater Prochor wie aus einem Munde und blickten ebenfalls aus dem Fenster hinaus.

„Dort drüben bei der Fichte.“

In der Tat, ungefähr zehn Schritte von der brennenden Fichte entfernt zeichnete sich deutlich die Silhouette einer Gestalt ab, in der man auf den ersten Blick Schafochs erkennen konnte. Er stand da, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und betrachtete erhobenen Hauptes das brennende Reisig.

„Soll ich ihn anrufen?“ fragte Prochor.

„Er wird uns nicht hören“, antwortete Pater Wawila. „Hört doch, welcher Lärm; es ist unmöglich, etwas zu verstehen.“

„Und er würde sicherlich auch noch böse werden“, fügte ich hinzu, da ich die Art meines Freundes recht gut kannte.

Wir standen noch eine Weile am Fenster. Schafochs rührte sich nicht. Nachdem wir ihn noch einige Male einen ‚Querkopf‘ genannt hatten, legten wir uns wieder auf unser Lager. Das seltsame Gebaren Was-

silij Petrowitschs setzte mich schon längst nicht mehr in Erstaunen; aber dieses Mal empfand ich ein unüberwindliches Mitleid mit dem leidenden Freunde . . . Heute, wo er wie ein Ritter von der traurigen Gestalt vor der brennenden Fichte stand, kam er mir wie ein Hansnarr vor.

7

Als ich aufwachte, war es schon ziemlich spät. Die Laienbrüder waren nicht mehr in der Hütte. Am Tisch saß Wassilij Petrowitsch. Er hielt ein großes Stück Roggenbrot in der Hand und trank aus der vor ihm stehenden Schüssel mit langsamen Schlücken Milch. Als er merkte, daß ich aufgewacht war, richtete er seinen Blick auf mich, setzte jedoch sein Frühstück schweigend fort; ich sagte ebenfalls nichts. So vergingen ungefähr zwanzig Minuten.

„Warum sich hier herumrekeln?“ sagte Wassilij Petrowitsch schließlich und stellte die Milchkruke weg, die er ausgetrunken hatte.

„Was sollen wir denn machen?“

„Gehen wir, und streifen wir etwas umher.“

Wassilij Petrowitsch war in der heitersten Stimmung. Ich schätzte diese seine Laune gar sehr und stellte keine Fragen nach seinem nächtlichen Spaziergang. Sobald wir jedoch im Freien waren, begann er selbst davon zu sprechen.

„Das war eine Gewitternacht“, begann Wassilij Petrowitsch. „Wirklich, ich entsinne mich nicht solch einer Nacht.“

„Aber es hat gar nicht geregnet."

„Es fing an die fünf Male an, kam aber nicht richtig dazu. Ich liebe solche Nächte um alles in der Welt!"

„Und ich mag sie ganz und gar nicht."

„Warum?"

„Was soll denn daran Schönes sein? Alles ist in Aufruhr und geht in Trümmer."

„Hm! Ist auch gut, daß alles in Trümmer geht."

„Um nichts und wieder nichts wird alles zerstört."

„Das ist doch eine feine Sache."

„Dort die Fichte hat es auch in Grund und Boden geschlagen."

„Sie brannte prachtvoll."

„Wir haben es gesehen."

„Ich auch. Schön ist das Leben in den Wäldern."

„Es gibt nur so viel Mücken."

„Ach, ihr zimperliches Volk! Die Mücken sollen euch auffressen!"

„Auch die Bären werden von den Mücken hin und her getrieben, Wassilij Petrowitsch."

„Ja, und trotzdem geht der Bär nicht aus dem Walde hinaus. Ich habe dieses Leben lieb gewonnen", fuhr Wassilij Petrowitsch fort.

„Das Leben im Walde?"

„Ja. In den Wäldern des Nordens zu leben, herrlich! Dort ist es dicht, still, das Laubwerk so dunkelgrün — prachtvoll!"

„Ja, aber nicht für lange."

„Dort ist es auch Winters schön."

„Nun, das glaube ich nicht."

„Doch, es ist schön."

„Was hat Ihnen denn dort so sehr gefallen?"

„Die Ruhe, und die Kraft, die in dieser Ruhe liegt."

„Und wie ist das Volk?"

„Was meinen Sie damit?"

„Wie es lebt und was es sich für Erwartungen macht."

Wassilij Petrowitsch dachte eine Weile nach.

„Sie haben doch zwei Jahre mit ihnen zusammengelebt?"

„Ja, ja, zwei Jahre und eine Kleinigkeit."

„Und haben Sie die Leute kennen gelernt?"

„Was gibt's da kennen zu lernen?"

„Nun, was in den Leuten dort steckt?"

„Die Dummheit steckt in ihnen."

„Früher dachten Sie nicht so!"

„Stimmt. Aber was sind unsere Gedanken wert? Die Gedanken werden von Worten gebildet. Man hört das Wort ‚Raskol', Raskol, das ist Kraft, Protest, und denkt immer, wer weiß was darin zu finden. Man meint immer, daß sie dort das Wort, das gesprochen werden muß, kennen und dir nur keinen Glauben schenken, und daß man darum auch nicht den lebendigen Menschen zu packen bekommt."

„Nun, und was sind sie denn in Wirklichkeit?"

„In Wirklichkeit sind sie Buchstabenfresser, da haben Sie es."

„Sind Sie denn gut mit ihnen ausgekommen?"

„Warum denn nicht? Ich bin doch nicht hingewandert, um mich dort verhätscheln zu lassen!“

„Wie sind Sie denn mit ihnen einig geworden. Das ist sehr interessant. Erzählen Sie es mir, bitte.“

„Ganz einfach. Ich kam hin, verdingte mich als Arbeiter, schuftete wie ein Bulle . . . Kommen Sie, wir legen uns hier am See hin.“

Wir lagerten uns, und Wassilij Petrowitsch setzte seine Erzählung fort, wobei er sich wie gewöhnlich in kurzen, abgehackten Sätzen ausdrückte.

„Ja, ich arbeitete. Im Winter wurde mir geheißen, Bücher abzuschreiben. Ustaw und Halbustaw zu schreiben (frühmittelalterliche Mönchsschrift) hatte ich bald erfaßt. Nur weiß der Teufel, was sie mir immer für Bücher gaben. Es waren nicht solche, wie ich erhofft hatte. Das Leben wurde langweilig. Arbeiten und Singen im Bethaus, das war alles. Mehr lernte ich nicht kennen. Dann begannen alle in mich zu dringen: ‚Komm doch ganz zu uns!‘ Ich meinte: ‚Das ist doch ganz gleich, ich gehöre ja auch so zu euch.‘ ‚Wähle dir eine Jungfrau nach deinem Geschmack und gehe zu jemanden als Knecht auf den Hof.‘ Sie wissen, wie wenig mir der Sinn danach steht! Indessen, dachte ich, deswegen wollen wir die Flinte nicht ins Korn werfen und ging als Knecht auf einen Hof.“

„Sie?“

„Wer denn sonst?“

„Sie heirateten?“

„Ich nahm ein Mädchen, muß also wohl geheiratet haben."

Ich war einfach starr vor Staunen und fragte unwillkürlich: „Nun, und was kam dann?"

„Ein Dreck kam dann", sagte Schafochs, und auf seinem Gesicht spiegelten sich Wut und Ärger wider.

„Sie wurden unglücklich mit der Frau, wie?"

„Kann denn eine Frau mein Glück oder Unglück ausmachen? Nein, ich betrog mich selbst. Ich glaubte, etwas Großes dort zu finden, und fand einen Dreck."

„Die Altgläubigen offenbarten Ihnen wohl nicht ihre Geheimnisse?"

„Was gibt's da zu offenbaren!" rief Schafochs unwillig „Die ganze Sache sieht nur geheimnisvoll aus, das ist alles. Verstehen Sie, die Worte des Märchens: ‚Sesam, öffne dich!' kann man man auf sie nicht anwenden. Ich kenne alle ihre Geheimnisse, sie sind alle einen Dreck wert. Man denkt, sie hätten sich zusammengetan, um eine große Idee zu verwirklichen, aber weiß der Teufel, sie kommen nicht über ihren Spruch hinaus: ‚Ungebrochene Ehre, ungebrochener Glauben'. Im ungebrochenen Glauben bleiben sie auf der Stelle stehn, und die ungebrochene Ehre besitzt der, der in der Ehre sitzt. Schwätzer und Buchstabenfresser! Es wäre echter, wenn sie statt der Gebetsriemen eine lederne Peitsche führten. Und wenn man nicht ihr Kreuz schlägt, wollen sie nichts mehr mit einem zu tun haben. Und sie machen keine großen Umstände mit dir; marsch ins Armenhaus, wenn du alt und siech bist, oder du bekommst aus Gnade ein

Plätzchen in der Küche. Solange du jung bist, mußt du dich als Tagelöhner verdingen. Der Herr wird schon aufpassen, daß du's nicht zu leicht hast. Die lichte Erde wird einem zum Gefängnis. Und immer bezeigen sie einem noch dazu ihr Beileid, die verfluchten Truthähne! Achte der Schrecken gering. Die Angst, heißt's, vergeht! Und auf solche Leute setzen wir unsere Hoffnung und unser Vertrauen!... Faulpelze und Schwindler sind's, die einen nur mit ihrer Geheimniskrämerei zum Narren halten!" Wassilij Petrowitsch spuckte unwillig aus.

„Unsere einfachen Bauern hier sind demnach besser."

Wassilij Petrowitsch dachte nach, spuckte dann noch einmal aus und antwortete ruhig: „Sind keinen Deut besser."

„Weshalb nicht?"

„Vor allem, weil sie nicht wissen, was sie wollen. Sie denken mal so und mal so. Die Altgläubigen sind wenigstens stets ein und derselben Meinung. Sie haspeln sich alles um ihre Finger und schreiben sich's hinter die Ohren. Nimm dir ein einfaches Stück Land wie das hier vor oder wühle einen alten Damm auf. Was ist schon daran, daß sie ihn mit ihren eigenen Händen aufgeworfen haben! Das Gestrüpp, das darin ist, wird auch darin bleiben, und wenn du das Gestrüpp herausziehst, bleibt wieder das bloße Land zurück, nur daß es noch dazu von einem Narren aufgewühlt ist. Nun entscheide, was besser ist."

„Wie sind Sie denn von dort weggekommen?"

„Ich bin einfach fortgegangen. Sah, daß nichts zu machen war, und ging.“

„Und die Frau?“

„Was kann Sie das interessieren?“

„Haben Sie denn die Frau allein dort zurückgelassen?“

„Wo sollte ich denn mit ihr hin?“

„Mitnehmen und mit ihr zusammenleben!“

„Das fehlte mir gerade noch!“

„Wassilij Petrowitsch, das ist doch hartherzig! Und wenn sie Sie nun lieb hat?“

„Reden Sie keinen Unsinn! Was ist denn das für Liebe: heute macht sie der Gemeindeälteste zu meiner Frau, und morgen geht sie mit seinem Segen mit einem andern in den Verschlag schlafen. Was geht mich die Frau an, was geht mich die Liebe an, was gehen mich sämtliche Frauen auf der Welt an!“

„Aber sie ist doch auch ein Mensch“, sagte ich. „Man muß Mitleid mit ihr haben.“

„Wie kann man in dieser Beziehung mit einer Frau Mitleid haben! . . . Eine sehr wichtige Sache, mit wem sie in den Verschlag kriecht! Ich habe gerade Zeit dazu, mir über sowas traurige Gedanken zu machen. Sesam, Sesam! Wer weiß, wodurch sich das Sesam öffnet, sehen Sie, das ist's, was man braucht!“ schloß Schafochs und schlug sich gegen die Brust. „Zeigen Sie mir einen Mann, einen Mann, den die Leidenschaft nicht zum Sklaven machen kann, und wir werden ihn allein in den heiligsten Tiefen unserer Seele bewahren.“

Damit war die Unterhaltung zu Ende. Im Verlauf des Tages kamen wir nicht wieder ins Gespräch. Nachdem wir bei den Greisen gegessen hatten, brachte ich ihn ins Kloster zurück, verabschiedete mich vom Pater Schaffner und fuhr nach Hause.

8

Ungefähr zehn Tage nach meinem Abschied von Wassilij Petrowitsch saß ich mit meinem Mütterchen und mit meiner Schwester auf dem Treppchen unseres kleinen Hauses. Es dämmerte. Die gesamte Dienerschaft war beim Abendessen, und neben dem Hause befand sich niemand außer uns. Rings um uns lag die tiefe, stille, schwarze Nacht. Plötzlich sprangen die beiden großen Hofhunde, die zu unseren Füßen lagen, in die Höhe, stürmten durch die stille Nacht dem Tor zu und fielen mit heiserem Gekläff über jemand her. Ich stand auf und ging zum Tor, um den Gegenstand des wütenden Angriffs in Augenschein zu nehmen. Mit dem Rücken gegen den Staketenzaun gelehnt stand Schafochs da und war kaum imstande, mit seinem Stock die beiden Hunde von sich abzuwehren, die ihn mit einer geradezu menschlich grausamen Hartnäckigkeit anfielen.

„Wollten mich auffressen, die Verfluchten“, sagte er zu mir, als ich die Hunde vertrieben hatte.

„Sie sind zu Fuß?“

„Wie Sie sehen, per pedes.“

Auf Wassilij Petrowitschs Rücken befand sich das

Ränzchen, mit dem er sich gewöhnlich auf Wanderschaft begab.

„Nun, kommen Sie!"

„Wohin?"

„Nun, zu uns ins Haus."

„Nein, dorthin gehe ich nicht."

„Warum nicht?"

„Dort sind Frauen."

„Was für Frauen? Nur meine Mutter und meine Schwester."

„Ganz gleich, ich gehe nicht mit."

„Hören Sie auf mit Ihren Narrheiten! Es sind beides einfache Leute."

„Ich gehe nicht mit!" sagte Schafochs in bestimmten Tone.

„Wo soll ich denn mit Ihnen hin?"

„Sie müssen mich unbedingt irgendwo unterbringen. Ich weiß nicht, wo ich bleiben soll."

Ich erinnerte mich des Badehauses, das im Sommer leer stand und hin und wieder ankommenden Gästen als Schlafraum diente, denn unser Häuschen war klein und unser Gut eher ein Bauernhof als ein Herrschaftssitz.

Wassilij Petrowitsch wollte auch um keinen Preis der Welt über den Hof an der Freitreppe vorbeigehen. Es blieb nur der Weg durch den Garten übrig. Ich wußte jedoch, daß das Badehaus verschlossen war und daß den Schlüssel die alte Kinderfrau hatte, die in der Küche Abendbrot aß. Wassilij Petrowitsch allein stehen zu lassen war unmöglich, da ihn sofort

wieder die Hunde angefallen hätten, die sich nur einige Schritte von uns entfernt hatten und wütend bellten. Ich beugte mich über den Zaun, an dem ich mit Wassilij Petrowitsch stand, und rief mit lauter Stimme meine Schwester herbei. Das Mädchen kam sogleich herbeigeeilt. Als sie die seltsame Gestalt vom Schafochs sah, der einen Bauernkittel und die Mütze eines Laienbruders trug, blieb sie unschlüssig stehen. Ich schickte sie um den Schlüssel zur Kinderfrau, und nachdem ich den sehnlichst erwarteten Schlüssel endlich in Händen hatte, führte ich meinen unverhofften Gast durch den Garten ins Badehaus.

Ich plauderte die ganze Nacht hindurch mit Wassilij Petrowitsch. Er durfte nicht mehr in das Kloster zurückkehren, woher er gekommen war, da er dort wegen der Unterhaltungen, die er mit den gottesfürchtigen Besuchern zu führen versucht hatte, hinausgeworfen worden war. Er hatte nicht die Absicht, sich in ein anderes Kloster zu begeben. Die Mißerfolge hatten ihn nicht entmutigt, sondern nur für einige Zeit seine Pläne zerstört. Er redete viel von den Laienbrüdern, vom Kloster, von den Betern, die von allen Gegenden dort zusammenkamen; alles was er sagte war ziemlich zusammenhängend und logisch. Wassilij Petrowitsch hatte während seines Aufenthaltes im Kloster einen höchst originellen Plan zur Ausführung gebracht. Er hatte unter den Erniedrigten und Beleidigten der Klostergemeinschaft Männer gesucht, die die Leidenschaft nicht zu Sklaven machen würde. Mit ihnen wollte er das Sesam öffnen und auf

die Massen des zum Beten kommenden Volkes wirken.

„Diesen Weg sieht niemand; ihn bewacht niemand; die Oberen passen nicht auf ihn auf; hier ist der Ort, wo ich mit meiner Arbeit einsetzen muß“, hatte sich Schafochs gedacht.

Indem ich mich des mir wohlvertrauten Klosterlebens und der dort lebenden Erniedrigten und Beleidigten erinnerte, war ich bereit, zuzugestehen, daß Wassilij Petrowitschs Erwägungen in vielem nicht ganz grundlos waren.

Aber mein Propagandist hatte schon wieder Fiasko erlitten. Der erste Mann, der seiner Meinung nach über den Leidenschaften stand, war mein alter Bekannter, der Laienbruder Newstrujew gewesen, der als Mönch zum Diakon Luka geworden war. Ihn hatte Bogoslowskij zu seinem Vertrauten gemacht und gedacht, seiner Erniedrigung und Beleidigung abzuhelfen. Newstrujew hatte jedoch sofort seinen Vorgesetzten von dem gewissen ‚Geist‘ Schafochsens Meldung gemacht, und Schafochs war fortgejagt worden. Jetzt war er ohne Unterkunft. Ich mußte in einer Woche nach Petersburg fahren, und Wassilij Petrowitsch hatte dann keinen Platz mehr, wohin er sein Haupt legen konnte. Ihn bei meiner Mutter zu lassen war unmöglich. Er wollte es auch selbst nicht.

„Machen Sie wieder eine Stellung für mich ausfindig, ich will unterrichten,“ sagte er.

Man mußte eine Stellung für ihn suchen. Ich nahm ihm das Wort ab, daß er seine neue Stellung nur als

solche ansehen und nicht als Mittel zur Erreichung irgendwelcher anderen Ziele benutzen sollte. Dann machte ich mich auf die die Suche nach einer Unterkunft für ihn.

9

In unserem Gouvernement gibt es sehr viele Dörfer, die aus Kleinbesitz bestehen. Überhaupt ist bei uns die Kleinwirtschaft, um in der Sprache der Mitglieder der Petersburger wirtschaftspolitischen Kommission zu sprechen, ziemlich verbreitet. Freisassen, die ehedem Besitzer von Leibeigenen waren, sind nach Aufhebung der Leibeigenschaft zu Einhöfern geworden, die kleineren Gutsbesitzer verarmten und verkauften ihre Bauern zur Übersiedelung in ferne Gouvernements, während sie ihr Land an Kaufleute oder reich gewordene Einhöfer veräußerten. In unserer näheren Umgebung waren fünf oder sechs solcher Höfe, die in die Hände von Nichtadligen übergegangen waren. Fünf Werst von uns entfernt befand sich das Vorwerk Barkow, das seinen Namen nach seinem früheren Besitzer erhalten hatte, von dem es hieß, daß er einst in Moskau

faulenzte und fraß
und von ganz verschied'nen Müttern
vierzig Töchterchen besaß.

Noch auf seine alten Tage war er eine gesetzmäßige Ehe eingegangen und hatte allmählich Gut um Gut verkauft. Das Vorwerk Barkow, das ehedem eine von einem großen Gute des verarmten Edelmannes

getrennte Meierei gebildet hatte, gehörte jetzt Alexander Iwanowitsch Swiridow. Alexander Iwanowitsch war als Leibeigener geboren, war des Lesens und Schreibens kundig und hatte auch einige Kenntnisse in der Musik. Er hatte von Jugend auf in dem Gutsorchester die Geige gespielt; als er neunzehn Jahre alt war, hatte er sich für hundert Rubel freigekauft und war Branntweinbrenner geworden. Begabt mit einem klaren, praktischen Verstand hatte Alexander Iwanowitsch sein Geschäft ausgezeichnet in die Höhe gebracht. Zuerst hatte er sich als bester Branntweinbrenner in der Umgebung einen Namen gemacht. Dann begann er Branntweinbrennereien und Wassermühlen zu bauen. Von dem erworbenen Vermögen unternahm er mit ungefähr tausend Rubeln eine Reise nach Norddeutschland, wo er sich ein Jahr lang aufhielt. Er kehrte als ein so tüchtiger Baumeister von dort zurück, daß sich sein Ruhm schnell in der weiteren Umgegend verbreitete. In den drei angrenzenden Gouvernements war Alexander Iwanowitsch gut bekannt, und man überlief ihn mit Bauaufträgen. Er führte seine Arbeiten alle mit ungewöhnlicher Sauberkeit aus und pflegte auf die Schwächen der adligen Bauherrn mit Geringschätzung herabzusehn. Er besaß überhaupt eine gute Menschenkenntnis und lachte sich oft über die anderen ins Fäustchen, doch war er kein schlechter Mensch, ja man konnte ihn sogar einen gütigen Mann nennen. Ihn liebten alle, außer den ansässigen Deutschen, über die er sich lustig zu machen pflegte, wenn sie

unter den halbbarbarischen Bauern kulturelle Neuerungen einzuführen trachteten. „Jetzt wird er gleich einen Bock schießen“, pflegte er zu sagen, und der Deutsche täuschte sich in seiner Berechnung genau wie vorhergesagt und hatte Mißerfolg. Fünf Jahre nach seiner Rückkehr aus Mecklenburg-Schwerin kaufte Alexander Iwanowitsch von seinem ehemaligen Besitzer das Vorwerk Barkow, ließ sich in die Kaufmannsgilde unserer Kreisstadt aufnehmen und verheiratete zwei Schwestern und einen Bruder. Er hatte seine Familie bereits vor seiner Reise ins Ausland aus der Leibeigenschaft losgekauft, behielt sie jedoch in seiner Nähe. Sein Bruder und seine Schwäger standen in seinem Dienst und bezogen ihr Gehalt von ihm. Er hielt sie kurz und benahm sich ihnen gegenüber ziemlich zurückhaltend, tat ihnen nichts zuleide, hielt sie jedoch immer in respektvoller Untertänigkeit. Das gleiche ist auch von seinem Verhältnis zu den Verwaltern und Arbeitern zu sagen. Und all dies tat Alexander Iwanowitsch nicht aus Ehrsucht, sondern aus Selbstverständlichkeit. Es war seine Überzeugung, daß die Leute nicht verwöhnt werden dürften. Nachdem Alexander Iwanowitsch das Vorwerk gekauft hatte, erstand er von demselben Gutsbesitzer das Stubenmädchen Nastasija Petrowna und vermählte sich mit ihr. Sie lebten stets in Frieden und Einstimmigkeit miteinander. Die Leute sagten, daß bei ihnen ‚Liebe und Eintracht‘ herrschten. Als Nastasija Petrowna die Ehe mit Alexander Iwanowitsch eingegangen war, wurde sie immer hübscher. Sie war

schon immer eine große Schönheit gewesen, allein nach der Heirat blühte sie auf wie eine prangende Rose. Sie war groß, ein wenig voll, aber wohlgestaltet, ihre Hautfarbe war weiß wie Schnee, und ihre Wangen waren purpurrot; ihre großen blauen Augen blickten immer freundlich in die Welt. Nastasija Petrowna war eine sehr gute Hausfrau. Es kam selten vor, daß ihr Mann einmal eine ganze Woche lang zu Hause blieb, seine Arbeit ließ ihn immer unterwegs sein. Nastasija Petrowna führte also die ganze Wirtschaft auf dem Vorwerk, zählte die Rechnungen nach und kaufte, wenn es für den Betrieb nötig war, Holz oder Getreide auf. Sie war in all und jedem Alexander Iwanowitschs rechte Hand; darum ward sie auch von allen sehr höflich und achtungsvoll behandelt; ihr Mann schenkte ihr grenzenloses Vertrauen und wandte seine strenge Untergebenenpolitik nicht auf sie an. Er hätte ihr keine Bitte abgeschlagen, wenn sie etwas von ihm gefordert hätte, allein sie tat es nicht. Das Lesen hatte sie sich selbst beigebracht, und sie verstand auch ihren Namen zu schreiben. Sie hatte zwei Mädchen, das älteste war neun Jahre alt und das jüngere sieben. Sie hatten eine russische Gouvernante zum Unterricht. Nastasija Petrowna nannte sich selbst scherzhafterweise eine ‚dumme, ungebildete Frau'. Im übrigen hatte sie jedoch kaum weniger Kenntnisse als viele der sogenannten gebildeten Damen. Französisch konnte sie nicht, aber russische Bücher verschlang sie geradezu. Sie hatte ein fabelhaftes Gedächtnis. Karamsins Geschichte wußte sie fast aus-

wendig. Unzählige Verse konnte sie aus dem Gedächtnis hersagen. Besonders liebte sie Lermontow und Nekrassow. Dem letzteren konnte ihr Herz, das in langer Leibeigenschaft viel Schlimmes erduldet hatte, besonderes Verständnis und Mitgefühl entgegenbringen. Im Gespräche entschlüpften ihr noch oft bäuerliche Redensarten, besonders wenn sie begeistert war, aber dieses bäuerliche Element in ihrer Redeweise paßte sogar ungewöhnlich gut zu ihr. Wenn sie zuweilen etwas, das sie gelesen hatte, in dieser Redeweise wiedergab, verlieh sie ihrer Erzählung eine solche Kraft, daß man gar keine Lust mehr hatte, die Geschichte noch einmal zu lesen. Sie war eine sehr geschickte Frau. Unsere Adelschaft kam oft zum Vorwerk Barkow auf Besuch, zuweilen um dort nur einmal das Abendessen zu probieren, öfter noch in Geschäften. Alexander Iwanowitsch bekam überall gern Kredit, während man den Gutsbesitzern wenig Vertrauen entgegenbrachte, da man sie als schlechte Zahler kannte. Man sagte von ihnen: ‚Er ist ein Aristokrat und hat ein schönes Wappen, aber wenn's ans Bezahlen geht, muß man sich selbst wappnen, und zwar mit Geduld.' In solchem Rufe standen die adligen Gutsbesitzer. Brauchten sie Getreide, hatten sie nichts mehr zum Branntweinbrennen, waren die Einnahmen entweder verbraucht oder zur Bezahlung alter Schulden draufgegangen, dann zogen sie zu Alexander Iwanowitsch. „Hilf mir aus der Klemme, Täubchen, ich brauche die und die Summe, vertraue sie mir an!" Und dann küßten sie Nastasija Petrowna

die Händchen und gaben ihr Schmeichelnamen. Sie aber ließ die Herren einfach stehen, ging aus dem Zimmer und wollte draußen vor Lachen schier vergeh'n. „Ich kenne meine Pappenheimer!“ pflegte sie zu sagen. Übrigens küßten alle Nastasija Petrowna die Hand, und sie war daran gewöhnt. Aber es gab auch solch kecke Herren darunter, die ihr eine Liebeserklärung machten und sie zum Stelldichein aufforderten. Ein Leibhusar bewies ihr sogar, wie ungefährlich solch Unternehmen sein würde, wenn sie die juchtenlederne Brieftasche Alexander Iwanowitschs mitnähme. Allein, ihr Mühen blieb erfolglos. Nastasija Petrowna verstand es, sich solche Verehrer ihrer Schönheit vom Leibe zu halten.

Diese Leute — die Swiridowa und ihren Mann — beschloß ich also mit einer Bitte wegen meines unbeholfenen Freundes anzugehen. Als ich kam, um eine Anstellung für ihn zu erbitten, war Alexander Iwanowitsch wie gewöhnlich nicht zu Hause. Ich traf nur Nastasija Petrowna an und erzählte ihr, welch weltunkundigen Menschen mir das Geschick zugeführt hatte. Zwei Tage später brachte ich meinen Schafochs zu Swiridows, und nach einer Woche fuhr ich noch einmal hin, um mich von ihm zu verabschieden.

„Warum machst du solche Sachen mit meiner Frau, während ich abwesend bin, Bruder?“ fragte mich Alexander Iwanowitsch, der mir auf der Treppe entgegenkam.

„Was habe ich denn mit Nastasija Petrowna gemacht?“ fragte ich meinerseits, da ich seine Frage nicht begriff.

„Warum machst du sie zur Philanthropin, meine ich? Was hast du ihr denn da für einen Narren ins Haus gebracht?“

„Hören Sie nicht auf ihn!“ rief mir die wohlvertraute tiefe Stimme Nastasija Petrownas aus dem Fenster in etwas scharfem Tone zu. „Ihr Schafochs ist ein prachtvoller Mensch! Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie ihn mir gebracht haben.“

„Wirklich, was hast du uns eigentlich für ein wildes Tier hergeschleppt?“ fragte Alexander Iwanowitsch, als wir in seinem Zeichenzimmer waren.

„Einen Schafochs,“ antwortete ich lächelnd.

„Ich verstehe den Menschen nicht, Bruder.“

„Weshalb?“

„Er ist ja ganz konfus.“

„Das ist nur im Anfang so.“

„Und später wird's wohl noch schlimmer?“

Ich lachte, und Alexander Iwanowitsch mußte ebenfalls lachen.

„Ja, mein lieber Junge, wir haben leicht lachen, aber was soll ich mit ihm anfangen? Ich habe wirklich keinen Platz, an den ich ihn stellen könnte.“

„Aber ich bitte dich, gib ihm doch irgendeine Arbeit.“

„Darum handelt es sich ja auch nicht. Ich bin nicht abgeneigt dazu. Aber wofür soll ich ihn bestimmen? Sieh ihn dir doch an, was er für ein Kerl ist“, sagte Alexander Iwanowitsch und deutete auf Wassilij Petrowitsch, der in diesem Augenblick über den Hof schlenderte. Ich blickte ihn mir an, wie er

dahinschritt; die eine Hand hatte er in den Brustlatz seines Kittels gesteckt, mit der andern drehte er an seinem Zöpfchen. Bei diesem Anblick mußte ich selbst denken: In der Tat, an welchen Platz könnte man ihn wohl stellen?"

„Er kann die Holzfäller beaufsichtigen", riet die Hausfrau ihrem Manne.

Alexander Iwanowitsch fing an zu lachen.

„Dort würde ich ihn auch anstellen", bestätigte ich.

„Ach, ihr kleinen Kinder! Was wird er dort machen? Jemand, der nicht daran gewöhnt ist, hängt sich doch dort vor Langeweile auf. Nein, meine Ansicht ist, wir geben ihm hundert Rubel, und dann mag er gehen, wohin er will und mag tun, was er will."

„Nein, du darfst ihn nicht fortjagen."

„Nein, eine solche Beleidigung darf man ihm nicht zufügen", unterstützte mich Nastasija Petrowna.

„Nun, wo soll ich ihn denn unterbringen? Bei mir sind alle Leute Bauern; ich selbst bin Bauer, und er —"

„Ist auch kein Herr", sagte ich.

„Weder Herr, noch Bauer, und also zu nichts zu gebrauchen."

„So überlasse ihn doch Nastasija Petrowna!"

„Wirklich, überlasse ihn mir", mischte sie sich wieder ein.

„Nimm ihn, nimm ihn, mein Mütterchen."

„Nun, ausgezeichnet!" sagte Nastasija Petrowna.

Schafochs blieb also und wurde Nastasija Petrowna unterstellt.

10

Im August, als ich bereits in Petersburg wohnte, erhielt ich von der Post einen Wertbrief, der fünfzig Silberrubel enthielt. Im Briefe stand geschrieben:

„Liebwerter Freund und Bruder!

Ich befinde mich beim Ausroden von Wäldern, die für alle gewachsen, aber auf Swiridows Teil gefallen sind. Ich bekam für ein halbes Jahr einen Gehalt von sechzig Rubeln, obwohl das halbe Jahr noch nicht vorbei ist. Dabei hat offenbar mein äußerer Habitus mitgesprochen, doch halte ich diese ihre Großmut für ganz überflüssig, ich brauche keine neuen Sachen. Zehn Rubel habe ich zurückbehalten. Die fünfzig beigelegten wollen Sie sogleich ohne alles Schriftliche der Bauernmagd Glafira Ansinogenowa Muchina im Dorfe Duby, —sker Gouvernement, —sker Kreis schicken. Daß aber niemand weiß, woher das Geld kommt! Es ist dieselbe, die einmal meine Frau war. Das Geld schicke ich für den Fall, daß sie ein Kind geboren hat.

Mein Leben hier ist widerlich und langweilig. Ich habe hier keine Gelegenheit, etwas zu tun, und ich tröste mich nur damit, daß man offenbar nirgends etwas tun kann, abgesehen von dem, was alle tun: der Eltern gedenken und sich den Bauch vollschlagen. Hier schwören alle auf Alexander Swiridow! Alexander Iwanowitsch! Für keinen gibt es einen größeren Menschen als er. Jeder möchte so hoch kommen wie

er. Aber was ist er denn schon für ein Wesen, dieser Raffer?

Ja, auch ich habe jetzt verschiedenes begriffen. Ich habe die Lösung der Frage gefunden: ‚Rußland, wohin strebst du?' Haben Sie keine Angst, ich gehe nicht von hier fort. Wohin auch! Es ist überall dasselbe. Über die Alexander Iwanowitschs kann man nicht hinüberspringen.

Wassilij Bogoslowskij

Olgina-Pojma, den 3. August 185 . . "

In den ersten Dezembertagen erhielt ich einen anderen Brief. In diesem Briefe benachrichtigte mich Swiridow, daß er für einige Tage mit seiner Frau nach Petersburg komme, und bat mich, ihm ein bequemes Quartier zu besorgen.

Ungefähr zehn Tage nach diesem zweiten Briefe saßen Alexander Iwanowitsch und seine Frau in einer netten kleinen Wohnung gegenüber dem Alexandertheater, erwärmten sich mit Tee und erfreuten mein Herz mit ihren Erzählungen von jenem fernen Land, ‚wo goldne Träume mich umwoben'.

„Warum sagen Sie mir denn nicht," fragte ich, nachdem ich einen günstigen Moment abgewartet hatte, „was mein Schafochs macht?"

„Er schlägt mit den Hinterfüßen aus, Bruder", antwortete Swiridow.

„Wie, er schlägt aus?"

„Er benimmt sich wie ein Narr. Zu uns kommt er nicht, ich weiß nicht, ob er uns verachtet, er hält

sich jedenfalls immer zu den Arbeitern. Jetzt muß er aber auch dessen überdrüssig geworden sein. Er bat mich, ihn an einen anderen Arbeitsplatz zu stellen."

„Nun und Sie?" fragte ich Nastasija Petrowna. „Wir hatten doch auf Sie unsere ganze Hoffnung gesetzt, daß Sie ihn zahm machen würden?"

„Wieso Hoffnung? Vor ihr läuft er ja eben davon."

Ich blickte Nastasija Petrowna an und sie mich.

„Was soll man tun? Er hat offenbar Angst vor mir."

„Aber weshalb denn? Erzählen Sie doch!"

„Was ist da zu erzählen? Es war einfach so. Er kam zu mir und sagte: ‚Lassen Sie mich fort.' ‚Wohin?' fragte ich. ‚Das weiß ich nicht', meinte er. ‚Es geht mir nicht schlecht,' sagte er, ‚aber lassen Sie mich fort.' ‚Aber warum denn nur?' Er schwieg. ‚Sind Sie denn von jemandem beleidigt worden?' Er schwieg abermals und drehte nur an seinen Zöpfchen. ‚Sie hätten doch Nastja sagen können, daß man Sie schlecht behandet.' ‚Nein,' sagte er, ‚geben Sie mir eine andere Arbeit.' Es tat mir leid, ihn ganz und gar zu entlassen, so schickte ich ihn denn zu einem anderen Rodeplatz nach Schogowo, ungefähr dreißig Werst von uns entfernt. Dort ist er jetzt," fügte Alexander Iwanowitsch hinzu.

„Womit haben Sie ihn denn so gekränkt?" fragte ich Nastasija Petrowna.

„Das mag Gott wissen, ich habe ihn mit nichts gekränkt."

„Sie hat ihn wie eine Mutter behandelt", be-

stätigte Swiridow. „Sie hat für ihn genäht, ihn mit Kleidern und Schuhzeug versorgt. Du weißt, ja, wie gutherzig sie ist.“

„Nun, und was weiter?“

„Er mochte mich nicht leiden“, sagte Nastasija lachend.

Ich verlebte prachtvolle Tage mit Swiridows in Petersburg. Alexander Iwanowitsch hatte andauernd in Geschäften zu tun, wir, ich und Nastasija Petrowna, amüsierten uns. Die Stadt gefiel ihr mächtig, besonders gern ging sie ins Theater. Wir besuchten jeden Abend irgendeine Vorstellung, ohne daß es sie auch nur ein einziges Mal langweilte. Die Zeit ging schnell und auf angenehme Weise dahin. Von Schafochs erhielt ich in dieser Zeit noch einen Brief, in dem er sich furchtbar wütend über Alexander Iwanowitsch äußerte. ‚Räuber und Fremdstämmige‘ ‚schrieb er, ‚sind mir lieber, als diese reichgewordenen Russen. Und alle andern schlagen sich die Bäuche ebenso voll, weil sie denken, das muß so sein, damit sie jenen gleichen. Ich sehe etwas Seltsames. Ich sehe, daß er, dieser Alexander Iwanowitsch, mir in allem schon immer im Wege stand, auch bevor ich ihn kannte. Da haben sie den richtigen Feind des Volkes, diesen satten Bauernlümmel, der dem bettelarmen Volk nur deshalb ein paar von seinen Brocken zum Fraß hinwirft, damit es nicht krepiert, sondern für ihn schuftet. Sehen Sie, er ist der richtige Christ, der unserer Sittlichkeit entspricht, und er wird allen Seelen so lange Schaden zufügen, bis sie ihm gleichen. Bei

meiner Denkweise ist auf der Welt kein Platz für Leute wie mich und diesen Mann. Ich gebe ihm den Weg frei, denn er ist ihr Erwählter. Er kann wenigstens für den einen oder andern zu was nütze sein, aber meine Seele, das merke ich, paßt niemandem. Sie haben mir nicht umsonst solchen Tiernamen gegeben. Keiner hat den Menschen in mir erkannt, und auch ich habe mich nie in jemanden wiedererkannt.' Dann bat er mich, ihm mitzuteilen, ob ich gesund und munter sei und wie Nastasia Petrowna lebe.

Um diese Zeit kamen einmal einige Böttcher zu Alexander Iwanowitsch, die Branntwein von einer Fabrik gebracht hatten. Ich rief sie zu mir in die leere Küche. Die Burschen waren mir alle gut bekannt. Ich plauderte mit ihnen über dies und jenes und die Rede kam auch auf Schafochs.

„Was macht er bei euch?" fragte ich sie.

„Nichts, er ist halt da!"

„Er betätigt sich", sagte ein anderer.

„Was arbeitet er denn?"

„Nun, was soll man von ihm für Arbeit erwarten! Keiner weiß, weshalb ihn der Herr angestellt hat."

„Womit verbringt er denn seine Zeit?"

„Er treibt sich im Walde herum. Der Herr hatte ihn zu einer Art Kontoristen gemacht. Er sollte die geschlagenen Stämme aufnotieren, aber da war nichts mit ihm anzufangen."

„Warum?"

„Wer weiß das? Der Herr verwöhnt ihn zu sehr."

„Aber stark ist er", fuhr ein anderer Böttcher fort.

„Einmal nahm er ein Beil und machte sich an die Arbeit. Donnerwetter, da flogen die Wurzelstöcke nur so heraus."

„Und sonst ging er noch auf Wache."

„Auf was für eine Wache?"

„Als man im Volke tuschelte, daß Flüchtlinge unterwegs seien, da verschwand er oft ganze Nächte irgendwohin. Unsere Jungens dachten, daß sein Fortlaufen mit den Flüchtlingen zusammenhinge, und ob er nicht mit ihnen unter einer Decke steckte. Als er wieder einmal fortging, folgten sie ihm zu dritt. Sie sahen, daß er geradeswegs zum Vorwerk lief. Nun, weiter kam nichts. Was sich zeigte, war lauter dummes Zeug. Er kroch, erzählten sie, unter die Hecke direkt gegenüber von den Fenstern der Herrschaft, rief den Hund zu sich heran, und saß so bis zum Morgengrauen; da stand er auf und ging wieder an seinen Arbeitsplatz zurück. Und so war es auch ein zweites und drittes Mal. Unsere Jungens ließen es denn auch sein, ihn zu beobachten. So ging es bis in den Herbst hinein, bis zu Mariä Himmelfahrt. Als sich die Jungens da eines Abends schlafen legten, da sagten sie zu ihm: ‚Hör doch endlich auf, Petrowitsch, auf Wache zu ziehen. Leg dich hier bei uns schlafen.' Er sagte gar nichts, aber zwei Tage später hörten wir, daß er den Herrn gebeten hatte, ihn auf einen anderen Platz zu stellen. Und der hat es auch getan."

„Hatten ihn denn eure Jungens gern?" erkundigte ich mich.

Der Böttcher dachte eine Weile nach und sagte: „Nein, wohl nicht."

„Aber er ist doch ein guter Kerl."

„Ja, was Schlechtes hat er nie gemacht. Wenn er von Filaret dem Gnadenreichen zu reden anfing oder davon, daß sich alles zum Guten wenden wird, oder wenn er in klar verständlicher Weise gegen den Reichtum wetterte, dann hörten ihm viele von unseren Jungen gerne zu."

„Na, und gefiel ihnen denn, was er sagte?"

„Durchaus nicht. Aber dann sagte er es ein zweites Mal und machte es komisch."

„Wie war denn das?"

„Da sprach er beispielsweise lange Zeit vom Göttlichen, und dann fing er plötzlich von den Herren an. Er nahm eine Handvoll Erbsen, suchte die stärksten und besten aus und breitete sie in einer Reihe vor sich aus. Dies hier, sagte er, ist die größte, das ist der König; und die kleineren hier sind die Minister und Fürsten; und die noch kleineren hier sind die adligen Herren, die Kaufleute und die dickwänstigen Popen; und das hier — dabei zeigte er auf die Erbsen in seiner Hand — sind wir, die Buchweizenfresser. Und dann schlug er mit uns Buchweizenfressern, krach! auf die Prinzen und die vollgefressenen Popen drauf, und schon war alles ein Haufen und jeder dem andern gleich. Nun, unsere Jungens, das können Sie sich denken, fingen an zu lachen. Mache uns die Komödie nochmal vor, baten sie ihn."

„Ja, er war ein richtiger Possenreißer“ sagte ein anderer.

Alle schwiegen eine Weile.

„Von was für Leuten stammt er denn? Wohl von Komödianten, was?“ fragte ein anderer Böttcher.

„Warum meint ihr das?“

„Das Volk redet so. Ich glaube, Mironka hat es gesagt.“

Mironka war ein kleiner, quecksilberiger Bauer, der lange mit Alexander Iwanowitsch herumgereist war. Er galt als guter Sänger, Erzähler und Spaßmacher. Manchmal dachte er sich wirklich ganz ungereimte Sachen aus, verbreitete sie meisterhaft unter dem einfältigen Volke und ergötzte sich dann an den Früchten seiner Erfindungen. Offenbar war Wassilij Petrowitsch den Holzhauern ein Rätsel und deshalb der Gegenstand ihrer Gespräche. Diesen Umstand hatte Mironka benutzt und aus meinem Helden einen ehemaligen Schauspieler gemacht.

II

Wir befanden uns in der Butterwoche. Nastasija Petrowna und ich bekamen nur mit Mühe Eintrittskarten für die Abendvorstellung. Es wurde ‚Esmeralda‘ gegeben, was sie schon lange zu sehen wünschte. Die Vorstellung war sehr schön und endete nach russischer Theatersitte sehr spät. Die Nacht war heiter und klar; ich ging mit Nastasija Petrowna zu Fuß nach Hause. Unterwegs bemerkte ich, daß meine Branntweinbrennerin sehr nachdenklich war

und oft ganz unzusammenhängende Antworten gab.

„Was beschäftigt Sie so?“ fragte ich Sie.

„Wie meinen Sie?“

„Aber Sie hören ja gar nicht, was ich zu Ihnen sage.“

Nastasija Petrowna fing an zu lachen.

„Wissen Sie, woran ich denke?“

„Das ist schwer zu raten.“

„Nun, was meinen Sie?“

„An Esmeralda.“

„Ja, Sie haben es fast erraten, allein mich beschäftigt nicht Esmeralda selbst, sondern dieser arme Quasimodo.“

„Er tut Ihnen leid?“

„Sehr. Sehen Sie, das ist wahrhaft tragisch: ein Mensch zu sein, den niemand lieben darf. Er tut mir furchtbar leid; ich möchte ihn wohl von seinem Leid erlösen, aber man darf es nicht. Es ist schrecklich! Man darf nicht, niemals darf man es tun!“ fuhr sie sinnend fort.

Nachdem wir uns zum Tee gesetzt hatten, plauderten wir in der Erwartung, daß Alexander Iwanowitsch zum Nachtessen nach Hause kommen würde, noch sehr lange miteinander. Allein Alexander Iwanowitsch kam nicht.

„Nun, Gott sei Dank, daß es in Wirklichkeit nicht solche Menschen auf der Welt gibt.“

„Was für Menschen? Wie Quasimodo?“

„Ja.“

„Und Schafochs?“

Nastasija Petrowna schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und lachte anfangs, schien sich aber plötzlich ihres Lachens zu schämen und sagte leise: „Ja, in der Tat.“

Sie rückte das Licht beiseite und starrte unverwandt durchs Fenster, wobei sie ihre schönen Augen leicht zusammenkniff.

12

Swiridows blieben bis zum Sommer in Petersburg. Wegen der vielen geschäftlichen Angelegenheiten verschoben sie ihre Abreise von einem Tag auf den andern. Sie beredeten mich, gemeinsam mit ihnen nach Hause zu fahren. Wir reisten zusammen bis zu unserer Kreisstadt. Hier bestieg ich die Postkutsche und kehrte zu meinem Mütterchen zurück, während sie nach Hause fuhren, nicht ohne mir vorher das Versprechen abgenommen zu haben, sie in einer Woche zu besuchen. Alexander Iwanowitsch hatte die Absicht, sogleich nach seiner Rückkehr nach seinem Holzschlag in Schogowo zu reisen, wo sich im Augenblick die Residenz von Schafochs befand. In einer Woche versprach er jedoch wieder zu Hause zu sein. Meine Angehörigen, die mich nicht erwartet hatten, freuten sich sehr über mein Kommen.... Als ich sagte, daß ich eine Woche lang nirgendwohin fahren wolle, lud meine Mutter meinen Kusin und seine Frau zu uns ein, und nun begann eine Reihe von bukolischen Vergnügungen.

So vergingen ungefähr zehn Tage. Am elften oder zwölften Tage kam in aller Hergottsfrühe meine alte Kinderfrau ganz aufgeregt zu mir.

„Was ist los?“ fragte ich.

„Die Barkower haben jemand zu dir geschickt, mein Freundchen,“ sagte sie.

Ein zwölfjähriges Bürschlein kam herein, nahm zweimal, ohne eine Verbeugung zu machen, seine Mütze von einer Hand in die andere, räusperte sich und sagte: „Die Herrin läßt dir sagen, du sollst sofort zu ihr kommen.“

„Ist Nastasija Petrowna krank?“ fragte ich.

„O nein.“

„Und Alexander Iwanowitsch?“

„Der Herr ist nicht zu Hause“, antwortete der Bursche und räusperte sich abermals.

„Wo ist denn der Herr?“

„Bei Schogowo . . . da hat sich nämlich was ereignet.“

Ich ließ mir eines von Mütterchens Beipferden satteln, kleidete mich in einer Minute an und ritt in scharfem Trab nach dem Vorwerk Barkow. Es war erst fünf Uhr morgens, und bei uns im Hause schlief noch alles.

Im Gutshäuschen des Vorwerks waren bereits sämtliche Fenster, außer denen im Zimmer der Kinder und Gouvernante, geöffnet, als ich ankam. In einem Fenster erschien Nastasija Petrowna, die sich ein großes blaues Seidentuch umgeschlungen hatte. Sie erwiderte meinen Gruß mit einem zerstreuten

Kopfnicken; während ich mein Pferd an einem Pfosten festband, winkte sie mir zweimal mit der Hand, daß ich mich etwas beeilte.

„Welches Unglück!“ sagte sie, während sie mir auf der Schwelle entgegenkam.

„Was ist geschehen?“

„Vor drei Tagen fuhr Alexander Iwanowitsch abends nach Turuchtanowka, und sehen Sie, welchen Brief er mir heute um drei Uhr mit einem Eilboten vom Rodeplatz aus Schogowo geschickt hat!“ Sie reichte mir einen zerknitterten Brief, den sie bis jetzt in der Hand gehalten hatte.

‚Nastja!‘ schrieb Swiridow. ‚Schicke sofort ein Zweigespann nach M., damit man dem Arzt und dem Kreisrichter den Brief übergibt. Dein Narr hat uns eine schöne Geschichte eingebrockt. Gestern abend sprach er noch mit mir, und heute vor der Vesper hat er sich erhängt. Schicke jemand Verständigen, damit alles in Ordnung gebracht wird, und laß möglichst rasch einen Sarg herbringen. Ich habe jetzt keine Zeit, mich mit diesen Dingen abzugeben. Bitte, beeile dich, und teile mir mit, wen du herschickst, denn er muß des Lesens und Schreibens kundig sein. Du weißt, wie kostbar jetzt meine Zeit ist, und der Leichnam hier wartet nicht. Dein Alexander Swiridow.‘

Zehn Minuten später ritt ich in schärfstem Trab nach Schogowo. Da ich verschiedene Nebenpfade benutzte, hatte ich bald den richtigen Weg verloren und gelangte erst bei Anbruch der Dämmerung an den Wald von Schogowo, wo sich der Holzschlag befand.

Ich hatte mein Pferd ganz zuschanden geritten und war selbst durch den langen Ritt in der Sonnenglut am Ende meiner Kräfte angelangt. Als ich auf die Lichtung kam, wo die Wächterhütte stand, erblickte ich Alexander Iwanowitsch. Er stand ohne Rock auf der Treppe und hielt die Lohnabrechnung in der Hand. Sein Gesicht war ruhig wie immer, nur etwas ernster. Vor ihm waren ungefähr dreißig Bauern versammelt. Sie waren barhäuptig und hatten die Beile hinter die Gürtel gesteckt. Ein wenig abseits von ihnen stand der mir bekannte Verwalter Drefjitsch, und noch etwas weiter entfernt sah ich den Kutscher Mironka.

Dortselbst standen auch die beiden stämmigen Pferde Alexander Iwanowitschs im Gespann.

Mironka sprang auf mich zu, nahm mir das Pferd ab und sagte mit einem lustigen Lächeln: „Donnerwetter, Sie haben es aber in Schweiß gebracht!"

„Führe es auf und ab, führe es gut auf und ab!" schrie ihm Alexander Iwanowitsch zu, ohne die Abrechnung aus der Hand zu legen.

„War es so?" fragte er dann die vor ihm stehenden Bauern.

„Genau so, Alexander Iwanowitsch", ließen sich einige Stimmen vernehmen.

„Nun, mit Gott, wenn es so ist", antwortete er den Bauern, streckte mir die Hand entgegen, schaute mir lange in die Augen und sagte dann: „Weißt du schon, Bruder?"

„Was?"

„Was er wieder für eine Geschichte gemacht hat?“

„Er hat sich erhängt.“

„Ja, er hat sich mit dem Tode bestraft. Von wem hast du es erfahren?“

Ich erzählte, wie es gewesen war.

„Eine kluge Frau! War verständig, daß sie nach dir geschickt hat. Ich hatte, offengestanden, nicht daran gedacht. Aber weißt du denn auch alles?“ fragte Alexander Iwanowitsch mit gedämpfter Stimme.

„Nein, weiter weiß ich nichts. Gibt es denn noch etwas?“

„Nun ich sage dir, Bruder, er wollte mir meine Sache hier so in Unordnung bringen, daß ich dir nicht meinen Schaden hätte wünschen mögen. So dankte er für die freundliche Aufnahme, die er bei uns gefunden hatte. Dir und Nastasija Petrowna hätte ich es beinahe zu verdanken gehabt, daß man diese Bahre hier für mich gezimmert hätte.“

„Was heißt das?“ fragte ich. „Erzähle doch ordentlich.“

Alexander Iwanowitsch schien seine leidenschaftliche Erregung selbst nicht angenehm zu sein.

„Er begann die heilige Schrift nach seiner Art auszulegen, Bruder, und das sage ich dir, nicht auf ehrsame, sondern auf eine ganz blöde Art. Er fing an vom Zöllner zu reden und vom reichen Lazarus und wem es möglich sei, durchs Nadelöhr zu gehen und wem nicht; das alles aber bezog sich auf mich.“

„Wie konnte er denn dies alles auf dich anwenden?“

„Wie? . . . Nun so, siehst du. Ich war in seinen

Augen ein ‚Kaufmann — ein habgieriger Raffer‘, und die Buchweizenfresser, sagte er, sollten mir den Schädel einschlagen.“

Jetzt verstand ich alles.

„Nun, und was taten denn die Buchweizenfresser?“ fragte ich Alexander Iwanowitsch und sah ihn mit einem bedeutungsvollen Blicke an.

„Die Jungens reagierten natürlich nicht darauf.“

„Das heißt, sie brachten alles ans Licht, was?“

„Natürlich. Diese Wölfe!“ fuhr Alexander Iwanowitsch mit einem verschmitzten Lächeln fort. „Als ob sie nicht richtig verstanden hätten, sagten sie zu ihm: ‚Du hast ganz recht, Wassilij Petrowitsch. Sowie wir mal den Vater Pjotr sehen, werden wir uns auch bei ihm danach erkundigen.‘ Als ich hierher kam, erzählten sie mir, aber eigentlich mehr im Scherz, die ganze Geschichte und sagten: ‚Das kann doch nicht in der Ordnung sein, was er da alles für närrische Dinge erzählt.‘ Und dann wiederholten sie mir in seiner Gegenwart Wort für Wort, was er zu ihnen gesprochen hatte.“

„Nun, und was weiter?“

„Ich wollte darüber hinweggehen, als ob ich nichts davon begriffe; aber nun, nachdem diese Sünde passiert ist, habe ich die Leute mit Absicht hierher gerufen, als ob ich die Abrechnung prüfen wollte. Nebenbei habe ich ihnen jedoch eingehämmert, daß sie sich diese törichten Reden aus dem Kopfe schlagen und tiefstes Schweigen über sie wahren sollten.“

„Es wäre gut, wenn sie dies einhielten.“

„Das tun sie sicher. Sie wissen, daß mit mir nicht gut Kirschen essen ist.“

Wir gingen in die Hütte hinein. Auf Alexander Iwanowitschs Bank lagen eine bunte kasanische Filzdecke und ein Kissen aus rotem Saffianleder; der Tisch war mit einer sauberen Serviette bedeckt, worauf der lustig brodelnde Samowar stand.

„Was mag ihm nur in den Kopf gekommen sein?“ sagte ich, nachdem ich mit Swiridow an dem kleinen Tische Platz genommen hatte.

„Ach geh, von einem kranken Verstand läßt sich nichts anders denken. Ich kann diese Seminaristen nicht ausstehen.“

„Vorgestern sprachen Sie mit ihm?“

„Ja. Es war nichts Unangenehmes zwischen uns vorgefallen. Abends kamen die Arbeiter hierher; ich bewirtete sie mit Schnaps, unterhielt mich mit ihnen und zahlte denen den Lohn im voraus, die mich darum baten. Er machte sich jedoch aus dem Staube. Am Morgen war er nicht da, vor der Vesper kam jedoch ein Mädchen zu den Arbeitern gelaufen und sagte: ‚Seht, dort hinter der Lichtung hat sich ein Mann erhängt.‘ Die Jungens liefen hin; der arme Kerl war schon kalt. Er mußte sich schon am Abend vorher erhängt haben.“

„Und sonst war nichts Unangenehmes vorgefallen?“

„Nicht das Geringste.“

„Vielleicht hast du irgend etwas zu ihm gesagt?“

„Was denkst du denn!“

„Hat er keinen Brief zurückgelassen?“

„Nein.“

„In seinen Papieren hast du auch nicht nachgeschaut?“

„Er scheint keine Papiere gehabt zu haben.“

„Es wäre aber besser, wir schauten einmal nach, solange die Polizei noch nicht da ist.“

„Meinetwegen.“

„Er muß doch einen Koffer gehabt haben, wie?“ fragte Alexander Iwanowitsch die Köchin.

„Der Verstorbene? Ja, der hatte ein Köfferchen.“

Man brachte ein kleines, unverschlossenes Köfferchen herbei und öffnete es in Gegenwart des Rechnungsführers und der Köchin. Es befand sich nichts weiter darin als zwei Garnituren Wäsche, mit Fettflecken bedeckte Auszüge aus Platons Werken und ein in Papier gewickeltes blutiges Taschentuch.

„Was ist das für ein Tuch?“ fragte Alexander Iwanowitsch.

„Wie sich der Verstorbene einmal bei Nastasija Petrowna in die Hand geschnitten hatte, da verband sie ihn mit ihrem Schnupftüchlein“, erklärte die Köchin. „Es ist das nämliche“, fügte die Frau hinzu, nachdem sie sich das Tuch näher besehen hatte.

„Nun, mehr ist nicht da!“ meinte Alexander Iwanowitsch.

„Komm, gehen wir ihn uns ansehen.“

„Ja, gehen wir!“

Während sich Swiridow ankleidete, betrachtete ich aufmerksam das Papier, worin das Tuch einge-

schlagen gewesen war. Es war vollkommen unbeschrieben. Ich blätterte den Platon durch, nirgends fand sich irgendeine Bemerkung; nur hin und wider war eine Stelle mit dem Fingernagel angemerkt. Ich las folgende Stellen:

‚Die Perser und Athener haben ihr Gleichgewicht verloren, die einen, weil sie die Rechte der Monarchie zu sehr vergrößerten, die andern, weil sie die Liebe zur Freiheit zu sehr übertrieben.'

‚Nicht einen Ochsen, sondern einen Menschen macht man zum Führer von Ochsen. Das Genie soll Herrscher sein.'

‚Die dem Volke verständlichste Macht ist die Macht des Starken.'

‚Wo die Greise schamlos sind, werden es die Jünglinge unausweichlich auch.'

‚Es ist unmöglich, ein guter Mensch und zugleich ein reicher Mensch zu sein. Warum? Weil derjenige, der auf ehrliche und unehrliche Weise sein Vermögen erwirbt, doppelt soviel erwirbt als derjenige, der nur auf ehrliche Weise sein Vermögen zusammenträgt, und wer keine Opfer um des Guten willen bringt, der gibt weniger aus, als wer zu edlen Opfern bereit ist.'

‚Gott ist das Maß aller Dinge, und das vollkommenste Maß. Um Gott ähnlich zu werden, muß man in allem Maß halten, sogar im Wünschen.'

Hier befanden sich am Rand einige kaum leserliche Worte, die von Schafochs mit dem Saft von roter Beete hingeschrieben worden waren. Mit Mühe entzifferte ich: ‚Wasska, du Tor! Warum bist du nicht

Pope geworden? Warum hast du deinem Wort die Flügel beschnitten? Wenn man nicht im Ornat predigt, gilt man beim Volke als Narr, verunglimpft sich selbst, tötet man die Idee. Ich bin ein Dieb, und je weiter ich gehe, desto mehr werde ich stehlen.'

Ich schloß das Heft.

Inzwischen hatte sich Alexander Iwanowitsch seinen Halbrock angezogen, und wir begaben uns zur Lichtung. Von dort wandten wir uns nach rechts und durchquerten ein Fichtendickicht; wir durchschritten dann eine Schneise, wo der Holzschlag begann, und gelangten auf eine zweite große Lichtung. Hier standen zwei riesige Schober mit vorjährigem Heu. Alexander Iwanowitsch blieb mitten auf der Waldwiese stehen, holte tief Luft und schrie mit lauter Stimme: „Hallo! Hallo!“ Es kam keine Antwort. Der Mond beleuchtete die Waldwiese mit hellem Licht, die Schober warfen lange, dunkle Schatten.

„Hallo! Hallo!“ schrie Alexander Iwanowitsch noch einmal.

„Hal...lo!“ antwortete es rechts aus dem Walde.

„Dort ist es!“ sagte mein Gefährte, und wir gingen nach rechts.

Nach zehn Minuten rief Alexander Iwanowitsch abermals; wir bekamen sogleich Antwort und erblickten kurz danach zwei Bauern, einen alten Mann und einen jungen Burschen. Als sie Swiridow sahen, nahmen sie ihre Mützen ab und blieben auf ihre langen Stöcke gestützt unbeweglich stehen.

„Guten Abend, ihr Christenleute.“

„Guten Abend, Alexander Iwanytsch.“

„Wo ist der Tote?“

„Hier, Alexander Iwanytsch.“

„Zeigt ihn mir, ich habe mir die Stelle nicht gemerkt.“

„Aber dort ist er doch.“

„Wo?“

„Nun dort!“

Der Bauer lachte und deutete nach rechts.

Drei Schritte von uns hing Schafochs. Er hatte sich mit einem langen Bauerngürtel erhängt, den er an einen Ast in Mannshöhe geknüpft hatte. Die Knie des Toten waren eingebogen und berührten fast den Erdboden. Es sah aus, als ob er kniete. Die Hände hatte er nach seiner Gewohnheit in die Taschen seines Kittels geschoben. Seine Gestalt hing ganz im Schatten, nur auf sein Haupt fiel durch das Zweigicht ein bleicher Mondenstrahl. Das arme Haupt! Nun war es still geworden. Die Zöpfchen ringelten sich noch genau so wie Widderhörner an den Schläfen in die Höhe, und die trüben, starren Augen blickten mit demselben Ausdruck in den Mond hinein, wie er in den Augen eines Ochsen zurückbleibt, dem man einige Male mit der Axt über den Schädel geschlagen und dann mit dem Messer schnell die Kehle durchgeschnitten hat. Es war unmöglich, in Schafochs' Augen den letzten Gedanken dieses Märtyrers zu lesen, der sein Leben lang das Gute erstrebt hatte. Sie sprachen auch nicht von dem, was seine Platonzitate und das rotgefleckte Taschentuch aussagten.

„Da hast du ihn! Er war ein Mensch, wie er nicht sein soll!“ sagte Swiridow.

„Er muß faulen, und Sie sollen leben, Väterchen Alexander Iwanowitsch“, ließ sich der Greis mit einem einschmeichelnden, sanften Stimmchen vernehmen.

Schafochs hatte ebenfalls gesagt, daß er verfaulen, die Alexander Iwanowitsche aber leben würden.

Schwül und stickig war es hier in diesem dunkeln Waldwinkel, den sich Schafochs als den Ort erwählt hatte, wo er seinen Qualen ein Ende machte. Doch auf der Waldwiese war es licht und frei. Der Mond hatte sich hinter lasurnen Wolken versteckt, die Fichten und Tannen standen in tiefem Schlummer.

Anläßlich der Kreutzersonate

,Jede Jungfrau steht in sittlicher Beziehung über dem Mann, weil sie unvergleichlich reiner ist als er. Beim Eintritt in die Ehe überragt stets die Frau den Mann. Ob Jungfrau oder Weib, in unserer Zeit steht sie immer über ihm.'

L. Tolstoj

Wir begruben Fjodor Michailowitsch Dostojewskij. Es war ein trüber, unfreundlicher Tag. Ich fühlte mich nicht wohl und vermochte nur mit großer Selbstüberwindung dem Sarge bis zum Portal des Newskij-Klosters zu folgen. Im Portal herrschte ein riesiges Gedränge. Aus der eng zusammengepreßten Menge hörte man Stöhnen und Schreien. Der Dramendichter Awerkiew stellte sich auf eine Erhöhung und rief etwas. Obwohl seine Stimme sehr laut war, konnte man kein Wort verstehen. Die einen meinten, daß er für Ordnung sorge, und lobten ihn dafür, die andern waren ärgerlich über ihn. Ich befand mich unter denen, die keinen Einlaß im Klosterhof gefunden hatten, und da ich es als zwecklos ansah, länger vor dem Tor zu stehen, ging ich nach Hause, trank heißen Tee und legte mich schlafen. Die Kälte und die verschiedenartigen Eindrücke hatten mich sehr müde gemacht, und ich schlief so fest und lange, daß ich nicht einmal zum Mittagessen aufwachte. Zum Essen sollte ich an diesem Tage auch nicht mehr kommen, denn zu der Vielzahl mannigfaltigster Eindrücke gesellte sich unerwarteterweise noch ein neuer, der mich außerordentlich erregte.

Am späten Nachmittag weckte mich mein Mädchen und sagte, es sei eine unbekannte Dame gekommen, die nicht fortgehen wolle, sondern inständig bitte, von mir empfangen zu werden. Damenbesuche sind bei einem alten Schriftsteller wie unsereinem keine

ungewöhnliche Sache. Die Zahl der Mädchen und Frauen, die einen Rat für ihre literarischen Versuche erbitten oder um Beihilfe für die Unterbringung ihrer Arbeiten nachsuchen, ist nicht gering. Darum setzte mich der Besuch einer Dame und sogar ihre Hartnäckigkeit durchaus nicht in Erstaunen. Wenn jemandem das Wasser bis zum Halse steht, ist es kein Wunder, daß er hartnäckig wird.

Ich ließ die Dame in mein Arbeitszimmer bitten und begann mich selbst in Ordnung zu bringen. Als ich ins Zimmer trat, war auf dem großen Tisch meine Arbeitslampe angezündet. Sie warf einen hellen Schein auf den Tisch, während der übrige Teil des Zimmers im Halbschatten blieb. Die fremde Dame, die mich da mit ihrem Besuch beehrte, war mir in der Tat gänzlich unbekannt.

Als ich sie forschend betrachtete und sie bitten wollte, im Sessel Platz zu nehmen, kam es mir vor, als ob sie die hellbeleuchteten Stellen des Zimmers miede und sich im Schatten zu halten trachtete. Dies verwunderte mich. So zurückhaltend und verlegen pflegten sich sonst nur schüchterne und ungewandte Personen zu benehmen. Bei dieser Dame hatte ich jedoch sogleich das Gefühl, daß sie den besseren Kreisen angehöre, und deshalb kam mir ihr Benehmen noch seltsamer vor. Sie war sehr gut, aber einfach gekleidet. Alles, was sie trug, war kostbar und von gewählter Eleganz, sowohl der vortreffliche Plüschmantel, den sie im Vorzimmer nicht abgelegt hatte und auch während der Unterredung mit mir anbehielt, als auch das ele-

gante schwarze Hütchen, das offenbar nicht russischer Herkunft, sondern Pariser Modell war, sowie der doppelt gelegte schwarze Schleier, der rückwärts so geknüpft war, daß ich durch das zwiefache Gewebe nur ein weißes, rundes Kinn und zuweilen das Aufleuchten eines Augenpaares erblicken konnte.

Statt sich vorzustellen und die Absicht ihres Besuches kundzutun, begann die Dame damit, daß sie mir sagte: „Kann ich damit rechnen, daß Sie keinen Wert auf meinen Namen legen?“ Ich antwortete, daß sie damit voll und ganz rechnen dürfe.

Nunmehr bat sie mich, im Sessel vor der Lampe Platz zu nehmen, rückte ungeniert den grünen Taftschirm der Lampe so weit herum, daß alles Licht auf mich fiel, während sie selbst im Schatten blieb, setzte sich an die andere Seite des Tisches und begann von neuem zu fragen.

„Sie sind allein?“

Ich antwortete ihr, sie täusche sich nicht, ich sei allein.

„Kann ich mit Ihnen ganz offen sprechen?“

Ich meinte, wenn sie Vertrauen zu mir hätte, wüßte ich nicht, was sie hindern könnte, nach Belieben zu sprechen.

„Wir sind hier allein?“

„Ganz allein.“

Die Dame stand auf und machte zwei Schritte auf das Nebenzimmer zu, wo sich meine Bibliothek befindet und daran anschließend das Schlafzimmer. In der Bibliothek brannte eine matte Lampe, bei deren

Schein man das ganze Zimmer überblicken konnte. Ich rührte mich nicht vom Fleck und sagte zur Beruhigung der Dame, daß sich in meiner Wohnung niemand als das Dienstpersonal und eine kleine Waise befinde, die bei ihren Erwägungen wohl keine Rolle spielen könne. Daraufhin nahm die Dame wieder Platz, schob abermals den grünen Lampenschirm herum und sagte: „Verzeihen Sie mir, ich bin in großer Erregung.... Mein Benehmen kann Ihnen seltsam erscheinen, aber ich bitte Sie, mir Ihr Mitgefühl nicht zu versagen."

Ihre Hand, die sie wieder nach dem grünen Lampenschirm ausstreckte, stak in einem schwarzen Glacéhandschuh und bebte stark. Statt einer Antwort bot ich der Dame ein Glas Wasser an. Sie hielt mich zurück und sagte: „Nicht nötig, ich bin nicht so nervös, ich bin zu Ihnen gekommen, weil dieses Begräbnis ... diese Menschenmassen ... dieser Mensch alle meine Gedanken verwirrt haben. Seine ganze Persönlichkeit hat einen ungewöhnlich starken, bezwingenden Eindruck auf mich gemacht, und ich kann nie vergessen, daß ich zweimal im Leben eine Unterredung mit ihm hatte. Sie dürfen sich nicht wundern, daß ich zu Ihnen gekommen bin. Ich werde Ihnen erzählen, weshalb ich es getan habe. Es macht nichts, daß wir uns nicht kennen. Ich habe viel von Ihnen gelesen und vieles war mir so sympathisch, so vertraut, daß ich jetzt das Verlangen, mit Ihnen zu sprechen, nicht unterdrücken kann. Vielleicht ist das, worauf ich verfallen bin, eine ungeheure Dummheit. Deshalb will

ich Sie vorher darüber befragen, und Sie sollen mir aufrichtig antworten. Was Sie mir raten, werde ich tun.“

Ihr volle Altstimme zitterte, und ihre ruhelos umhergreifenden Hände bebten.

2

Derartige Besuche und Auftritte erlebte ich zwar während meiner literarischen Tätigkeit nicht allzuviele, aber immerhin, sie kamen vor. Zumeist waren die Besucher Leute mit politischem Temperament, die ziemlich schwer zu beruhigen waren und denen zu helfen doppelt gewagt und unangenehm war, weil man fast nie wußte, mit wem man es zu tun hatte. Auch diesmal kam mir zuerst der Gedanke, daß die Dame, von politischen Leidenschaften aufgewühlt, einen Plan ersonnen hatte, den sie unglücklicherweise mir anzuvertrauen wünschte. Die Art, wie sie die Unterredung eingeleitet hatte, ließ darauf schließen, und ich sagte deshalb zögernd: „Ich weiß nicht, wovon Sie reden werden. Ich wage nicht, Ihnen im voraus etwas zu versprechen. Wenn Sie jedoch durch Ihre persönlichen Gefühle auf Grund des Vertrauens, das Ihnen mein Leben und Ruf einflößen, zu mir geführt worden sind, werde ich unter keinen Umständen von dem, was Sie mir offenbar als Geheimnis mitteilen wollen, Gebrauch machen.“

„Jawohl,“ sagte sie, „als Geheimnis, als absolutes Geheimnis, und ich bin überzeugt, daß Sie es wahren werden. Ich habe nicht nötig zu wieder-

holen, warum es gewahrt werden muß; ich weiß, daß Sie es fühlen. Ich kann mich nicht täuschen. Ihr Gesicht sagt es mir besser als alle Worte; außerdem bleibt mir nichts anderes übrig. Ich wiederhole also, ich bin bereit, eine Handlung zu begehen, die mir in einem Augenblick ehrenhaft und im andern roh erscheint. Die Wahl muß sofort getroffen werden, noch diese Minute, und ich mache sie von Ihrem Entscheid abhängig."

Ich zweifelte nicht, daß nun gleich eine Offenbarung politischen Charakters folgen würde und sagte zurückhaltend: „Sprechen Sie!"

Trotz dem doppelten Schleier fühlte ich den durchdringenden Blick meiner Besucherin auf mich ruhen. Sie sah mich starr an und sagte mit fester Stimme: „Ich bin eine ungetreue Gattin. Ich betrüge meinen Mann!"

Zu meiner Beschämung muß ich sagen, daß mir bei dieser Eröffnung eine schwere Last vom Herzen fiel. Von Politik war offenbar nicht die Rede.

„Ich betrüge einen vortrefflichen, guten Mann; es dauert bereits sechs ... nein mehr! ... ich muß die Wahrheit sagen, sonst hat alles Reden keinen Zweck! — es dauert acht Jahre ... und hält noch immer an ... oder nein, es begann im dritten Monat unserer Ehe. Etwas Schmachvolleres kann es auf der Welt nicht geben. Ich bin nicht alt, aber ich besitze Kinder, Sie verstehen?"

Ich nickte bestätigend.

„Sie begreifen, was das heißt. Zweimal im

Leben ging ich, wie jetzt zu Ihnen, zu jenem ... den wir heute begraben haben, und dessen Tod mich aufs tiefste erschüttert hat. Ich bekannte ihm meine Empfindungen. Das erstemal war er grob zu mir, das zweitemal zart wie ein Freund. Wenn ich heute auch nicht in dem gleichen Zustand bin, in dem ich zu ihm ging, wünsche ich schließlich doch, daß Sie mir den Rat geben, den ich brauche. Schlimmer als alles im Leben ist der Betrug; ich fühle es. Mir scheint es besser, seine ganze Erbärmlichkeit zu enthüllen, Strafe zu erleiden und erniedrigt, geschlagen, auf die Straße geworfen zu werden — ich weiß nicht, was mit mir geschehen wird —, ich fühle das unbezwingliche Verlangen, zu meinem Manne zu gehen und ihm alles zu sagen. Ich habe dieses Bedürfnis bereits seit sechs Jahren. Zwischen dem Beginn und der Fortsetzung meines verbrecherischen Tuns lagen zwei Jahre, in denen ich ... jenen Mann nicht sah; dann begann es wieder, und alles war wie früher. Seit sechs Jahren wollte ich alles sagen und tat es nicht. Aber jetzt, wo ich Dostojewskij das Grabgeleit gab, habe ich den endgültigen Wunsch, ein Ende zu machen und noch heute alles so zum Abschluß zu bringen, wie Sie es mir raten werden."

Ich schwieg, weil ich in dieser Geschichte nichts begriff und der Dame entschieden keinen Rat geben konnte; sie ersah es an meinem Gesicht.

„Sie müssen natürlich mehr wissen; ich bin nicht gekommen, um Ihnen Rätsel aufzugeben, sondern um zu sprechen, alles zu erzählen. Ich wäre eine

schamlose Heuchlerin, wenn ich mich rechtfertigen wollte. Ich habe niemals in meinem Leben Not kennen gelernt, wuchs im Überfluß auf und lebe auch heute noch im Überfluß. Die Natur versagte mir nicht einigen Verstand, ich erhielt eine gute Erziehung und hatte bei der Wahl meines Gatten volle Freiheit. Ich brauche also keine Worte darüber zu verlieren. Ich heiratete einen Mann, der seinen tadellosen Ruf bis heute aufs peinlichste gewahrt hat. Mein Leben verlief tadellos, bis dieser Mann — ich meine meinen Gatten, meinen rechtmäßigen Gatten — um meine Hand anhielt. Ich glaubte, er gefiele mir, und dachte, ich könnte ihn liebgewinnen, glaubte jedoch nie, ihn betrügen zu können. Und doch betrog ich ihn auf die gemeinste, infamste Art und Weise und genoß noch dazu den Ruf einer ehrenwerten Frau und guten Mutter, während ich doch nichts weniger als ehrenwert und eine über alle Maßen widerwärtige Mutter bin. Der Teufel muß mich zu dem Betrug verleitet haben. Sagen Sie was Sie wollen, ich glaube an den Teufel ... Im Leben pflegt viel von den Umständen abzuhängen. Es heißt immer, in den Städten sei viel Schmutz und auf dem Dorf herrsche Reinheit. Nun, das stimmt wohl nicht, denn auf dem Dorfe geschah es eben; ich befand mich dort mit diesem Manne, diesem verfluchten Menschen, allein unter vier Augen. Mein Gatte hatte ihn selbst zu mir gebracht und meiner Obhut anvertraut. Wenn Reue einen Zweck hätte, würde ich bereuen, würde ich meinen Schritt, zu dem mich mein Gatte unwissentlich verleitet hat,

unendlich bereuen. Doch ich entsinne mich nicht mehr dieses Moments, ich erinnere mich nur noch an ein Gewitter, an ein furchtbares Gewitter, wovor ich von Kindheit an große Angst gehabt habe. Ich liebte ihn damals nicht. Ich hatte nur Furcht. Und als der große Salon, in dem wir saßen, von einem Blitz in weißes Licht gehüllt ward, klammerte ich mich aus Angst an den Arm dieses Mannes . . . mehr weiß ich nicht. Später setzten wir unsere Beziehungen fort. Dann machte er eine Weltreise. Nach seiner Rückkehr begann alles wieder von neuem. Jetzt bin ich willens, Schluß zu machen und zwar ein für allemal. Ich wollte es schon öfter tun, aber ich besaß nie genug Energie, um es zu ertragen. Der Entschluß, zu dem ich mich aufgerafft hatte, war jedesmal eine Stunde nach seinem Erscheinen wieder vollkommen verflogen, und was schlimmer als alles andere ist — ich will nichts verheimlichen —: nicht er, sondern ich selbst war die Ursache davon, ich selbst, verstehen Sie, machte den Anfang, ich raffte mich auf und war wütend, weil es mir zu schwer war, es zu erreichen. Doch wenn das so weitergeht, wird mein Betrug, meine Schmach niemals enden . . .“

„Was wollen Sie nun tun?“ fragte ich.

„Ich will meinem Manne alles enthüllen, und zwar unbedingt noch heute, sowie ich von dem Besuch bei Ihnen nach Hause komme . . .“

Ich fragte, wie ihr Mann sei, und was er für einen Charakter habe.

„Mein Mann“, sagte sie, „hat den besten Ruf,

eine gute Stellung und ein beträchtliches Vermögen, er gilt allgemein für einen ehrenwerten, anständigen Menschen."

„Und Sie teilen diese Meinung?" fragte ich.

„Nicht ganz; man schreibt ihm zuviel zu. Er ist zwar begabt und ordentlich, besitzt jedoch wenig von dem was man ‚Herz' nennt, so dumm diese Bezeichnung auch ist, die an die sogenannte ‚Seele' der Musik erinnert. Ich finde jedoch im Augenblick keinen andern Ausdruck. Seine Herzensregungen sind alle sehr regelmäßig, bestimmt, korrekt und gleichmäßig."

„Und der, den Sie lieben ..."

„Was wollen Sie über ihn sagen?"

„Er flößt Ihnen Achtung ein?"

„Ach!" rief die Dame und machte eine Handbewegung. Ich wußte nicht recht, was ich mir unter dieser Bewegung vorstellen sollte. „Denken Sie ruhig, daß er der herzloseste und gemeinste Egoist ist, der niemandem Achtung einflößt und sich auch nie darum bemüht."

„Sie lieben ihn?"

Sie zuckte mit den Achseln und sagte: „Lieben ... Wissen Sie, das ist ein seltsames Wort. Jeder hat es auf den Lippen, aber nur sehr wenige verstehen es. Lieben können heißt genau soviel wie zur Poesie oder Rechtschaffenheit bestimmt zu sein. Nur wenige sind dieses Gefühles fähig. Unsere Bäuerinnen gebrauchen statt des Wortes ‚lieben' den Ausdruck ‚bemitleiden'. Sie sagen nicht, er liebt mich, sondern: er bemitleidet mich. Das ist meines Erachtens viel schöner und eine

einfachere Definition; das Wort lieben — bemitleiden bedeutet ‚liebhaben' im alltäglichen Sinne. Alles andere aber ist ‚ersehnen', wie man denn auch sagt: ‚mein Ersehnter, mein lieber Ersehnter' ... verstehen Sie ... ‚ersehnen' ..."

Sie hielt inne und atmete schwer. Ich reichte ihr ein Glas Wasser, das sie diesmal annahm, ohne sich abzuwenden. Sie schien mir sehr dankbar zu sein, daß ich sie bei dieser Gelegenheit nicht genauer betrachtete.

Wir schwiegen. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, und bei ihr schien der Strom freimütiger Geständnisse versiegt zu sein. Alles Wichtige war offenbar gesagt, es konnten nur noch Nebensächlichkeiten folgen. Es war als ob sie meinen Gedanken erraten hätte, denn sie begann plötzlich mit leiser Stimme: „Wenn Sie mir also sagen, daß ich meinem Manne alles offenbaren soll, tue ich es. Oder können Sie mir vielleicht einen anderen Rat geben? Sie besitzen außer den Gaben, die mir Sympathie und Zutrauen für Sie einflößen, einen guten Sinn für die Wirklichkeit. Ich habe Sie aufmerksam gelesen. Wir Frauen fühlen oft, was die Fachkritiker nicht fühlen. Sagen Sie mir also, wenn Sie wollen, ganz aufrichtig: Soll ich zu meinem Manne gehen und ihm meine niederträchtige, langjährige sündige Handlungsweise entdecken oder nicht!"

3

So sehr der Fall auch meine Anteilnahme erregte, fühlte ich mich doch in einer schwierigen Lage. Wenn es auch viel leichter war, eine Antwort zu erteilen,

wie meine Besucherin sie verlangte, als einen politischen Tollkopf zu beruhigen oder ihm nicht behilflich zu sein, fühlte sich mein Gewissen nichtsdestoweniger vor die Entscheidung einer sehr ernsten Angelegenheit gestellt. Ich hatte lange genug gelebt, um Frauen genug kennen zu lernen, die ihre Sünden dieser Art geschickt verbargen oder sich zumindest nicht offen dazu bekannten, wenn sie sie auch nicht verheimlichten. Ich hatte auch zwei bis drei freimütige Frauen kennen gelernt, entsann mich jedoch, daß sie mir viel weniger offen und ehrlich als stolz und affektiert vorgekommen waren. Ich hatte immer das Gefühl gehabt, daß diese Frauen mit ihrer Offenheit getrost ein wenig hätten zurückhalten dürfen und es sich gründlich hätten überlegen sollen, bevor sie ihre Vergehen dem eröffneten, dem sie schweres Leid damit zufügen mußten. Ich habe mich niemals dafür interessiert, wie sich die Welt zum Innenleben eines Menschen stellt. Nicht die Welt, sondern der Mensch gilt mir etwas. Wenn man es vermeiden kann, jemandem Leid zuzufügen, warum es dann tun? Wenn eine Frau genau der gleiche Mensch wie ein Mann, dasselbe gleichberechtigte Mitglied der Gesellschaft ist und ihr genau dieselben Empfindungen zugänglich sind, dasselbe Menschheitsgefühl, wie es der Mann sich aneignen kann, wie Christus offenbart und die besten Männer unseres Jahrhunderts gesagt haben, wie jetzt Leo Tolstoj verkündet, und worin ich eine unwiderlegliche Wahrheit sehe —, warum schweigt dann der Mann, der das Gebot der Keuschheit gegenüber seiner Frau verletzt hat, der er

Treue geschworen? Warum schweigt er, obwohl er sein Vergehen fühlt, und warum gelingt es ihm auf diese Weise hin und wider, das Schmähliche seiner Verirrung wieder gut zu machen? Und warum sollte es eine Frau nicht ebenso machen können? Ich bin überzeugt, daß sie es darf. Es besteht kein Zweifel, daß die Zahl der Männer, die ihre Frauen betrügen, größer ist als die Zahl der Frauen, und die Frauen wissen dies. Es gibt keine oder fast keine vernünftige Frau, die nicht überzeugt davon wäre, daß ihr der Mann bei einer mehr oder minder langen Trennung nicht treu geblieben ist. Aber trotzdem verzeiht sie ihm nach seiner Rückkehr großmütig. Ihr Verzeihen drückt sich einfach darin aus, daß sie ihn nicht fragt, denn sie weiß, daß er ihr mit seiner Offenheit keinen Dienst erweisen, sondern Schmerz bereiten würde. Sie würde etwas erfahren, was sie gar nicht zu wissen wünscht. Bleibt sie jedoch in Unkenntnis, findet sie die Kraft, ihr Leben mit dem Gatten so fortzusetzen, als wenn es nur eine zufällige Unterbrechung erfahren hätte. Ich bin mir bewußt, daß meinen Gedankengängen viel mehr praktische Lebensauffassung als abstrakte Philosophie und hohe Moral zugrunde liegt, aber nichtsdestoweniger bin ich geneigt so zu denken, wie ich es tue.

In diesem Sinne führte ich die Unterhaltung mit meiner Besucherin weiter und fragte sie: „Flößen Ihnen die schlechten Eigenschaften des Mannes, den Sie lieben, Verachtung für ihn ein?“

„Eine sehr starke und dauernde.“

„Sie bemühen sich jedoch zuweilen, ihn zu rechtfertigen?“

„Zu meinem Bedauern ist mir dies unmöglich, es gibt keinerlei Rechtfertigung für ihn.“

„Dann erlaube ich mir zu fragen: Wie steht es mit Ihrem Unwillen gegen ihn? Hält er stets gleichmäßig an oder ist er zuweilen schwächer, zuweilen stärker?“

„Er wird immer stärker.“

„Jetzt frage ich Sie — Sie gestatten mir doch, Sie zu fragen?“

„Bitte.“

„Wo befindet sich Ihr Gatte jetzt, in diesem Augenblick, wo Sie in meinem Zimmer weilen?“

„Zu Hause.“

„Was tut er?“

„Er schläft in seinem Zimmer.“

„Und was geschieht, wenn er aufsteht?“

„Er steht um acht Uhr auf.“

„Ja, was tut er dann?“

Die Besucherin lächelte.

„Er wird sich waschen, seinen Hausrock anziehen, zu den Kindern gehen, eine halbe Stunde mit ihnen chinesisches Billard spielen, dann wird der Samowar gebracht, und ich werde ihm ein Glas Tee eingießen.“

„Gut!“ sagte ich, „ein Glas Tee, Samowar, Familienlampe, das sind vortreffliche Dinge. Wollen wir dabei bleiben.“

„Gut gesagt.“

„Und all das verläuft mehr oder weniger angenehm, ja?“

„Ich glaube wohl, daß es ihm Vergnügen bereitet.“

„Verzeihen Sie, in dieser Angelegenheit, in die sie mich einzuweihen geruhten, dürfen wir nur an Ihren Gatten denken, nicht an Ihre Kinder, die niemals etwas erfahren sollen, und schließlich auch nicht an Sie … jawohl, nicht an Sie, weil Sie in dieser Sache der handelnde Teil sind, er aber der leidende ist. Darum muß man überlegen, auf welche Weise er am wenigsten leidet. Nun stellen Sie sich einmal vor: er trinkt wie immer seinen Tee, küßt darauf vielleicht ehrerbietig ihre Hand …“

„Nun?“

„Geht dann an seine Arbeit, ißt zu Abend, kommt schließlich nichtsahnend zu Ihnen, um Ihnen gute Nacht zu wünschen, und vernimmt nun plötzlich Ihr Geständnis, aus dem er erkennt, daß sein ganzes Leben vom ersten Monat oder sogar vom ersten Tage seiner Verheiratung an auf einer Sinnlosigkeit aufgebaut war. Sagen Sie, erweisen Sie ihm damit einen guten oder einen schlechten Dienst?“

„Ich weiß es nicht. Wenn ich es wüßte, wenn ich mir darüber klar wäre, würde ich nicht hier sein und mit Ihnen darüber sprechen. Ich frage Sie um Rat, was ich tun soll!“

„Einen Rat vermag ich Ihnen nicht zu geben, aber ich kann Ihnen die Meinung sagen, die sich in mir gebildet hat. Damit sie jedoch eine präzise Form erhält, erlaube ich mir noch eine Frage an Sie zu richten … Die Empfindungen eines Menschen sind nicht

immer gleich stark ... Wird Ihre Abneigung gegen jenen Herrn allmählich schwächer?"

„Nein, stärker!"

Sie schrie es mit schmerzzerrissenem Herzen. Es sah aus, als ob sie aufstehen und vor etwas zurückweichen wollte, das ich in meiner Vorstellung erblickte. Obwohl ich ihr Gesicht nicht sehen konnte, fühlte ich, daß sie schreckliche Qualen ausstand und ihr Leiden einen solchen Grad erreicht hatte, daß eine Entspannung unbedingt auf der Stelle erfolgen mußte.

„Folglich verurteilen Sie ihn immer strenger und strenger?" sagte ich.

„Jawohl, immer häufiger ..."

„Schön," sagte ich, „jetzt erlaube ich mir Ihnen zu sagen, daß ich es für das Vernünftigste halte, wenn Sie, nach Hause zurückgekehrt, genau so neben Ihrem Samowar Platz nehmen, wie Sie es immer getan haben."

Sie hörte mich schweigend an. Ihre Augen waren fest auf mich gerichtet, doch ich sah sie durch den Schleier leuchten und hörte das Herz laut und unregelmäßig pochen.

„Sie geben mir den Rat, meine Heimlichkeit fortzusetzen?"

„Ich gebe keinen Rat, aber ich meine, daß es so besser für Sie, für ihn und für Ihre Kinder ist, die in jedem Falle doch nun einmal Ihre Kinder sind."

„Aber warum besser? Das heißt doch, die Sache ins Endlose ziehen!"

„Besser, weil durch Ihr offenes Geständnis alles

noch schlimmer würde, und die Endlosigkeit, von der Sie sprechen, würde noch trauriger sein als das, was Sie vorhaben."

„Meine Seele würde durch das Leid geläutert werden."

Ich glaubte ihre Seele zu sehen; es war eine lebhafte, stürmische Seele und keine von denen, die durch Leiden geläutert werden. Darum antwortete ich ihr nichts über ihre Seele, sondern lenkte ihre Gedanken abermals auf ihre Kinder.

Sie preßte ihre Hände so stark zusammen, daß die Finger in den Gelenken knackten, und senkte still ergeben den Kopf.

„Und wie wird dann meine Geschichte enden?"

„Gut."

„Worauf stützt sich Ihre Hoffnung?"

„Darauf, daß Ihnen der Mann, den Sie lieben oder, wie Sie sagen, nicht lieben, sondern an den Sie sich gewöhnt haben, von Tag zu Tag verhaßter wird."

„Ach, er ist mir auch so schon verhaßt genug!"

„Er wird es noch mehr werden, und dann ..."

„Ich verstehe Sie."

„Das freut mich herzlich."

„Sie wollen, daß ich ihn stillschweigend verlasse?"

„Ich meine, dies wäre der glücklichste Ausweg aus Ihrer traurigen Lage."

„Ja und dann ..."

„Dann fangen Sie von vorn an ..."

„Das ist unmöglich."

„Verzeihung, ich wollte sagen, dann verdoppeln

Sie Ihre Sorglichkeit für Mann und Kinder; das wird Ihnen Kraft geben, zwar nicht zu vergessen, aber das Vergangene zu bewahren und zugleich Gründe genug zu finden, für die anderen zu leben."

Sie erhob sich unerwartet, zog den Schleier noch tiefer übers Gesicht, streckte mir die Hand hin und sagte: „Ich danke Ihnen. Ich freue mich, meinem inneren Gefühl gefolgt zu sein, das mir gebot, zu Ihnen zu gehen, nachdem mich der furchtbare Eindruck des Begräbnisses so erregt hatte. Ich kam wie eine Wahnsinnige von dort zurück. Wie gut, daß ich nichts von dem getan habe, was ich vorgehabt hatte. Leben Sie wohl!"

Sie reichte mir noch einmal die Hand und umfaßte die meine mit kräftigem Druck, als ob sie mich an den Platz bannen wollte, wo ich mich befand. Dann verneigte sie sich und ging hinaus.

4

Ich wiederhole, daß ich das Gesicht der Dame nicht gesehen hatte. Nach dem Kinn allein auf ihr unter dem Schleier wie unter einer Maske verborgenes Gesicht zu schließen war schwer, aber ihre Gestalt hinterließ trotz Plüschmantel und Hut den Eindruck einer gewissen Grazie in mir. Ich meine, es war eine elegante, leichte, ungewöhnlich graziöse Gestalt, die sich meinem Gedächtnis sehr stark einprägte.

Ich hatte bis dahin die Dame noch nie gesehen, und auch ihre Stimme war mir unbekannt. Sie hatte mit unverstellter Stimme einen vollen, sehr ange-

nehmen tiefen Alt gesprochen; ihre Manieren waren vornehm gewesen, so daß man die Besucherin für eine Dame der Gesellschaft halten mußte, und noch sicherer für die Gattin eines höheren Beamten, eines Departementsleiters oder dergleichen. Mit einem Wort, die Dame war und blieb eine Unbekannte für mich.

Seit dem Begräbnis Dostojewskijs und dem von mir geschilderten Ereignis waren drei Jahre vergangen. Ich war im Winter krank gewesen und begab mich im Frühjahr zu einer Brunnenkur ins Ausland. Auf dem Weg zum Bahnhof begleiteten mich ein Freund und meine Pflegetochter. Wir fuhren in einer Droschke, auf die auch meine Gepäckstücke geladen waren. An der Ecke einer der auf den Newskij-Prospekt mündenden Straßen sah ich vor dem Portal eines großen Staatsgebäudes eine Dame. Trotz meiner Kurzsichtigkeit erkannte ich sie sofort wieder; es war meine Unbekannte. Ich war auf dieses Zusammentreffen durchaus nicht vorbereitet, hatte auch nie mehr an die Dame gedacht, und deshalb setzte mich die auffallende Ähnlichkeit in starkes Erstaunen. Mich durchzuckte der dumme Gedanke, anzuhalten, an sie heranzugehen, sie anzusprechen und auszufragen. Da ich jedoch in Begleitung war, tat ich es zu meinem Glücke nicht und rief nur: „Mein Gott, sie ist's!“ und gab dadurch meinen Gefährten Grund, mich auszulachen.

Sie war es in der Tat gewesen. Vernehmen Sie, wie ich es entdeckte.

Nach der Gewohnheit aller oder der meisten Russen machte ich eine Rundreise.

Zuerst fuhr ich nach Paris, im Juli machte ich die Brunnenkur, und erst im August erschien ich dort, wo ich schon im Juni hätte sein sollen. Ich schloß bald mit den meisten russischen Kurgästen Bekanntschaft und kannte sie bald so genau, daß mir die Ankunft jeder neuen Person sofort auffiel.

Als ich eines Tages auf einer Bank an dem Parkweg saß, der zum Bahnhof führte, sah ich eine Kutsche, in der ein Herr in hellem Paletot und Hut sowie eine verschleierte Dame und ihnen gegenüber ein Knabe von ungefähr neun Jahren saßen.

Und abermals rief ich wie bei der Abreise von Petersburg: „Mein Gott, sie!“

Sie war es in der Tat.

Am andern Tage sah ich bei der Jause im Parkrestaurant ihren Mann und ihr ungewöhnlich schönes Kind. Der Mann machte einen guten, wenn auch etwas verlebten Eindruck, der Knabe erinnerte ein wenig an ein Zigeunerkind; er hatte eine braune Gesichtsfarbe, schwarze Locken und große, tiefblaue Augen.

Ich erlaubte mir eine kleine Taktlosigkeit. Ich veranlaßte den Kellner mit Hilfe eines Trinkgeldes, meinen Tisch näher an den der Dame heranzurücken. Ich wollte ihr Gesicht sehen.

Sie war recht nett und hatte einen angenehm weichen, aber wenig bedeutenden Ausdruck im Gesicht. Sie hatte mich ohne Zweifel erkannt, denn sie machte zwei, drei Male den Versuch, sich auf ihrem Stuhle so zu wenden, daß ich ihr Gesicht nicht sehen konnte. Dann stand sie auf, stellte sich neben eine mir

bekannte Dame, redete eine Weile mit ihr, ging hinaus und kam dann wieder zu ihrem Manne zurück.

Als ich abends nach dem Souper bei den Klängen der Musik meinen Kaffee schlürfte, sagte die Bekannte, an die meine frühere Besucherin herangetreten war, daß sie mich Frau N. vorzustellen wünsche, die in diesem Augenblick an uns vorüberging. Die Vorstellung war rasch geschehen. Ich sagte ihr die übliche Phrase, und sie antwortete ebenso mit den gebräuchlichen Worten, doch in diesen Worten, in dieser Stimme, in dieser Art des Sprechens erkannte ich sie wieder. Sie war es ohne Zweifel, und sie war klug genug, nachdem sie begriffen hatte, daß ich sie erkannt hatte, sich nicht zu verbergen, sondern sich als meine Bekannte hinzustellen; sie konnte auf meine Anständigkeit und auf die Worte rechnen, die sie mir damals gesagt hatte....

Seit jenem Abend sahen wir uns häufiger, ja wir machten sogar mit anderen Bekannten und ihrem Sohn einige gemeinsame Ausflüge. Ihr Mann liebte derartige Exkursionen nicht besonders; er hatte Schmerzen im Knie und hinkte etwas. Zudem konnte man schwer bestimmen, ob ihm die Gegenwart seiner Frau lästig war oder ob er lieber allein zu sein wünschte, um einer oder vielleicht auch mehreren der zugereisten, etwas zweifelhaften Damen den Hof zu machen. Bei allen unseren Zusammenkünften und Unterhaltungen machte die Dame niemals eine Andeutung, daß sie mich oder daß wir uns früher einmal gesehen hatten. Ich fühlte jedoch sehr wohl,

daß sie wie ich keinen Zweifel darüber hegte, daß wir einander verstanden. Diese Situation wurde plötzlich durch ein ganz unerwartetes Vorkommnis unterbrochen.

Trotz dem prächtigen Wetter geleitete sie eines Morgens ihren Mann nicht zur Quelle. Er war auch beim Kaffee allein und sagte, daß ihr Anatol krank und die Mutter vor Gram und Sorge außer sich sei.

Um acht Uhr abends machte mir mein Portier die schreckliche Mitteilung, daß in dem Hotel so und so ein Knabe an Diphtherie gestorben sei; es war natürlich der Sohn meiner Unbekannten.

Da ich nicht zu den allzu vorsichtigen Leuten gehöre, nahm ich sogleich meinen Hut und begab mich in jenes Hotel. Ich hatte aus irgendeinem Grunde das Gefühl, daß sich ihr Mann nicht teilnahmsvoll genug erweisen könnte; wenn dieses an Diphtherie gestorbene Kind ihr Sohn war, konnte ihr vielleicht meine Hilfe oder zumindest meine Anteilnahme gelegen kommen.

Ich werde nie vergessen, was ich sah, als ich in das Hotel kam, wo sie wohnte. Sie hatte dort zwei Zimmer. Im ersten, das mit roten Plüschmöbeln als Salon eingerichtet war, stand meine Unbekannte. Ihre Haare waren gelöst, ihre Augen wie erstarrt; sie hatte beide Hände mit gespreizten Fingern weit von sich gestreckt und verteidigte mit ihrem Körper den kleinen Diwan, auf dem etwas mit einem weißen Laken Verdecktes lag. Unter dem Laken ragte ein kleiner blauer Fuß hervor; dies war er — der tote

Anatol. An der Tür standen zwei mir unbekannte Männer in grauen Mänteln; sie hatten eine Kiste, keinen Sarg, vor sich niedergesetzt, eine Kiste, die ungefähr zwei Arschin tief war und bis zur Hälfte mit etwas Weißem angefüllt war, das ich zuerst für Milch oder Stärke ansah. Vor ihnen standen ein Polizeikommissar und ein Zivilist mit einem Abzeichen; beide sprachen laut auf die Frau ein; der Gatte der Dame war nicht zu Hause, sie war allein, stritt, wehrte sich und schrie, als sie mich erblickte: „O Gott! Verteidigen Sie mich, helfen Sie mir! Sie wollen mir mein Kind nehmen, sie geben es mir nicht zur Beerdigung frei; es ist eben erst gestorben."

Ich wollte für sie eintreten, doch dies erwies sich als vollkommen unnütz, selbst wenn ich die Kraft gehabt hätte, die vier Männer zu überwältigen, die nunmehr ohne jede weitere Zeremonie und ziemlich grob die Dame ins Nebenzimmer brachten und die Tür hinter ihr schlossen, an die sie vergeblich unter furchtbarem Stöhnen mit den Fäusten schlug. Unterdessen nahmen die Männer das Kind, das eben noch so frisch und blühend gewesen war, senkten es in die Kalklauge, nahmen die Kiste auf und entfernten sich schnell.

5

In kleinen Badeorten sieht man Todesfälle nicht gern. Die Besitzer von Hotels und Pensionen gehen Mietern, deren Zustand ein baldiges Ende befürchten läßt, aus dem Wege.

In keinem dieser Orte sind Leichenbegängnisse ge-

stattet; wenn jemand stirbt, verbirgt man ihn vor den Fremden und schafft ihn ohne jede Begräbnis-feierlichkeit mit der Eisenbahn fort.

Ansteckende Krankheiten mit tödlichem Ausgange kommen nur sehr selten vor; in dem Ort, wo der Sohn meiner Bekannten starb, war es der erste Fall. Die Kunde davon verbreitete sich unter dem Publikum mit unglaublicher Geschwindigkeit und rief besonders unter den Damen eine furchtbare Panik hervor. Die Badeärzte, die in solchen Städten stets den einfluß-reichsten Stand bilden, bemühten sich, die erregten Gemüter zu beruhigen, und da sie sich dabei an gegen-seitigem Eifer überboten, dauerte es nicht lange, bis sie in Streit geraten und in zwei Parteien gespalten waren. Die einen, zu denen die beiden Ärzte gehörten, die das Kind behandelt hatten, leugneten nicht, daß die Todesursache wirklich Diphtherie gewesen war, behaupteten aber, daß gegen eine weitere Ausbreitung der Seuche alle Gegenmaßregeln getroffen worden, daß sie in besonderen Kleidern zu den Kranken gegangen seien und sich nach dem Verlassen des Zimmers gründlich desinfiziert hätten. Zwei Ärzte dieser Gruppe ließen sich sogar die Bärte abnehmen, um zu beweisen, wie ernst sie den Fall behandelten. Die andere an Zahl ungleich größere Partei sagte jedoch, daß der Fall ziemlich zweifelhaft sei, wobei sie sogar genügend Gegenbeweise ins Feld führten, und klagten ihre Kollegen an, die Krankheit des Kindes unnötiger-weise übertrieben zu haben. All dies hatte eine große und ganz zwecklose Aufregung zur Folge, welche die

Ruhe der Kranken störte und vor allem die wirtschaftlichen Interessen der Einheimischen stark gefährdete. Dieselbe zweite medizinische Fraktion äußerte sich auch ziemlich abfällig über die Vertreter der Stadtverwaltung, die außerordentlich roh und barsch mit der Dame umgegangen seien. Sie hätten ihr das Kind wie Räuber fast noch in der Minute des Todes aus den Armen gerissen und in die Lauge versenkt, ja vielleicht sei dies bereits geschehen, bevor der letzte Funke des Lebens in dem Kinde verloschen war. Mit dem Hinweis auf diese Roheit wollten die Ärzte die Aufmerksamkeit des Publikums von sich auf andere Personen ablenken, deren Benehmen in der Tat eine Roheit sondergleichen gewesen war. Doch glückte ihnen dies nicht. Der menschliche Egoismus wird in Minuten der Gefahr besonders widerwärtig, und unter dem Publikum fand sich denn auch kein einziger, der dem Zustand der unglücklichen Mutter irgendwelche Beachtung erwiesen hätte. Wenn das Kind wirklich Diphtherie gehabt hätte, wären keine Umstände am Platze gewesen, und je entschiedener und rigoroser die Verwaltung durchgegriffen hatte, desto besser war es gewesen. Man mußte doch unter allen Umständen die anderen vor Ansteckung bewahren. Interesse hatte man nur dafür, wohin die Kiste mit dem gefährlichen Leichnam gebracht worden war. Die Nachrichten, die man darüber erhielt, waren ziemlich beruhigend. Die Kiste war in einem schwarzen Sumpfloch versenkt worden, woraus man früher heilkräftiges Moor geholt hatte. Die Kiste, die an einer der tiefsten Stellen

des Sumpfes lag, war zudem noch mit Steinen bedeckt und noch einmal mit Kalk überschüttet worden. Es schien unmöglich, mit einem ansteckenden Leichnam energischer und vorsorglicher umzugehen. Dann aber ging man mit dem Hotel ins Gericht, aus dem inzwischen sämtliche Insassen geflohen waren, mit Ausnahme der armen Teufel, die sich nicht den Luxus leisten konnten, die für einen Monat vorausbezahlte Wohnung zu verlassen. Sämtliche Räume des Hotels oder zumindest die Zimmer, die die Familie N. bewohnte, mußten desinfiziert werden. Dasselbe mußten sich die anstoßenden Appartements sowie der Flur, durch den der Knabe gelaufen war, gefallen lassen, und ebenso die Ecke des Speisesaals, wo die Familie N. stets zu Mittag gegessen hatte. All dies verursachte ziemlich hohe Kosten, wenn ich nicht irre mehr als dreihundert Gulden, denn man hielt es auch für unbedingt notwendig, die Polstermöbel der drei Appartements zu verbrennen und in den anderen Zimmern die Gardinen, Teppiche und Bilder durch neue zu ersetzen. Der Besitzer des Hotels verlangte nun von Herrn N. die Ersetzung des verursachten Schadens, und die Stadtverwaltung unterstützte die Ansprüche des Hoteliers mit der Begründung, daß dieser auch trotz dem verlangten Schadenersatz immer noch im Nachteil sei. Seine meisten Zimmer würden die ganze Saison leer stehen, und künftighin liefe der Besitzer Gefahr, einen großen Teil seiner Gäste zu verlieren, wenn es ihnen zu Ohren käme, daß in diesem Hotel ein Fall von Diphtherie vorgekommen sei.

Derartige Forderungen waren den Kurgästen neu, und alle interessierten sich deshalb dafür, wie die Sache ausgehen würde. Die einen fanden das Ansinnen des Hotelbesitzers herausfordernd, die anderen gerechtfertigt, wenn auch der Summe nach zu hoch. Man konnte überall davon sprechen hören, und Herr N. wurde eine interessante Persönlichkeit. Es war nur erstaunlich, daß man keine Angst vor ihm hatte. Allein man trat ruhig an ihn heran, da man wußte, daß er als Patient sofort nach dem Ausbruch der Krankheit des Kindes das Zimmer verlassen und nicht eher wieder dorthin zurückgekehrt war, bis das Kind gestorben war. Nach seiner Frau erkundigte man sich nicht; sie war einige Tage lang nicht zu sehen. Man glaubte, sie sei abgereist oder krank geworden. Für alle, die sich für fremdländische Gepflogenheiten interessierten, bildete Herr N. ein großes Objekt des Interesses. Herr N. erzählte jeden Tag, welche neuen Forderungen an ihn gestellt worden waren, und wie er darauf geantwortet hatte. Er leugnete nicht, daß der Hotelbesitzer einen Schaden gehabt hätte, und daß der Tod des Kindes tatsächlich die Ursache davon wäre, bestritt jedoch das Recht, willkürlich Schadenersatz von ihm zu verlangen, und wollte nichts ohne richterlichen Entscheid bezahlen.

„Vorausgesetzt," sagte er, „daß ich zahlungspflichtig bin, werde ich auch zahlen. Aber jedenfalls darf mir dies nicht durch irgendeinen Kommissar und drei Bürger verkündet werden, sondern nur durch einen formellen Gerichtsbeschluß, dem ich mich zu unter-

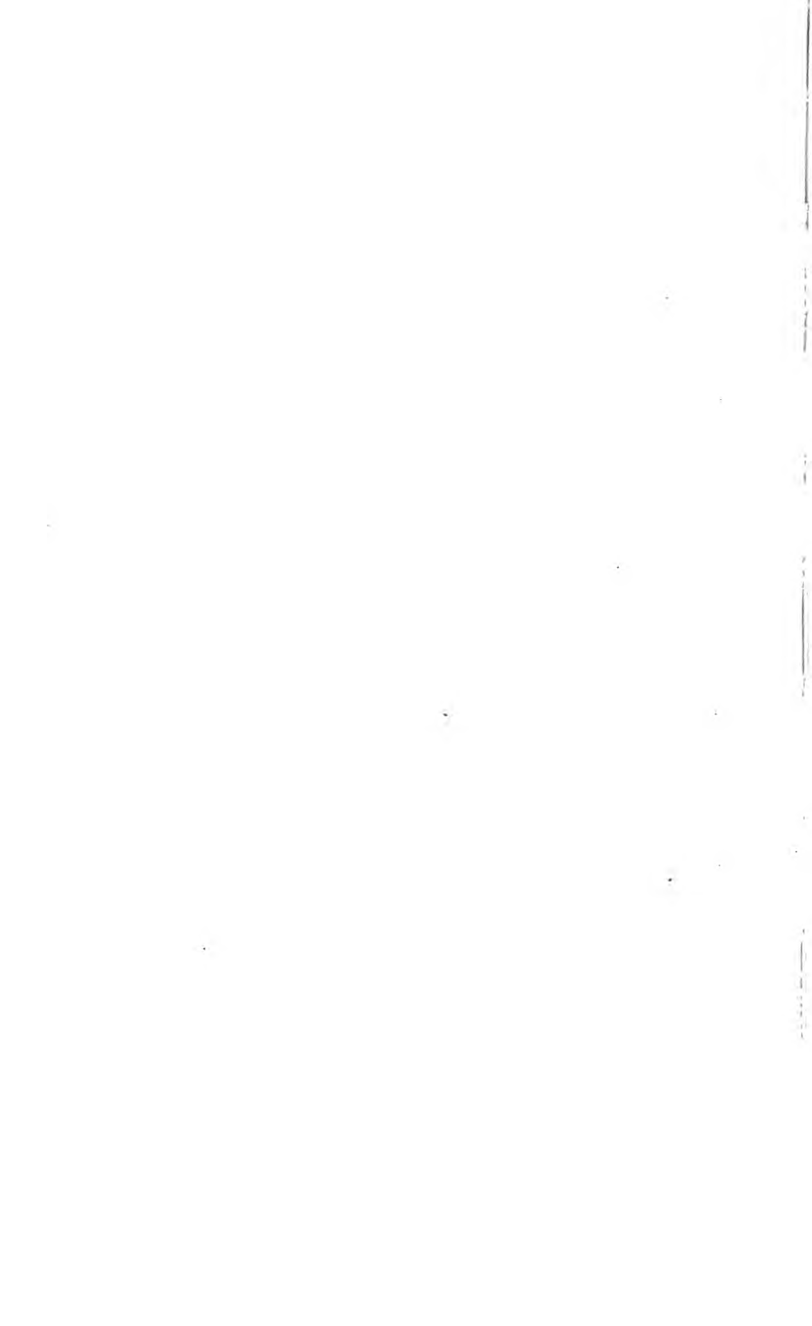
werfen habe. Und außerdem, was bedeutet es, wenn ich zur Zahlung verurteilt werde. Gut, wenn ich etwas zum Zahlen habe. Mag man mir doch ruhig meinen Koffer wegnehmen, mehr besitze ich nicht. Würde sich's um irgendeinen armen Teufel statt meiner handeln, so hätte man mit ihm überhaupt kein Wort verschwendet, nehme ich an."

Alle interessierten sich für den verzwickten Streitfall, und Herr N. war dauernd von Leuten umgeben, die über seine Rechte und die Unannehmlichkeit sprachen, die ihn betroffen hatte. Die Angelegenheit bekam jedoch bald einen friedlichen Abschluß. Die Stadt hatte keinen Wunsch, daß sich das Gericht mit der Sache befaßte, denn dadurch wäre der Diphtheritisfall noch mehr ins allgemeine Gerede gekommen. Man beschloß, die Sache friedlich, schiedlich beizulegen. Herr N. sollte die Desinfektionsrechnung bezahlen. Damit wäre die Sache denn auch erledigt gewesen, wenn sich nicht plötzlich ein neuer Vorfall ereignet hätte. Frau N., die sich acht Tage lang in einem großen Zimmer des Hotels aufgehalten hatte, war jeden Tag zu dem Sumpf gegangen, in den man die Kiste mit dem Leichnam ihres Kindes geworfen hatte. Am neunten Tage kehrte sie von ihrem Spaziergang nicht zurück. Man suchte sie vergeblich. Weder im Parke noch im Walde fand man sie. Sie war weder zu einer ihrer Bekannten gegangen, noch hatte sie in einem Restaurant Tee getrunken, sondern war einfach verschwunden; und mit ihr waren auch die eisernen Hanteln verschwunden, mit denen ihr Mann Zimmergymnastik

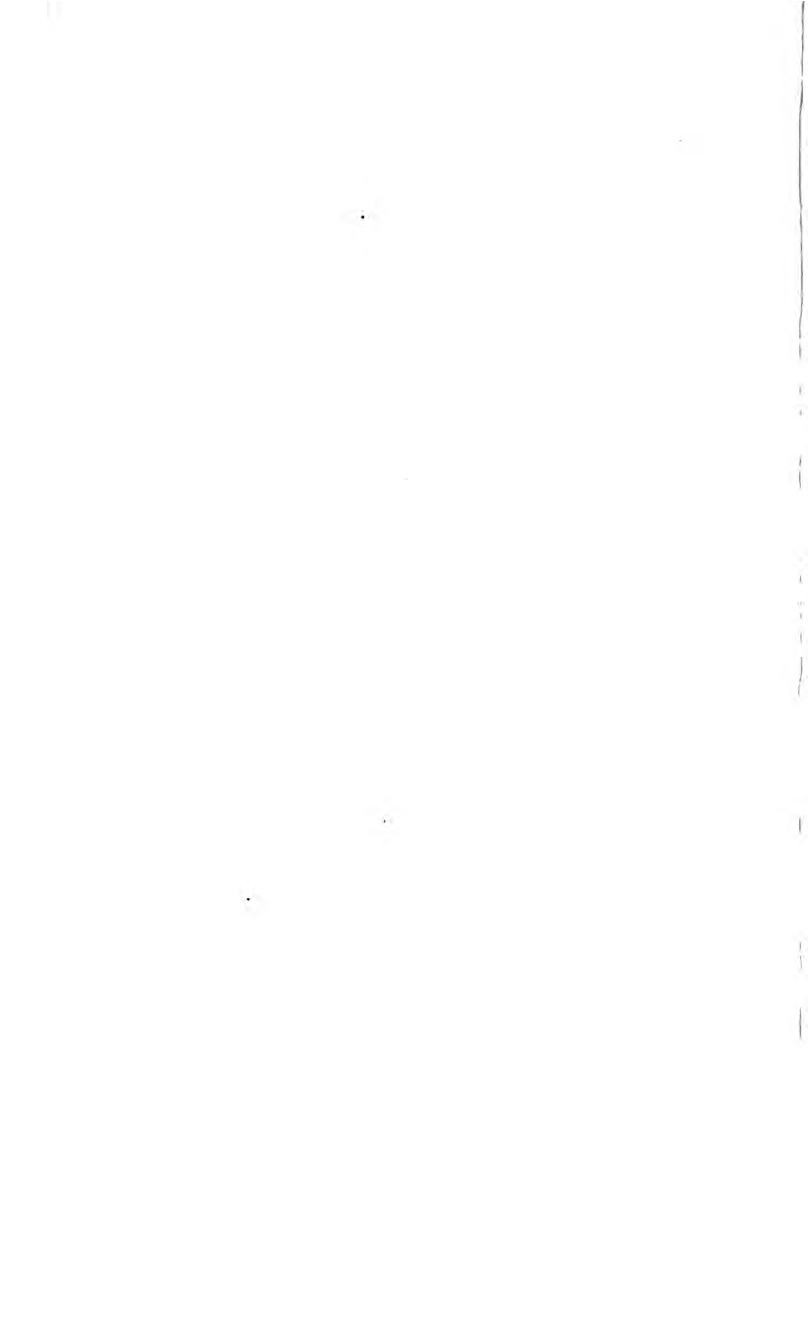
trieb. Nachdem man die Dame drei, vier Tage vergeblich gesucht hatte, sprach man den Verdacht aus, daß sie sich in demselben Sumpfe das Leben genommen hätte, wo ihr Sohn lag. Dies soll später auch mit Sicherheit festgestellt worden sein. Ihr Körper war noch einmal an der Oberfläche erschienen, dann jedoch für immer in der trüben Schlammflut versunken. So war ihr Ende.

Dieser Vorfall war sowohl durch seine Tragik, wie durch die Stille, mit der alles vor sich ging, bemerkenswert. Die verschwundene Frau N. hatte keinen Zettel oder Merkzeichen zurückgelassen, die auf ihren Entschluß deuteten, sich das Leben zu nehmen. Herrn N. wendete sich die allgemeine Teilnahme zu. Er hielt sich sehr im Hintergrunde und hüllte sich in ein kaltes, stolzes Schweigen. Er sagte, es sei das Beste, wenn er abreise; doch tat er es nicht, weil er sich sehr schwach fühlte und sein Gesundheitszustand die Fortsetzung der Brunnenkur erforderlich machte.

Ich gehörte nicht zu seinen näheren Bekannten. Wir waren offenbar sehr verschieden veranlagte Menschen. Obwohl ich um sein Familiengeheimnis wußte, das mich hätte veranlassen sollen, ihm ein gewisses Mitgefühl entgegenzubringen, erregte er meinen Abscheu weit mehr als seine Frau, die ihn hintergangen hatte. Ich äußerte auch nie den Wunsch, näher mit ihm bekannt zu werden; doch in einer mir unverständlichen Anwandlung würdigte er mich plötzlich seiner Beachtung und erwähnte in den Gesprächen, die wir miteinander führten, sehr oft und gern seine verstorbene Frau.



Der Pygmäe



Ich will im folgenden einen Vorfall schildern, der sich wirklich zugetragen hat. Ich hörte unlängst in einem kleinen Kreise wieder davon sprechen, als die Rede darauf kam, daß in der heutigen Gesellschaft eine außerordentliche Zunahme des kalten Egoismus und der mitleidlosen Gleichgültigkeit zu bemerken sei. Einige der am Gespräch Beteiligten hatten das Gefühl, als ob es früher nicht so gewesen wäre; sie waren der Überzeugung, daß noch unlängst die Herzen ein wenig wärmer und die Seelen mitleidvoller geschlagen hätten; einer der Plaudernden, mein Landsmann, ein alter und sehr ehrenwerter Mann, ließ sich vernehmen: „Ja, das stimmt, meine Herren. Ich kenne einen alten Herrn, der noch heute in unserem Gouvernement lebt. Er ist ein kleiner adliger Grundbesitzer und ein richtiger Pygmäe, denn er hat niemals im Leben eine bedeutende Rolle gespielt. Und doch hat er einst, als er hier in Petersburg wohnte, von seinem Edelmut getrieben, eine Tat vollbracht, die man nicht für möglich halten sollte. Wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle, werden Sie sehen, daß jeder, auch der geringste unter uns, seinem Nächsten helfen kann, wenn er ihm nur ernstlich helfen will; unser Unglück heutzutage beruht nur darauf, daß niemand etwas für seinen Nebenmenschen tun will, wenn er nicht daraus einen Vorteil für sich zieht."

Und der Erzähler teilte uns folgende Geschichte mit.

I

Der kleine adlige Grundbesitzer, von dem ich spreche, heißt S.; er erfreut sich noch heute einer guten Gesundheit und verbringt seinen Lebensabend auf seinem kleinen Vorwerk im Kreise K. Vor seiner Pensionierung war er hier in Petersburg in einem Ressort der Polizei Beamter; und zwar hatte er eine sehr erniedrigende Stellung inne, denn ihm oblag es, die Anordnungen für die Ausführung der öffentlichen Körperstrafen zu treffen. In jener verhältnismäßig kurz zurückliegenden Zeit wurden bei uns im heiligen Rußland die Menschen der nichtprivilegierten Klasse noch ausgepeitscht und gebrandmarkt. Während seiner langen Dienstzeit hatte unser alter S. natürlich eine so zahllose Menge solcher Bestrafungen ‚erledigt', daß er an dieses unangenehme Geschäft vollkommen gewöhnt war und seine Anordnungen so kalt und unberührt traf, als ob es sich um eine ganz gewöhnliche Dienstobliegenheit gehandelt hätte. Jedoch einmal passierte es ihm, daß er sich selbst untreu wurde und nach seinen eigenen Worten ‚Dummheiten machte', statt vernünftig seine Pflicht zu tun.

Dieser Vorfall ereignete sich im Jahre 1853, als die Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich sehr gespannt waren und in der Hauptstadt bereits mit ziemlicher Bestimmtheit von der Möglichkeit eines offenen Konfliktes gesprochen wurde. In dieser Zeit wurde unserem Beamten S. einmal befohlen, die Knutenstrafe an dem jungen Franzosen N. voll-

strecken zu lassen, der wegen eines höchst abscheulichen Vergehens an einem minderjährigen Mädchen zu dieser Strafe verurteilt worden war. Ich werde Ihnen den Namen dieses Franzosen nicht nennen, weil er noch am Leben weilt und ziemlich bekannt ist; und da die Bescheidenheit des ‚Pygmäen' den Franzosen davor bewahrte, daß sein Name in aller Leute Munde kam, fühle auch ich mich außerstande, ihn preiszugeben.

„Ich las das Schriftstück durch," erzählte S., „machte meine Gegenzeichnung, zu überlegen gab's da nicht viel, wir bläuten jung und alt ohne Unterschied durch, und damit war die Sache erledigt; ich gab dem Vollzugsbeamten ordnungsgemäße Anweisung, morgen das Strafgerüst auf den Platz zu schaffen, und ließ mir selbst den Gefangenen vorführen, um zu sehen, ob er kräftig genug sei, daß man ihn ohne Gefahr der Prozedur unterziehen konnte.

Man brachte mir einen schwächlichen, hinfälligen Menschen; er war bleich, weinte, zitterte, rang die Hände und stammelte immerzu kläglich etwas, das ich nicht verstehen konnte.

‚Ach, du mein großer Gott,' dachte ich; ‚mußte denn dieser französische Schweinigel auch grade zu uns kommen und sich hier so unflätig benehmen, daß wir ihm nun auf unsere Fasson wie einer Ziege die Haut abziehen müssen!'

Er tat mir plötzlich leid.

‚Du hast dir da was Schönes eingebrockt!' sagte

ich. ‚Wie konntest du aber auch nur die Finger nach diesem armen Kinde ausstrecken! ...‘

Er fiel mir zu Füßen, reckte seine Ärmchen mit den Handschellen gen Himmel, so daß die Ketten klirrten, und begann zu weinen.

‚Monsieur! monsieur! Der Himmel sieht ...‘

‚Der Himmel hat hierbei nichts zu tun, Freundchen!‘ sagte ich, ‚erst macht er die Erde schmutzig und dann beruft er sich auf den Himmel. Mache dir keine Hoffnungen, morgen findet die Exekution statt; was du dir eingebrockt hast, mußt du auch auslöffeln.‘

‚Ich ganz unverdient — —‘ sagte er (er hatte während der drei Jahre, wo er im Zuchthaus gesessen, ein wenig russisch gelernt).

‚Nun, mon ami, da lügst du wohl,‘ meinte ich; ‚ganz unverdient wird man dich schon nicht verurteilt haben; das Gericht weiß, weshalb es bestraft.‘

‚Bei Gott,‘ rief er, ‚ganz unverdient ... Gott, Dieu, Dieu, soll mich schlagen ..!‘ Und so ähnlich schrie er, und dabei weinte der arme Kerl so bitterlich, so bitterlich, daß ich ganz unruhig wurde. Ich habe im Leben viele Leute vor der Exekution weinen sehen, aber solche heißen, bitterlichen, großen Tränen hatte ich wirklich noch nicht erblickt. So weinen nur Menschen, die zu Unrecht verurteilt worden sind ... Nun sagen Sie, was sollte ich, der Pygmäe, mit ihm tun? Ich hatte mich um nichts anderes zu bekümmern, als daß er tüchtig ausgepeitscht und mit dem Mal gezeichnet wurde, kurz, ihn zur ‚Urteilsvollstreckung‘

zu überweisen. Das war alles, zu reden gab es hier nichts mehr. Und ich gab den Polizisten einen Wink, damit sie ihn fortschafften. Es hatte ja doch keinen Zweck, ihn noch länger hier zu behalten; ich regte mich nur selbst dabei auf und brachte auch ihn vor der Zeit in eine unnütze Unruhe.

„Führt ihn in seine Zelle zurück“, sagte ich.

Wie der Franzose dies jedoch hörte, umklammerte er mein Bein mit den Armen und verharrte so wie ein Toter; seine Tränen oder sein Gesicht waren aber so brennend heiß, daß ich die Glut sogar durch den Stiefel hindurch auf meinem Bein fühlte.

‚Pfui! Möchte dich doch die Erde verschlingen!‘ dachte ich, ‚es führt ja zu nichts, wenn du mit mir redest, ja ich werde nur Unheil davon haben.‘ Allein ich vermochte ihn nicht von meinem Bein zu schütteln. Und plötzlich war es mir, als ob mir etwas ins Ohr flüsterte: ‚Frage ihn doch aus, frage ihn, hör an, was er zu sagen hat, und steh ihm bei!‘

‚Aber um Gottes willen, wie kann ich, ein unbedeutender Exekutivbeamter, dem armen Kerl helfen, wo doch die Sache vom Kriminalgericht entschieden ist und ich dem Gerüstbauer wie dem Aufseher bereits die diesbezüglichen Anordnungen erteilt habe? Wie kann ich jetzt noch für ihn eintreten? Doch ‚es‘, dieses unsichtbare Wesen, flüsterte mir andauernd ins Ohr: ‚Frage ihn aus, tritt für ihn ein!‘

Ich ließ mich denn auch verleiten. ‚Wenn ich ihm auch nicht zu helfen vermag,‘ dachte ich, ‚fragen kann ich ihn ja.‘

‚Los!‘ sagte ich, ‚erzähle mir wahrheitsgemäß, wie die Sache gewesen ist! Aber sieh dich vor, lüge nicht!‘

2

Er erzählte mir, so gut es ihm unter Tränen und Schluchzen möglich war, daß er bei einem Friseur auf der Morskaja gewohnt habe. Dorthin war zu ihnen, den Barbiergehilfen, immer ein sehr niedliches Mädel von zwölf, dreizehn Jahren, die Angestellte einer Wäscherin, gekommen. Und er erzählte mir, daß die Kleine viel Ähnlichkeit mit seiner Schwestertochter oder, wie er sich ausdrückte, mit einem Kusinchen von ihm gehabt habe. Nun und er, Sie wissen ja, wie ein Franzose ist ... er besitzt natürlich Geschmack und eine lebhafte Phantasie. Das Kind gefiel ihm, er schenkte ihm heute ein Bändchen, morgen eine Apfelsine, später auch mal einen halben oder einen ganzen Rubel, Bonbons, immer verwöhnte er es mit einem Geschenk. Er sagte, dies alles sei ohne jede Absicht geschehen. Die Mutter des Mädchens jedoch war ein ganz abgefeimtes Aas. Sie lud ihn in ihre Wohnung und schloß ihn mit dem Mädchen ein. Das Mädchen war aber von der Mutter angewiesen worden, dem Barbier das Gesicht zu zerkratzen und laut zu schreien, als ob er sich in schrecklicher Weise an ihm vergreifen wolle. So geschah es denn auch. Die Leute liefen zusammen, der Tatbestand wurde aufgenommen, das Vergehen festgestellt, und der Barbier wanderte ins Gefängnis, wo er drei Jahre lang saß, bis er zur Knute mit nachfolgender Verbannung verurteilt wurde.

Ich gewann den Eindruck, daß seine Erzählung echt war, und wandte dann meine Aufmerksamkeit auf die Narbe, die ihm das Mädchen auf der Nase beigebracht hatte; die tiefe Wunde war vernarbt, es war nur eine weißliche Schramme zurückgeblieben. Eine höchst seltsame Schramme; es sah so aus, als ob der Ort der Verwundung mit Absicht und Berechnung gewählt worden war. Meistenteils ist es nämlich ganz anders. Eine Frau pflegt in solchem Falle zumeist in die Augen oder noch häufiger in die Wangen zu kratzen, weil sie von beiden Seiten mit den Händen ins Gesicht des Unholds fährt, der ihr Gewalt antun will; aber hier hatte das Mädchen nach Katzenart direkt mitten ins Gesicht hinein gekratzt, und die Schramme verlief über die Nase bis zur Lippe hinab ...

‚Weiß Gott,' dachte ich mir, ‚es gibt solche Weiber; was für Untaten lernt man nicht alles kennen, wenn man Beamter bei der Polizei ist. Nun, ich sage zu dem Barbier — es muß Ihnen sicherlich komisch erscheinen — ich sagte also: ‚Nun gut, Musjö, wenn es sich so verhält, wie du mir erzählt hast, dann wird Gott vielleicht nicht zulassen, daß du unschuldig bestraft wirst. Bete und hoffe!'

Er küßte meine Hände und schritt kettenklirrend hinaus. Ich blieb auf meinem Platze zurück und dachte bei mir: ‚Sieh mal einer an, da sind die richtigen zwei Dummköpfe zusammengekommen. Der eine ist er, weil er mich für einen Propheten hält, und der andere bin ich, weil ich ihm vergebliche Hoffnung

gemacht habe. Denn wenn es auch klar zutage liegt, daß hier ein Fehlspruch und zwar ein entsetzlicher Fehlspruch ergangen ist, werden wir den Barbier morgen doch durchprügeln, sein zartes französisches Körperchen wird sich auf dem hölzernen Pferd winden, es mit Blut überströmen, und der Junge wird schreien und winseln wie ein lebendiges Ferkelchen am Bratspieß ... Ach, hätte man dich doch schnell ausgepeitscht, und hätte ich mich gar nicht um die Sache gekümmert. Ich vermag ja nichts zu tun!' Die Geschichte mit dem Burschen hatte mich so aufgeregt, daß ich nicht einmal mehr das geringfügigste Schriftstück auf meinem Tische aufarbeiten konnte.

Ich rief einen jüngeren Beamten herbei und sagte zu ihm: ‚Machen Sie hier die nötigen Arbeiten fertig; ich habe starke Kopfschmerzen und gehe nach Hause.'

Daheim ging ich immerzu auf und ab, zankte mich mit allen, mit meiner Frau, mit den Dienstboten, und konnte mich doch nicht beruhigen. Immerzu stand mir der Franzose vor den Augen und war nicht fortzujagen.

Meine Frau sagte: ‚Was ist dir, was hast du denn?' Sie hatte mich noch nie in einer derartigen Verfassung gesehen. Ich gab ihr jedoch keine Antwort, sondern quälte mich nur noch mehr.

Man rief zum Essen. Ich setzte mich hin, sprang jedoch gleich wieder in die Höhe, ich konnte nicht und damit basta. Mir tat der Franzose leid, fertig.

Ich hielt es nicht mehr aus. Damit meine Leute daheim nicht sahen, wie ich mich quälte, nahm ich

meine Mütze und lief fort. Und sehen Sie, von diesem Augenblick an war ich gleichsam nicht mehr Herr meiner selbst, und ich geriet in eine Begeisterung, die immer mehr Macht über mich gewann: ich plante Verrat.

3

Ich begab mich sogleich zu dem Polizeiinspektor, in dessen Bezirk sich der Vorfall abgespielt hatte, und erkundigte mich bei ihm, wie sich die Sache damals vor drei Jahren verhalten habe, und was die Mutter des Mädchens für eine Frau sei.

‚Der Teufel soll sie kennen, die Sache passierte vor der Zeit, wo ich hier Inspektor wurde, und die Frau, die Mutter dieses Mädels ist eine ganz schlimme Person, die mit Hilfe ihrer Tochter später noch mehr als einmal dieselbe Geschichte gemacht hat. Indessen,' meinte er, ‚wie soll man sich dabei auskennen, wer Recht hat und wer schuldig ist!'

‚Nun, ich habe genug gehört, Bruder!' dachte ich, ‚ich und du werden uns nicht auskennen, aber Gott wird's schon wissen', und damit ging ich geradeswegs zum Droschkenhalteplatz. Ich erhandelte mir einen viersitzigen, geräumigen Wagen, in dem man gewöhnlich die Kranken transportiert, und ließ den Kutscher so schnell wie möglich zur Kaserne des Ismailowschen Regimentes fahren. Dort wohnte ein verheirateter Freund von mir, der sich einen französischen Erzieher für seine Kinder hielt. Dieser Franzose, der schon lange in Rußland lebte, verstand soviel Russisch wie nötig war.

Ich fuhr bei meinem Freunde vor und sagte: ‚Stelle mir doch, mein Täubchen, für eine Weile den Franzosen zur Verfügung, der in deinen Diensten steht, ich brauche ihn notwendig.‘

‚Wozu denn?‘ fragte er.

‚Ich brauche ihn halt, nur für eine kurze Zeit, nicht länger als zwei Stunden.‘

Dies alles, wissen Sie, sagte ich in einem Tone, daß mein Freund leichtlich bemerken konnte, wie unruhig ich war; ich schnappte nach Luft, war erhitzt und aufgeregt; und je mehr ich meinen Zustand verbergen wollte, desto deutlicher offenbarte ich ihn. Es war zu ärgerlich. Da ich dadurch den Verdacht meines Freundes auf mich lenkte, trieb ich ihn natürlich noch mehr zu solchen Fragen wie: ‚Was hast du? Was ist denn mit dir?‘

Ich konnte mich nur mit Mühe seinen eingehenden Erkundigungen entwinden, indem ich sagte, daß ich deshalb so aufgeregt sei, weil ich die Nachricht erhalten habe, mein Bruder sei schwer krank. Ich könne es nicht mehr aushalten und wolle zu einer französischen Kartenleserin fahren, die mir aus ihren Karten sagen solle, ob mein Bruder wieder gesund werde oder ob er sterben müsse. Nun, und da ich selbst des Französischen nicht mächtig sei, so ... usw. usw. usw.

Ich weiß nicht, ob mir mein Freund glaubte oder nicht, jedenfalls hörte er auf zu fragen und stellte mir den Franzosen zur Verfügung. Ich ging sofort mit ihm zum Wagen und sagte: ‚Hör mal, Musjö, weißt du, in welcher Angelegenheit ich dich geholt habe?‘

Der schaute mich an und wurde bleich. Sie wissen ja, unser Polizeidienst macht uns zu Menschen, von denen die Freiheitliebenden nichts wissen wollen. Ich mußte besonders in damaliger Zeit auf den Franzosen unangenehm wirken, weil — Sie erinnern sich — die Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland bereits stark gespannt waren, und weil wir Polizeibeamten häufig geheimen Befehl erhielten, auf gewisse Personen französischer Nationalität möglichst strenges Augenmerk zu richten.

‚Warum hast du denn solche Angst?‘ fragte ich.

Aber er bebte schon wie im Fieber.

‚Erbarmen!‘ antwortete er, ‚ich bin vollkommen unschuldig.‘

‚Jetzt nimm dich mal ein bißchen zusammen. Wer sagt denn, daß du dir etwas hast zuschulden kommen lassen? In dieser Sache, Bruder, bin nur ich schuldig, denn ich begehe Verrat. Ich mische mich in solcher gespannten Zeit in eine Sache, von der ich die Finger lassen sollte. Nun, jetzt hilft nichts mehr, es ist offenbar Gott gefällig, daß ich mich hier eingemengt habe.‘ Stellen Sie sich vor, ich fühlte in dieser Stunde wirklich, daß das, was ich tun wollte, Gott wohlgefiel. Versteht sich, das war Selbstüberhebung.

‚Höre zu,‘ sagte ich, ‚worum es sich handelt. Das und das ist einem Landsmann von dir widerfahren. Morgen droht ihm unweigerlich die Knutenstrafe. Ich habe jedoch die Absicht, ihn vor dieser Exekution zu bewahren.‘

Mein Gefährte sperrte Mund und Nase auf.

Wenn er auch Ausländer war, so hielt er sich doch schon lange, wie bereits gesagt, bei uns in Rußland auf, um von unserer Ordnung einen Begriff bekommen zu haben; darum mochte er es natürlich für eine Verrücktheit halten, daß sich ein kleiner Exekutivbeamter der Polizei für berufen hielt, das von der höchsten Instanz bestätigte Urteil des Kriminalgerichts revidieren zu wollen. Allein ich sagte zu ihm: ‚Ich bitte dich, mein lieber Freund, mich nicht mit offenem Munde anzugähnen und anzuächzen, sondern in der Sache, zu der ich dich herangezogen habe, ein Diener Gottes zu sein. Weißt du, wohin ich dich jetzt führe?‘

‚Ich weiß es nicht‘, sagte er.

‚Nun, dann werde ich es dir sagen; höre zu, wir werden sogleich vor eurer Gesandtschaft halten. Mir ist es verboten, dorthin zu gehen, weil ich ein Beamter der Polizei bin und uns gesetzlich untersagt ist, die Gesandtschaften zu betreten. Du aber gehe hinein. Da eure Gesandten so schlicht und einfach sind, daß sie ihre Landsleute zu jeder Zeit empfangen, versuche es, sofort vom Herzog (der französische Gesandte in Petersburg war damals der Herzog von Guiche) empfangen zu werden, und dann erzähle ihm die ganze Geschichte. Ich werde unterdessen hier in der Droschke sitzen bleiben und auf dich warten; wenn der Gesandte jedoch sagt, daß er mich sprechen will, nun dann komm heraus, ich werde mit dir gehen und alles bestätigen. Aber vielleicht schenkt er dir auch so Vertrauen und weiß selbst, was er zu tun hat.‘

Wir fuhren vor der Gesandtschaft vor und hielten.

Mein Franzose stieg aus und schritt durch die Glastür in die Vorhalle. Ich gab dem Kutscher Befehl, ein Stück weiter zu fahren, drückte mich tief in eine Wagenecke hinein und wartete. In diesem Augenblick kam mir plötzlich mein ganzer Verrat zum Bewußtsein, und ich begann wie im Fieber zu zittern....

4

Wissen Sie, plötzlich stand es mir klar und deutlich vor Augen, welch unmögliche Sache ich auf mich genommen hatte, und daß ich, ein Beamter der Polizei, mich über meine eigene Behörde beschwerte ... und dazu noch bei einem ausländischen Gesandten, ja gar bei dem französischen! Und dies alles in einer politisch so gespannten Zeit! ... Pfui, wie ekelhaft! Ich war ein Verräter, ein Verräter, wie er im Buche steht. Und je länger ich darüber nachdachte, desto schlimmere Folgen sah ich voraus. Ekelhaft, ekelhaft! Und mein Franzose wollte noch immer nicht aus der Glastür wieder herauskommen. Plötzlich sah ich, wie auf dem Gehsteig der anderen Straßenseite immer ein Polizist auf und ab patrouillierte.... Ich dachte mir, der geht nicht umsonst hier spazieren.... Und dann wird vielleicht — meine Sünde verdient es schon! — noch einer von den Geheimpolizisten kommen, der recht diensteifrig ist, und er wird dastehen und denken, was da für eine Droschke vor der Gesandtschaft vorgefahren ist.... ‚Ist hier nicht was los?' Und der Bursche wird herankommen und durchs Wagenfenster gucken. Und sieh mal an, da sitze ich

drin. Der Schuft wird mich gleich erkennen, denn mich kennen ja alle auf der Polizei und wird sagen: ‚Aha, lieber Herr, Sie sind also ein Verräter!‘ und dann wird er mich gleich zur Behörde bringen, und es gibt kein Entrinnen mehr für mich.... Ich werde nicht noch einmal nach Hause gehen dürfen, sondern man wird mich sofort über den Troitzkij Most zur Peter-Pauls-Festung schaffen, wo für uns Verräter Platz ist zur Genüge.... Mich packte solches Grausen, daß ich zusammengeringelt wie ein nasser Hund in der Wagenecke lag und genau wie ein Köter in der Winterkälte am ganzen Leibe zitterte und mich verfluchte, daß ich mir eine solche Suppe eingebrockt hatte.... Und die ganze Zeit, wissen Sie, beobachtete ich mit einem Äugelchen durch das kleine Fenster den Polizisten, der auf der andern Seite hin und her spazierte, während ich selbst immer tiefer und tiefer vom Sitz herunterrutschte und schließlich auf dem Boden des Wagens gelandet war. Ich gedachte einen günstigen Augenblick abzupassen, mit den Füßen die Tür aufzustoßen und dann am Boden entlang davonzukriechen und Reißaus zu nehmen. Ich kannte ja zum Glück hier in der Nähe einen Wagenhof, wo ich mich so gut verstecken konnte, daß man mich nicht fand.

So machte ich es denn auch. Ich legte den Preis für die Droschke — zwei Rubel — auf den Wagensitz, öffnete die Tür, kletterte rückwärts heraus und befand mich kaum auf dem Fahrdamm, als plötzlich der Ruf ertönte: ‚Vorsicht!‘ und direkt hinter mir zwei Rappen mit einer Equipage vorbeisprengten. Sie

hielten vor dem Portal und ich sah den französischen Gesandten in großer Uniform und mit allen Orden und Ehrenzeichen behangen herauskommen; er nahm in der Equipage Platz, die allsogleich davonjagte. Neben mir stand jedoch wie aus dem Erdboden gewachsen mein französischer Sendbote. Er war ebenfalls sehr erregt und sagte: ‚Warum sind Sie denn ausgestiegen?‘

Mir hatte jedoch mein unreines Gewissen einen solchen Schrecken eingejagt, daß ich wie vor den Kopf geschlagen war und mich aufs Leugnen verlegte.

‚Was wollen Sie eigentlich von mir?‘ sagte ich. ‚Ich kenne Sie überhaupt nicht und bin nirgendwo ausgestiegen.‘

‚Haben Sie gesehen?‘

‚Was soll ich denn gesehen haben?‘ versetzte ich. ‚Scheren Sie sich weg, nichts habe ich gesehen.‘

‚Unser Herzog ist schon fortgefahren.‘

‚Was geht mich euer Herzog an.... Warum kleben Sie denn eigentlich so an mir fest?‘

‚Und wissen Sie auch, wohin er gefahren ist?‘ sagte der Franzose.

‚Ich weiß nichts, ich weiß gar nichts und will auch nichts wissen. Wenn Sie aber jetzt nicht gleich fortgehen, dann rufe ich sofort den Polizisten.‘

Er blickte mich an, weil ich so seltsame Reden führte, und flüsterte dann: ‚Der Herzog ist ins Winterpalais gefahren.‘

‚So scheren Sie sich doch endlich fort von mir!‘ rief ich. ‚Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich von nichts weiß.‘

Mit diesen Worten stieß ich ihn beiseite und eilte schnell durch den mir bekannten Wagenhof nach Hause zu meinen kleinen Kindern, um sie, solange es noch Zeit war, wenigstens noch einmal an mein Herz zu drücken. Kaum war ich jedoch daheim und hatte die Meinen wiedergesehen, als plötzlich ein Expreßbote mit einem Schreiben vom General eintraf, worin bestimmt wurde, daß die Bestrafung des Franzosen so und so morgen nicht stattfinden solle.

‚Ach, ihr himmlischen Väter,' dachte ich, ‚das Spiel hat begonnen.'

5

Ich preßte die Zähne zusammen und gab möglichst schnell allen, die es anging, schriftliche Mitteilung, daß die Exekution nicht stattfinden würde. Ich selbst war in dieser Nacht nicht imstande, mich zur Ruhe zu legen, sondern ich ging in einem höchst seltsamen Zustand immer auf und ab. Ich war mir selbst noch nicht völlig im klaren, was ich getan hatte, und was sich weiter daraus ergeben würde. Meine Seele war voll Furcht und zugleich voll Glück über mein gelungenes Unternehmen. Ich dachte natürlich daran, ob ich nicht selbst bei dieser Geschichte auf irgendeine Weise hereinfallen würde, und welche Strafe ich für meinen Verrat zu gewärtigen hätte, allein auch für den armen Franzosen vermochte ich keine rechte Freude aufzubringen. Kaum war ich kurz vor dem Morgengrauen unter solch schweren Gedanken in meinem Zimmer im Sessel etwas eingeschlummert, als ich plötzlich im Flur neben

meiner Tür laute Worte und Widerrede hörte. Meine Frau bat jemand, sich noch einige Zeit zu gedulden, weil ich soeben erst eingeschlafen sei. Der Fremde bestand jedoch darauf, daß ich sogleich geweckt würde, und mir war plötzlich, als ob der Name des Kaisers an mein Ohr gedrungen sei. Mir kam sofort mein Verrat wieder in die Erinnerung, und mit einem Male war auch meine Schläfrigkeit wie weggeblasen.

Ich stürzte so wie ich war, im Schlafrock, zur Tür und sah einen Kurier im Flur stehen. Er hatte jene solide Physiognomie, wie sie alle Leute besitzen, die man in heiklen Angelegenheiten als Boten verwendet. Schweigend überreichte er mir ein Paket.

Ich nahm das Paket, wissen Sie, und nachdem ich mit zitternden Händen mühsam das Siegel aufgebrochen hatte, sah ich ein weißes Blatt Papier vor mir, worauf nichts weiter stand als: ‚Ich danke!‘

Der übrige Inhalt des Paketes jedoch bestand aus Geld . . . ich zählte es zusammen . . . es waren genau anderthalbtausend Rubel.

Im ersten Augenblick begriff ich natürlich überhaupt nicht, was dies bedeuten sollte und von wem das Geld kam. Ich wußte auch nicht, an wen ich mich in dieser schwierigen Lage um Aufklärung wenden sollte. Ich wollte den Kurier fragen, aber der war schon längst über alle Berge. Als ich aber nun das Paket betrachtete, von wessen Hand mein Name und das für mich so heilige ‚Ich danke!‘ geschrieben war, kam mir plötzlich die Erinnerung, wessen Handschrift es war . . . und nun fühlte ich mich wie von

einem furchtbaren Alpdruck erlöst, das heißt, ich heulte wie ein Narr und brach in süßes Schluchzen aus. . . . Nur zweimal habe ich später noch in meinem Leben so geweint. Das zweitemal war es, als der Kaiser Nikolaj Pawlowitsch gestorben war und ich nachts zu seinem Sarge ging, um ihm meinerseits als letzten Gruß ein ‚Ich danke!‘ nachzurufen für das, was von allen Russen nur wir beide wußten, er, mein Zar, und ich, sein Verräter. Und noch ein drittes Mal weinte ich so, und zwar bei einer Gelegenheit, die übrigens auch eine Folge dieser Geschichte war.

6

Der Franzose wurde also nicht ausgepeitscht, sondern er bekam nur Befehl, Rußland sofort zu verlassen, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß er sich nicht unterstehen solle, russisches Gebiet je wieder zu betreten. Nun, warum sollte der Dummkopf auch wünschen, je wieder zu uns zurückzukehren! Er hatte übrigens auch keinen Anlaß dazu. Auf wunderbare Art und Weise wurde er in Paris ein sehr reicher Mann. Ich legte meine anderthalb Tausend, die mir gleichsam vom Himmel gefallen waren, für eine Kur beiseite; nachdem einige Jahre vor meinem Abschied aus den anderthalb zwei Tausend und sogar noch etwas mehr geworden waren, reiste ich nach Vichy, dessen Quellen meinem Leiden Heilung bringen sollten. . . . Napoleon war damals noch Kaiser, und es hatte noch keine Umwälzung stattgefunden. Da ich eine Linderung meiner Schmerzen empfand, beschloß ich auf dem Rückweg

Paris zu besuchen, um mir dort die schönsten Sehenswürdigkeiten anzusehen und für meine Damen daheim, wissen Sie, einige Toilettegegenstände und Parfüms einzukaufen. Da ich zu Hause in Petersburg stets Pinaud als die beste Pariser Parfümeriehandlung loben gehört hatte, sagte ich zu meinem Begleiter: ‚Führen Sie mich doch zu Pinaud, mein Lieber, man kauft dort ja wohl die besten Parfüms und Pomaden.‘ Allein mein Begleiter erwiderte: ‚Warum wollen Sie denn zu Pinaud fahren?‘

‚Nun, er ist doch der beste!‘

‚Um Himmels willen,‘ antwortete er, ‚das ist ja weiß Gott wie lange her, daß Pinaud als der beste galt, jetzt genießt diesen Ruf jedoch ein anderes Parfümeriegeschäft‘, und er nannte mir einen Namen, wissen Sie, der mir irgendwie bekannt ans Ohr klang.

‚Wie sagen Sie?‘ fragte ich.

Er wiederholte den Namen.

‚Ach, ihr Himmelväter,‘ kam es mir in den Sinn, ‚genau so hieß doch mein ehemaliger Schützling!‘ Und ich erkundigte mich weiter: ‚War dieser ihr berühmter Parfümeur nicht einmal in Rußland?‘

‚Natürlich,‘ meinte der Mann, ‚er wurde doch erst 1853 vor dem Krimkriege wegen Einmischung in politische Dinge aus Petersburg ausgewiesen!‘

‚Hm, diese Politik kenne ich!‘

‚Nun, aber trotzdem, mein Lieber, meine ich, wollen wir lieber zu Pinaud fahren und dort unsere Einkäufe machen.‘

Mein Begleiter suchte mich zu überreden, zu der

anderen Parfümerie zu fahren, allein ich bestand auf meinem Wunsche.

‚Nein, nein, nein,‘ sagte ich, ‚das gefällt mir nicht ... weiß Gott, was diese andere Parfümerie für ein Geschäft ist, und ob man dort gut bedient wird; bei euch kommt bald mal jemand auf kurze Zeit in Mode, aber Pinaud‘, sagte ich, ‚ist eine alte Firma und erfreut sich bei uns in Rußland eines ausgezeichneten Rufes. Führen Sie mich also, bitte, lieber zu Pinaud.‘

Ich wollte es natürlich vermeiden, ihm wieder zu begegnen, wissen Sie. ... Nun, warum soll ich dem Manne das Häßliche, das längst vergangen ist, wieder ins Gedächtnis zurückrufen?

Aber nun muß ich Ihnen eine kleine Schwäche von mir gestehen. Mein Begleiter begann mir zu erzählen, daß dieser Herr sehr reich sei, eine große Fabrik und einen prunkvollen Laden besitze und in einem eigenen Hause wohne. Ich weiß nicht mehr, wie die Straße hieß, das Haus lag jedenfalls in nächster Nähe von der Place Vendôme. Ich bekam nun plötzlich Lust, mir dieses Haus anzusehen. ‚Was denn,‘ dachte ich, ‚wenn ich ihn schon nicht zu sehen bekomme, so will ich doch wenigstens mal einen Blick auf seinen Besitz werfen. Warum sollte ich das wohl nicht? Das wird nichts machen, er erfährt ja nichts davon. Was ich tun will, ist natürlich nicht schön, und es gehört sich nicht, weil es eitel Neugier ist.‘ Aber wie Sie wollen, es war mir doch interessant, denn wenn ich ihm auch nur einen kleinen Dienst erwiesen hatte, so hatte ich ihm doch immerhin wieder zum Leben verholfen.

Nun gut, wir begaben uns also dorthin und fuhren in unserer Kutsche mit Absicht recht langsam vorbei; ich sah ein Haus wie ein Palais; die Fabrikschilder hingen auf drei Straßen hinaus, die Schaufenster waren so groß, daß man mit einem Sechsgespann darin wenden konnte.

‚Ach, das kann doch gar nicht möglich sein, daß dies derselbe Mann ist', sagte ich.

‚Doch, doch, der gleiche, den man wegen eines politischen Vergehens bei Ihnen in Rußland ausgewiesen hat.'

‚Was schwätzest du da, du Dummkopf!' dachte ich bei mir. ‚Du verstehst viel, woran ich denke! Deiner Meinung nach ist es derselbe, aber ich kenne den Politiker besser!'

Nun, warum hätte ich ihm erzählen sollen, was mein Schützling damals in Rußland für Erlebnisse gehabt hat! Ich wollte nur nicht glauben, daß das Schicksal so mit einem Menschen spielen und ihn plötzlich nach einer derartigen Erniedrigung zu einem solch reichen Manne machen konnte.

‚Es würde mich doch sehr interessieren, wenn ich ihn einmal sehen könnte', sagte ich.

‚Warum nicht,' meinte mein Begleiter, ‚das ist leicht möglich.'

‚Nur möchte ich nicht in den Laden gehen; wäre es nicht möglich, daß ich irgendwo durch einen Spalt gucken könnte, damit er mich nicht sieht, ich ihn jedoch gut betrachten kann?'

‚Das ist leicht zu machen,' sagte er, ‚er selbst

kommt ja auch nur sehr selten in den Laden, und in diesem Hause wohnt er jetzt im Sommer auch nicht.'

,Wo wohnt er denn?'

,In seinem Landhause, in Passy.'

,Ein Landhaus hat er auch?' staunte ich.

,Nicht nur eins,' sagte mein Begleiter, ,zwei. Das eine ist eine sogenannte demimaison und liegt unweit des Trocadero, das andere, richtige, befindet sich in Passy und ist eine so schöne Villa, wie man wohl kaum eine zweite trifft. Um sieben Uhr pflegt er stets auf der Veranda im Blumengarten mit Gästen Kaffee zu trinken; zuweilen spielt er auch mit seiner Frau und seinen Kindern Ball. Wir können zwei-dreimal vorbei gehen, und Sie werden die Möglichkeit haben, ihn zu sehen.'

,Nun, das ist ja ausgezeichnet!'

Da es gegen sechs Uhr war und ich nach russischer Sitte bereits gegessen hatte — mein Begleiter war ebenfalls satt —, sagte ich zu ihm: ,Wozu noch lange hin und her überlegen, Väterchen. Geben Sie dem Kutscher Befehl, sofort dorthin zu fahren.' — ,He, du, Bruder,' rief ich dem Kutscher zu, ,kutschiere vorwärts, Bruder, nach Passy, aber flink, flink, kriegst auch ein gutes Trinkgeld!'

Mein Begleiter übersetzte meine Worte, und wir fuhren los.

7

Als uns der Weg durch Trocadero führte, zeigte mir mein Begleiter auch das andere Häuschen meines

alten Bekannten; es sah prächtig aus und hätte auch einem Prinzen als Wohnung angestanden. Na, aber das Haus in Passy war einfach ein kleines Schloß; die Mauern aus Stein, hoch, alle mit Efeu umrankt, und die Anfahrt aus einer schmalen Nebengasse. Hinter dem Gitter sah man den Blumengarten, woran das Haus mit der Veranda anschloß. Und was denken Sie, ich traf alles so an, wie es mir mein Begleiter vorhergesagt und ausgemalt hatte, im Garten tollten die Kinder herum, und auf der Veranda saß der Hausherr inmitten vieler Gäste.... Ich versteckte mich hinter einem Mauervorsprung, zog meinen Operngucker aus der Tasche, richtete ihn auf den Herrn und sah — es war kein Zweifel — ihn, meinen Schützling! Er sah männlicher und älter aus und war natürlich bei dem guten Leben breit und stark geworden; aber die weiße Schramme auf der Nase war dennoch geblieben.

‚Wissen Sie nicht, Väterchen,‘ fragte ich meinen Begleiter, ‚ob er ein guter Mann ist?‘

‚Ein ausgezeichneter Mensch ist er,‘ antwortete mein Mentor, ‚sie führen ein untadeliges Leben, er hat eine prächtige Frau und reizende Kinder, und er selbst hat ein gutes Herz und tut viel für die Armen.‘

‚Das ist brav von ihm,‘ sagte ich, ‚daß er sich um die Armen kümmert.‘

In demselben Augenblick, als wir uns solcherart hinter der Ecke im Flüsterton unterhielten, mußte er uns bemerkt haben, denn er rief seiner Tochter zu: ‚Alina!‘

Und plötzlich klapperte die Gartentür, und ein engelgleiches, liebes, kleines Mädchen in einem rosa Kleidchen kam auf mich zugelaufen. Noch war ich nicht recht zur Besinnung gekommen, als sie mir einen Franken in die Hand drückte, indem sie sagte: ‚In Christi Namen!‘ Dann war sie wieder verschwunden.

Wissen Sie, ich hatte meinen russischen Mantel an und trug einen weichen, breitkrämpigen Hut. Da ich demnach in der Tat einige Ähnlichkeit mit einem Straßenbettler hatte, hatte sie mir denn auch ‚in Christi Namen‘ das Geld von ihrem Vater gegeben. Na also, ich habe den Franken genommen und bis zum heutigen Tage aufbewahrt. Es heißt immer, ein Almosen bringt Glück, aber ich habe das Geld nicht um des Aberglaubens willen behalten, sondern so — als teure Erinnerung.

Nun, was soll ich Ihnen sagen? Wie ich in mein Gasthaus zurückfuhr, konnte ich mich nicht mehr beherrschen. Den ganzen Weg über weinte ich, und dies war das dritte Mal in meinem Leben, daß ich so süße, süße Tränen vergoß. Mein Begleiter muß mich für einen rechten Narren gehalten haben, meine ich, und ich verdiente es auch. Aber, wissen Sie, ich konnte einfach nicht mehr an mich halten, weil, wie es in den alten Versen heißt:

das Erlebnis lautrer Güte
der Seele solchen Reichtum schafft,
wie ihn kein Krösus je errafft.

Wie sollte ich Gott für dieses unverdiente Hochgefühl nicht mit Tränen danken!“

Die Lady Macbeth von Mzensk

Hüte dich vorm ersten Schritt!

Sprichwort

Zuweilen findet man bei uns zu Lande Charaktere, deren man sich nie wieder ohne Herzklopfen zu erinnern vermag, und wenn auch noch so viele Jahre seit der Zeit verstrichen sind, da man ihnen zum ersten Male begegnet ist. Zu diesen charaktervollen Persönlichkeiten gehört die Kaufmannsfrau Katerina Lwowna Ismailowa, die Urheberin und Hauptperson einer furchtbaren Tragödie, die ihr bei unsern Edelleuten die etwas willkürliche Bezeichnung eintrug: ‚Lady Macbeth von Mzensk'.

Katerina Lwowna war keine Schönheit, hatte jedoch ein sehr wohlgefälliges Äußere. Sie zählte nicht mehr als vierundzwanzig Jahre, war nicht groß, aber gut gebaut, ihr Hals wie aus Marmor gemeißelt, die Schultern waren schön gerundet, die Brüste fest, das Näschen gerade und schmal. Sie hatte lebhafte, schwarze Augen, eine hohe weiße Stirn und tiefschwarze, fast blau schimmernde Haare. Sie heiratete den Kaufmann Ismailow aus Tuskar im Gouvernement Kursk, doch nicht aus Liebe oder besonderer Neigung, sondern einfach, weil Ismailow sie zur Frau begehrt hatte. Da sie ein armes Mädchen war, hatte sie keine Möglichkeit, sich die Freier auszusuchen. Die Familie Ismailow stand in unserer Stadt nicht an letzter Stelle; die Ismailows handelten mit feinstem Weizenmehl, hatten im Kreise eine große Mühle in Pacht, besaßen einen ertragreichen Garten vor den Mauern und ein schönes Haus in der Stadt.

Sie waren also wohlhabende Kaufleute. Zu allem Überfluß war die Familie sehr klein. Sie bestand aus dem Schwiegervater Boris Timofejitsch Ismailow, der schon die achtzig überschritten hatte und seit langem Witwer war, seinem Sohn Sinowij Borisytsch, dem Manne der Katerina Lwowna, der auch schon über fünfzig war, und Katerina Lwowna selbst. Das war alles. Obwohl Katerina Lwowna bereits das fünfte Jahr mit Sinowij Borisytsch verheiratet war, hatte sie noch immer kein Kind. Auch von seiner ersten Frau, mit der er ungefähr zwanzig Jahre gelebt hatte, bevor er Witwer wurde und Katerina Lwowna heiratete, besaß Sinowij Borisytsch keine Kinder. Er hatte gemeint und gehofft, daß Gott wenigstens in der zweiten Ehe seiner Firma und seinem Kapital einen Nachfolger bescheren würde, allein auch mit Katerina Lwowna hatte der Kaufmann in dieser Hinsicht kein Glück.

Diese Kinderlosigkeit machte Sinowij Borisytsch sehr vielen Kummer, und nicht nur er allein, sondern auch der alte Boris Timofejitsch und sogar Katerina Lwowna waren darüber sehr traurig. Die maßlose Langeweile in dem durch einen hohen Zaun von aller Welt abgeschlossenen Kaufmannshause, wo nur die Kettenhunde frei umherliefen, machte die junge Kaufmannsfrau zuweilen so schwermütig, daß sie fast den Verstand verlor, und sie wäre froh, weiß Gott wie froh gewesen, hätte sie ein Kindlein zu bemuttern gehabt. Und zum andern ödeten sie auch die ewigen Vorwürfe an: ‚Weshalb, warum hast du geheiratet,

warum hast du deinem Manne dieses Los aufgehängt, du Unfruchtbare!‘ Als ob sie sich wirklich vor ihrem Manne, ihrem Schwiegervater und der ganzen ehrenhaften Kaufmannsverwandtschaft eines Verbrechens schuldig gemacht hätte!

Obwohl Katerina Lwowna in Besitz und Überfluß schwamm, hatte sie doch ein recht ödes Leben. Besuche machte sie wenig, und wenn es schon einmal vorkam, daß sie mit ihrem Manne zu seiner Kollegenschaft fuhr, bereitete ihr dies auch keine sonderliche Freude. Die Leute waren von strenger Art. Sie beobachteten Katerina Lwowna, wie sie sich setzte, wie sie ging, wie sie aufstand. Katerina Lwowna jedoch hatte heißes Blut. Als armes Mädchen war sie von Hause aus an Einfachheit und Freiheit gewöhnt. Sie war mit den Eimern zum Fluß gelaufen, hatte unterhalb der Fährstelle im Hemdchen gebadet oder einen vorbeigehenden Burschen durch den Zaun mit einer Handvoll Sonnenblumenhülsen beworfen. Doch jetzt war alles anders. In aller Frühe standen der Schwiegervater und ihr Mann auf, tranken um sechs Uhr morgens ihren Tee und gingen dann ihren Geschäften nach, während Katerina Lwowna einsam von einem Zimmer ins andere schlich. Überall war es sauber, überall still und leer, vor den Heiligenbildern schimmerten die Lämpchen, doch nirgends im Hause war ein lebendiger Laut oder eine menschliche Stimme zu hören.

Katerina Lwowna geht und geht durch die öden Zimmer, beginnt endlich vor Langeweile zu gähnen und

steigt über das Treppchen in ihr eheliches Schlafgemach empor, das in dem hohen, nicht sehr geräumigen Obergeschoß eingerichtet ist. Hier setzt sie sich auch eine Weile hin, guckt zu, wie sie beim Speicher den Hanf aufhängen oder Weizenmehl zusammen schütten, dann kommt ihr wieder das Gähnen. Das ist ihr ganz recht. Sie legt sich für zwei Stündchen schlafen. Sowie sie jedoch erwacht, umfängt sie abermals jene russische Langeweile, die Langeweile eines Kaufmannshauses, um deretwillen man sich, wie es heißt, sogar mit Freuden aufhängt. Lesen machte Katerina Lwowna wenig Freude, und außerdem gab es auch im ganzen Haus kein anderes Buch als das Kiewer Heiligenleben.

Ganze fünf Jahre lebte Katerina Lwowna nun schon an der Seite ihres unfreundlichen Mannes auf diese langweilige, öde Weise in dem reichen Hause ihres Schwiegervaters, und niemand, wie es so zu sein pflegt, widmete dieser ihrer Langeweile auch nur die mindeste Beachtung.

2

Als es in Katerina Lwownas Ehezeit zum sechsten Male Frühling wurde, ereignete sich das Unglück, daß der Damm vor Ismailows Mühle brach. Die Mühle war ausgerechnet zu dieser Zeit mit Aufträgen überhäuft, und der Dammbruch stellte sich als außergewöhnlich umfangreich heraus. Das Wasser trat soweit zurück, daß im Mühlteich allenthalben der Grund zu sehen war, und trotz schnellsten Gegen-

maßnahmen wollte es nicht gelingen, es zu stauen. Sinowij Borisytsch trieb das Volk aus der ganzen Umgegend bei der Mühle zusammen und war selbst Tag und Nacht an der Unglücksstätte. Das Stadtgeschäft besorgte der alte Vater allein. Katerina Lwowna aber schmachtete Tag für Tag einsam und verlassen in ihrer öden Wohnung. Anfangs war es ihr ohne Mann noch langweiliger; allein plötzlich empfand sie diesen Zustand als einen gewissen Vorzug, sie fühlte sich ohne ihren Mann freier. Ihr Herz trug niemals besonderes Verlangen nach ihm, und ohne ihn hatte sie zumindest einen Gebieter weniger über sich.

Eines Tages saß Katerina Lwowna am Fensterchen ihres Schlafzimmers im Obergeschoß. Sie gähnte und gähnte, dachte an nichts Bestimmtes und schämte sich schließlich fast darob, daß sie immerzu gähnte. Draußen war so herrliches Wetter, es war warm, licht und fröhlich; durch den grünen hölzernen Gartenzaun sah sie muntere Vöglein von Zweig zu Zweig flattern.

‚Warum gähne ich mich denn hier zu Tode?' dachte Katerina Lwowna. ‚Ich will lieber aufstehen und ein bißchen über den Hof schlendern oder durch den Garten streifen.'

Katerina Lwowna hängte sich ihren alten damastgefütterten Pelz über die Schultern und ging hinaus.

Draußen war es so hell, die Luft roch frisch und kräftig, und von der Galerie bei den Speichern klang lautes Gelächter herüber.

„Warum seid ihr denn so lustig?" fragte Katerina Lwowna die Handlungsdiener ihres Schwiegervaters.

„Da, Mütterchen Katerina Lwowna, wir haben ein lebendiges Schwein gewogen“, antwortete ihr ein alter Gehilfe.

„Was für ein Schwein?“

„Sehen Sie doch, das Schwein Aksinja, das einen Sohn Wassilij geboren und uns nicht zur Taufe eingeladen hat“, sagte ein junger Bursch mit dreister, fröhlicher Stimme. Er hatte ein keckes, hübsches Gesicht, das von pechschwarzen Locken und einem eben sprossenden Bärtchen eingefaßt war.

Aus dem am Wagebalken hängenden Mehlkübel kam in diesem Augenblick die dicke Fratze der rotbäckigen Köchin Aksinja zum Vorschein.

„Ihr Teufel, ihr verfluchten Satans!“ wetterte die Köchin und mühte sich, den eisernen Wagebalken zu packen und aus dem hin und her schaukelnden Kübel herauszuklettern.

„Vor dem Essen hat sie ihre acht Pud, vertilgt sie aber erst noch einen Korb Heu, dann werden die Gewichte nicht mehr ausreichen!“ ließ sich abermals der hübsche Bursche vernehmen. Dann kehrte er den Kübel um und setzte die Köchin mit einem Schwung auf einen zusammengelegten Mehlsack in der Ecke.

Unter lustigem Geschimpfe brachte sich die Köchin wieder in Ordnung.

„Na, und was werde ich denn wiegen?“ scherzte Katerina Lwowna und stieg auf das Wagebrett, wobei sie sich an den Stricken festhielt.

„Drei Pud sieben Pfund“, antwortete derselbe

hübsche Bursche Sergej, nachdem er die Gewichte auf die Wagschale geworfen hatte. „Ein Wunder!"

„Was soll denn da wunderbar sein?"

„Daß Sie drei Pud schwer sind, Katerina Lwowna. Ich meine halt, wenn man Sie den ganzen Tag auf den Händen tragen müßte, so würde man doch nicht müde werden, sondern nur ein Vergnügen dabei verspüren."

„Bin ich denn kein Mensch? Sicher würdest du es bald überdrüssig werden", erwiderte Katerina Lwowna und wurde ein wenig rot, denn sie war solche Reden schon lange nicht mehr gewohnt, fühlte jedoch plötzlich den brennenden Wunsch zu plaudern und übermütig zu scherzen.

„Bei Gott! Kein Gedanke! Bis ins glückliche Land Arabien würde ich Sie tragen", versetzte Sergej wieder.
„Da urteilst du nicht richtig, mein Junge", meinte ein Bäuerlein, das Mehl aufschüttete. „Was ist denn die Schwere in uns? Wiegt etwa unser Körper? Unser Körper, mein Lieber, hat keine Bedeutung, wenn es sich um das Gewicht handelt. Unsere Kraft ist es, die wiegt, nicht der Körper!"

„Ja, ich war als Mädchen furchtbar stark", sagte Katerina Lwowna, die sich nicht mehr zurückhalten konnte. „Mich konnte sogar mancher Mann nicht bezwingen."

„Nun, nun, gestatten Sie mir doch mal Ihr Händchen, wollen mal sehen, ob's stimmt", bat der hübsche Bursche.

Katerina Lwowna wurde verlegen, reichte aber doch die Hand.

„Au, laß den Ring los, das tut weh!“ rief sie, als Sergej ihre Finger zusammenpreßte, und stieß ihn mit der freien Hand vor die Brust.

Der Bursche gab die Hand seiner Herrin frei und flog von ihrem Stoß zwei Schritte beiseite.

„Sieh einer an, man sollte kaum glauben, daß dies eine Frau ist?“ sagte staunend das Bäuerlein.

„Nein, jetzt gestatten Sie mir einmal, Sie so an den Ellenbogen anzufassen,“ schlug Sergej vor und warf die Locken zurück.

„Ja, faß' an“, sagte Katerina Lwowna, der immer fröhlicher zumute wurde, und hob ihre niedlichen Ellenbogen in die Höhe.

Sergej umfing die junge Frau und preßte ihre festen Brüste gegen sein rotes Hemd. Katerina Lwowna war nur imstande, ihre Schultern ein wenig zu bewegen, während Sergej sie vom Boden an emporstemmte, eine Weile auf den Händen hielt, drückte und dann behutsam auf ein umgestülptes Mehlmaß niedersetzte.

Katerina Lwowna kam überhaupt nicht dazu, ihre gepriesene Kraft anzuwenden. Über und über rot saß sie auf dem Kornmaß, zog ihren von der Schulter herabgeglittenen Pelz wieder in die Höhe und verließ langsamen Schrittes den Speicher. Sergej aber räusperte sich und rief mit jugendlicher, kraftgeschwellter Stimme: „He, angepackt, aufgesackt, ihr Satansbraten! Steht nicht rum und sperrt das Maul auf! Was übrig bleibt, ist unser!“

Es war, als ob er schon wieder vergessen hätte, was soeben vor sich gegangen war.

„Ein verdammter Schürzenjäger, dieser Serjoschka!“ schwatzte die hinter Katerina Lwowna hergehende Köchin Aksinja. „Alle besiegt er mit seinem Wuchs, mit seinem Gesicht, mit seiner Schönheit. Da kann eine Frau sein wie sie will, der Spitzbube verlockt sie sofort, verlockt sie und bringt sie zu Fall. Aber unbeständig ist der Windhund, unbeständig, ach so unbeständig!“

„Und du, Aksinja ...,“ sagte die vor ihr gehende junge Frau, „ist denn dein Junge am Leben?“

„Lebt, Mütterchen, lebt.... Wo sie überflüssig sind, da bleiben sie!“

„Von wem hast du denn das Kind?“

„I — ih! Bloß ein uneheliches. Es fliegt einem halt so an ..., man lebt doch unterm Volk ...“

„Ist der junge Bursche schon lange bei uns?“

„Sergej?“

„Ja.“

„Einen Monat wird es sein. Zuvor diente er bei Kontschonows, dort schmiß ihn der Herr raus.“ Aksinja dämpfte die Stimme und sagte: „Die Leute erzählen, daß er eine Liebesgeschichte mit der Frau selbst hatte ..., da sehen Sie, wie frech der Bengel ist, diese dreimal verflixte Seele!“

3

Warme, milchige Dämmerung lag über der Stadt. Sinowij Borisytsch war immer noch nicht von der Unglücksstelle zurückgekehrt. Der Schwiegervater Boris Timofejitsch war ebenfalls nicht zu Hause, er

hatte sich zur Namenstagsfeier eines alten Freundes begeben und sogar das Abendessen abgesagt. Aus purer Langeweile hatte Katerina Lwowna früh zu Abend gegessen und war dann in das Obergeschoß gegangen, wo sie das Fensterchen öffnete, sich gegen den Pfosten lehnte und Sonnenblumenkerne knackte. Die Leute kamen aus der Küche, wo sie ihr Abendbrot verzehrt hatten, auf den Hof hinaus und gingen schlafen, der eine unter die Scheune, der andere in den Speicher, der dritte in den hohen, würzigen Heuboden. Als letzter kam Sergej aus der Küche. Er ging über den Hof, ließ die Hunde von der Kette und pfiff ein Liedchen vor sich hin. Als er an Katerina Lwownas Fenster vorbeikam, blickte er zu ihr hinauf und machte eine tiefe Verbeugung.

„Gute Nacht!" sagte Katerina Lwowna leise zu ihm von ihrem Dachzimmer aus; dann wurde es so still auf dem Hof wie in einer Einöde.

„Herrin!" flüsterte zwei Minuten später jemand hinter der verschlossenen Tür Katerina Lwownas.

„Wer ist da?" fragte Katerina Lwowna erschrocken.

„Wollen Sie sich nicht ängstigen, ich bin's, Sergej!" war die Antwort.

„Was willst du, Sergej?"

„Ich habe ein kleines Anliegen an Sie, Katerina Lwowna. Ich möchte Sie um eine kleine Gefälligkeit bitten, lassen Sie mich doch einen Augenblick eintreten."

Katerina Lwowna drehte den Schlüssel herum und ließ Sergej herein.

„Was willst du?“ fragte sie und trat ans Fenster zurück.

„Ich bin zu Ihnen gekommen, Katerina Lwowna, um Sie zu fragen, ob Sie nicht irgendein Büchlein für mich zum Lesen hätten. Die Langeweile bringt einen ja schier um.“

„Ich habe keine Bücher, Sergej, ich lese nicht“, versetzte Katerina Lwowna.

„Eine solche Langeweile!“ klagte Sergej.

„Warum langweilst du dich denn?“

„Barmherzigkeit! Wie soll ich mich nicht langweilen? Ich bin ein junger Mensch, lebe gleichsam in einem Kloster und habe keine andere Aussicht, als daß ich vielleicht bis an mein Lebensende in dieser Einsamkeit verharren muß. Manchmal möchte einen die Verzweiflung packen.“

„Warum heiratest du denn nicht?“

„Leicht gesagt, Herrin! Heiraten? Wen denn? Ich bin ein unbedeutender Mensch, eines Herren Tochter nimmt mich nicht, und was die Armen sind, das wissen Sie ja selbst, Katerina Lwowna, die stecken bis über die Ohren in finsterer Unbildung. Können die vielleicht etwas Richtiges von der Liebe verstehen? Belieben Sie doch zu sehen, was für Begriffe sogar die reichen Leute haben! Sie zum Beispiel, das kann man wohl sagen, würden für jeden Mann, der nur ein wenig Gefühl besitzt, ein reiner Trost sein, und dennoch werden Sie wie ein Kanarienvogel im Käfig gehalten.“

„Ja, ich langweile mich,“ entschlüpfte es Katerina Lwowna wider Willen.

„Wie sollten Sie sich bei einem solchen Leben auch nicht langweilen, Herrin! Auch wenn Sie, wie es die übrigen alle tun, nebenher jemanden zum Gegenstand der Freude hätten, so wäre es Ihnen doch unmöglich, mit ihm zusammenzukommen.“

„Was redest du da ..., davon habe ich kein Wort gesagt. Siehst du, wenn ich ein Kindlein hätte, dann würde es mich wohl, scheint mir, glücklich machen.“

„Aber erlauben Sie mir zu erwidern, Herrin, auch ein Kind kommt von irgend etwas her, und nicht bloß so. Einen kleinen Begriff habe ich doch nun auch davon, wo ich schon solange bei feinen Herrschaften gewesen bin und einen Einblick bekommen habe, wie das Leben unserer Kaufmannsfrauen verläuft. Wie es im Liede heißt: ‚Ohne einen lieben Freund wird mein Leben immer trüber, und mein Herz vergeht in Sehnsucht!‘ Und diese Sehnsucht, sage ich Ihnen, Katerina Lwowna, peinigt auch mein Herz so sehr, daß ich es mit einem stählernen Messer aus meiner Brust schneiden und vor Ihre Füße werfen könnte. Leichter, hundertmal leichter wäre mir dann ...“

Sergejs Stimme bebte.

„Was redest du da von deinem Herzen? Ich habe nichts damit zu tun. Geh fort ...“

„Nein, Herrin, erlauben Sie,“ stieß Sergej hervor. Er zitterte am ganzen Leibe und machte einen Schritt auf Katerina Lwowna zu. „Ich weiß, ich sehe, ich fühle und verstehe sehr wohl, daß auch Sie es nicht leichter im Leben haben als ich; aber jetzt,“ brachte er in einem Atemzug hervor, „jetzt, in diesem

Augenblick liegt alles in Ihren Händen und in Ihrer Macht."

„Was willst du? Du! Warum bist du zu mir gekommen? — Ich stürze mich aus dem Fenster", rief Katerina Lwowna, die von unbeschreiblicher Angst gepackt ward, und griff mit der Hand nach dem Fensterbrett.

„Du mein unvergleichlich schönes Leben! Warum willst du dich hinunterstürzen?" flüsterte Sergej ohne Scheu, riß die junge Frau vom Fenster zurück und umschlang sie mit seinen kräftigen Armen.

„Nicht, nicht doch, laß mich los!" stöhnte Katerina Lwowna leise, indes sie unter den feurigen Küssen Sergejs schwach wurde und sich wider Willen an seinen kraftgeschwellten Körper preßte. Sergej nahm die junge Frau wie ein Kind auf die Arme und trug sie in die dunkle Ecke.

Im Zimmer wurde es still. Man hörte nur das gleichmäßige Ticken der am Kopfende von Katerina Lwownas Bett hängenden Taschenuhr ihres Mannes. Allein dies störte nicht.

„Geh jetzt", sagte Katerina Lwowna eine halbe Stunde später, ohne Sergej anzublicken, und ordnete sich vor dem kleinen Spiegel ihre zerzausten Haare.

„Warum soll ich jetzt von hier gehen?" erwiderte ihr Sergej mit glücklicher Stimme.

„Der Schwiegervater schließt die Haustür zu."

„Ach, Liebling, Liebling! Du kennst uns schlecht, — meinst du etwa, daß unser Weg zur Frau nur durch die Türe geht? Ob ich zu dir will, ob ich von dir

gehe, ich finde überall eine Tür“, gab der Bursche zur Antwort und zeigte auf die Pfosten, die als Stützpfeiler der Galerie dienten.

4

Sinowij Borissytsch blieb noch eine Woche aus, und diese ganze Woche vergnügte sich seine Frau Katerina Lwowna jede Nacht bis zum Morgengrauen mit Sergej.

In diesen Nächten wurden im Schlafzimmer Sinowij Borissytschs viele Flaschen Wein aus seines Vaters Keller getrunken, viel leckere Näschereien geknabbert, wurden die zuckersüßen Lippen der Hausfrau geküßt, ward mit ihren schwarzen Locken auf dem weichen Kopfkissen gespielt. Aber der Weg geht nicht immer so glatt dahin, zuweilen kommen auch Hindernisse.

Eines Nachts vermochte Boris Timofejitsch keinen Schlaf zu finden. Der Greis irrte in seinem bunten Kattunhemd durch das stille Haus. Er trat bald an dies, bald an jenes Fenster und sah plötzlich an dem Pfosten vom Fenster der Schwiegertochter leise, ganz leise das rote Hemd des Gehilfen Sergej hinabgleiten. Das war ein Schlag! Boris Timofejitsch sprang hinaus und packte den Burschen an den Beinen. Der holte aus, um dem Alten mit voller Kraft hinters Ohr zu hauen, allein er hielt plötzlich inne, denn er besann sich, daß eine Schlägerei mächtigen Lärm verursachen würde.

„Sprich, wo warst du, Dieb?“ herrschte ihn Boris Timofejitsch an.

„Wo ich war, dort bin ich nicht mehr, Herr Prinzipal Boris Timofejitsch", gab Sergej zur Antwort.

„Du hast bei meiner Schwiegertochter geschlafen?"

„Wo ich geschlafen habe, Herr, weiß ich selber. Doch hör zu, Boris Timofejitsch, was ich dir sagen werde. Was geschehen ist, Vater, ist nicht mehr zu ändern. Bringe wenigstens nicht Schimpf und Schande über dein Kaufmannshaus. Sage, was du jetzt von mir forderst, welche Genugtuung du verlangst!"

„Ich möchte dir Natter fünfhundert überziehen!" antwortete Boris Timofejitsch.

„Meine Schuld — dein Wille", stimmte der Bursche zu. „Sag, wohin ich dir folgen soll, damit du als Trost mein Blut trinken kannst."

Boris Timofejitsch führte Sergej in die steinerne Vorratskammer und peitschte ihn mit der Nagaika, bis er nicht mehr konnte. Sergej gab keinen Schmerzenslaut von sich, zerbiß jedoch den halben Ärmel seines Hemdes.

Boris Timofejitsch ließ Sergej in der Vorratskammer liegen und wollte ihn solange in Haft behalten, bis sein vom Eisen zerschlagener Rücken geheilt wäre. Er stellte ihm einen Tonkrug mit Wasser hin, versperrte die Tür mit einem großen Schloß und schickte nach seinem Sohne. Allein in Rußland hundert Werst auf Feldwegen zurückzulegen, dauert auch heute noch geraume Zeit.

Katerina Lwowna jedoch war nicht imstande, auch nur eine einzige Minute ohne ihren Sergej weiterzu-

leben. Ihre Natur war aufgewacht und strömte plötzlich in ihrer ganzen Breite dahin, so daß niemand sie zu hemmen vermochte. Sie erkundete, wo Sergej war, sprach durch die eiserne Tür mit ihm und eilte davon, um den Schlüssel zu suchen. Sie ging zu ihrem Schwiegervater. „Laß Sergej heraus, Väterchen!“ sagte sie.

Der Greis wurde ganz grün vor Wut. Solch schamlose Frechheit hatte er von der Sünderin, die bisher stets eine gehorsame Ehefrau gewesen war, nicht erwartet.

„So eine bist du also!“ schimpfte er auf Katerina Lwowna los.

„Laß ihn heraus!“ sagte sie, „ich versichere dir bei meinem Gewissen, daß noch nichts Schlimmes zwischen uns vorgefallen ist!“

„So, nichts Schlimmes?“ rief er und knirschte mit den Zähnen vor Wut. „Und womit habt ihr euch denn nachts beschäftigt? Die Kissen des Mannes ausgeklopft?“

Die Frau verharrte jedoch bei ihrem Verlangen: ‚Laß ihn heraus, laß ihn heraus!‘

„Wenn die Sache so steht, dann blüht dir nur das eine“, sagte Boris Timofejitsch. „Sobald dein Mann zurückkommt, werden wir dich ehrenhafte Frau eigenhändig im Pferdestall auspeitschen, und ihn, diesen Schurken, lasse ich morgen ins Gefängnis abführen.“

Das war Timofejitsch letztes Wort. Doch sollte es keine lange Gültigkeit haben.

5

Zur Nacht aß Boris Timofejitsch Pilze mit Grützsuppe. Bald danach bekam er Sodbrennen. Plötzlich griff er nach der Herzgrube, und schreckliches Erbrechen stellte sich ein. Gegen Morgen starb er. Genau wie die Ratten in seinen Speichern starben, für die Katerina Lwowna immer eigenhändig eine besondere Speise mit einem ihrer Obhut anvertrauten gefährlichen weißen Pulver zubereitete.

Katerina Lwowna erlöste ihren Sergej aus dem Steinverließ, in das ihn der Schwiegervater eingeschlossen hatte, und legte ihn ohne jede Scheu vor den Blicken der Leute in das Bett ihres Mannes, damit er sich von den Schlägen des Schwiegervaters erholen konnte. Der Schwiegervater Boris Timofejitsch wurde, ohne daß jemand Verdacht schöpfte, nach Christenart bestattet. Es kam niemandem auch nur in den Sinn, daß er eines unnatürlichen Todes gestorben wäre. Boris Timofejitsch war eben nach dem Genuß von Pilzen gestorben, wie viele Leute danach sterben. Man begrub Boris Timofejitsch so schnell, daß man nicht einmal die Ankunft seines Sohnes abwartete, denn es war sehr heißes Wetter. Zudem hatte der Bote Sinowij Borisytsch auf der Mühle gar nicht angetroffen. Es war ihm zufällig ein ungefähr hundert Werst entfernter Wald zu einem billigen Preise zum Kauf angeboten worden, und der Kaufmann war hingefahren, ohne jemandem das Ziel seiner Reise anzugeben.

Nachdem Katerina Lwowna diese Angelegenheit in Ordnung gebracht hatte, ging sie erst ganz aus sich heraus. Sie war auch vorher keine scheue und verschüchterte Frau gewesen, aber jetzt vermochte niemand mehr zu erraten, was sie eigentlich plante. Sie stolzierte im Hause herum, gab alle Anweisungen und ließ Sergej nicht von ihrer Seite. Als man sich darüber zu wundern begann, verstand es Katerina Lwowna, jeden mit ihrer freigebigen Hand zu beschwichtigen, so daß die Verwunderung mit einem Male verging. Man begriff: ‚Die Herrin hat mit Sergej ein Techtelmechtel, weiter nichts. Es ist ihre Sache, sie wird es auch verantworten.'

Inzwischen war Sergej wieder hergestellt. Er reckte und streckte sich und scharwenzelte keck und kühn wie ein lebendiger Falke um Katerina Lwowna herum. Und abermals hub ihr verliebtes Leben an. Doch die Zeit rollte nicht nur für sie weiter, auch für den betrogenen Gatten Sinowij Borisytsch rückte die Stunde näher, wo er nach langer Trennung wieder zu Hause eintreffen sollte. Er befand sich schon auf dem Heimweg.

6

Es war nach dem Mittagessen. Der Tag war glühend heiß; die geschwinden Fliegen wurden zu einer unerträglichen Plage. Katerina Lwowna schloß die Läden des Schlafzimmerfensters und hängte von innen noch ein wollenes Tuch davor. Dann legte sie sich neben Sergej in das hohe Kaufmannsbett, um auszuruhen. Katerina Lwowna schlief nicht und war

auch nicht wach, es war ihr drückend heiß, das Gesicht war wie in Schweiß gebadet, und ihr Atem ging heiß und schwer. Katerina Lwowna hatte das Gefühl, als ob es Zeit zum Aufstehen sei, und daß sie in den Garten gehen müsse, um Tee zu trinken, allein sie war nicht imstande aufzustehn. Schließlich kam die Köchin, pochte an die Tür und sagte: „Der Samowar unter dem Apfelbaum erlischt!“ Katerina Lwowna richtete sich mühselig in die Höhe und erblickte zwischen sich und Sergej einen Kater, ein prachtvolles, graues, erwachsenes, dickes, dickes Tier; sein Schnurrbart war so groß wie der des Amtmanns. Katerina Lwowna begann den Kater zu liebkosen und kraulte sein buschiges Fell; der Kater kroch an ihr empor, stieß mit seiner platten Schnauze gegen ihren prallen Busen und schnurrte dabei so leise und zart, als ob er ihr ein Liebesliedchen sänge. ‚Wie ist denn der Kater hier hereingekommen?‘ dachte Katerina Lwowna. ‚Ich habe dort auf dem Fenster Sahne stehen, der Spitzbube will sie gewiß ausschlecken. Man muß ihn fortjagen.‘ Sie wollte den Kater packen und hinauswerfen, doch er zerrann wie ein Nebelhauch zwischen ihren Fingern. ‚Woher kann denn nur der Kater gekommen sein?‘ überlegte Katerina Lwowna in ihrem wirren Fiebertraum. ‚In unserem Schlafzimmer ist doch noch niemals ein Kater gewesen, und was sich nun für einer eingeschlichen hat!‘ Abermals versuchte sie, den Kater mit der Hand zu ergreifen, allein sie bekam ihn wieder nicht zu fassen. ‚Ja, was ist denn das? Ist denn das

ein richtiger Kater?‘ dachte Katerina Lwowna. Entsetzen packte sie plötzlich, das Traum und Schlaf verscheuchte. Katerina Lwowna schaute sich im Schlafzimmer um. Es war kein Kater zu sehen. Nur der hübsche Sergej lag neben ihr und preßte mit seiner mächtigen Hand ihre Brust an sein glühendes Gesicht.

Katerina Lwowna stand auf, setzte sich auf den Bettrand und überhäufte Sergej mit leisen Küssen und Liebkosungen. Dann brachte sie die zerwühlten Kissen wieder in Ordnung und ging in den Garten hinunter, um Tee zu trinken. Die Sonne war schon tief hinabgegangen, und auf die durchglühte Erde sank eine wundervolle, zauberische Nacht hernieder.

„Ich habe mich verschlafen“, sagte Katerina Lwowna zu Aksinja und setzte sich auf den Teppich unter dem blühenden Apfelbaum, um Tee zu trinken. „Was hat das zu bedeuten, Aksinjuschka?“ forschte sie die Köchin aus, während sie mit dem Teetuch eine Untertasse auswischte.

„Was, Mütterchen?“

„Ein Kater kam zu mir herangekrochen; aber ich habe es nicht geträumt, sondern ich sah ihn leibhaftig vor mir.“

„Ach, was Sie nicht sagen!“

„Wirklich, ein Kater kroch an mir herauf.“

Katerina Lwowna erzählte, wie es der Kater gemacht hatte.

„Warum mußtest du ihn auch liebkosen!“

„Ach geh! Ich weiß selbst nicht, warum ich ihn gekrault habe.“

„Sonderbar, in der Tat!“ rief die Köchin aus.

„Ja, ich muß mich selbst sehr darüber wundern.“

„Es bedeutet unbedingt etwas in der Art, daß jemand was gegen dich im Schilde führt, oder daß sonst etwas Übles passiert.“

„Aber was?“

„Was es ist, meine Liebe, das wird dir kaum jemand erklären können, aber etwas wird unbedingt passieren.“

„Zuerst habe ich immerzu den Mond im Traum gesehen und dann diesen Kater“, fuhr Katerina Lwowna fort.

„Der Mond bedeutet ein Kind.“

Katerina Lwowna errötete.

„Soll ich nicht Sergej zu deiner Gnaden herschicken?“ forschte Aksinja und versuchte sich mit dieser Frage in das Vertrauen ihrer Herrin zu schmeicheln.

„Warum nicht,“ antwortete Katerina Lwowna, „du hast recht, geh und schicke ihn her. Ich will ihm eine Tasse Tee zu trinken geben.“

„Das meine ich auch, soll er herkommen“, entschied Aksinja und watschelte wie eine Ente zur Gartenpforte.

Katerina Lwowna erzählte auch Sergej von dem Kater.

„Bloß eine Einbildung!“ meinte Sergej.

„Aber warum habe ich denn früher nie solche Phantasie gehabt, Serjoscha?“

„Früher war vieles nicht. Früher habe ich dich nur mit den Augen verschlungen und nach dir geschmachtet, doch heute besitze ich deinen ganzen weißen Leib.“

Sergej umfing Katerina Lwowna, wirbelte sie in der Luft herum und warf sie scherzend auf den buschigen Teppich.

„Ach, mir ist ganz schwindelig geworden!“ rief Katerina Lwowna. „Serjoscha, komm doch her, setze dich zu mir“, forderte sie ihn auf und dehnte sich wollüstig, wobei die ganze Pracht ihrer üppigen Glieder zur Geltung kam.

Der Bursche bückte sich, trat unter den mit weißen Blüten übersäten niedrigen Apfelbaum und setzte sich auf den Teppich zu Füßen Katerina Lwownas nieder.

„Du schmachtetest also nach mir, Serjoscha?“

„Wie denn nicht.“

„Erzähle mir doch, wie das war.“

„Was gibt's da zu erzählen? Kann man denn erklären, wie man schmachtet. Ich hatte Sehnsucht.“

„Warum habe ich denn nicht gefühlt, daß du dich nach mir sehntest, Serjoscha? Es heißt doch, man soll das fühlen.“

Sergej schwieg.

„Warum hast du dann so fröhlich gesungen, wenn du Sehnsucht nach mir hattest? Ich habe dich auf der Galerie doch immer singen hören“, fragte Katerina Lwowna mit zärtlicher Stimme weiter.

„Was macht es denn, daß ich sang? Eine Mücke singt ihr ganzes Leben lang und auch nicht immer vor Freude“, antwortete Sergej trocken.

Eine Pause trat ein. Katerina Lwowna war von diesen Bekenntnissen Sergejs voller Glückseligkeit und Jubel.

Sie hätte gern weitergeplaudert, doch Sergej machte ein mürrisches Gesicht und schwieg.

„Sieh doch das Paradies um uns, Serjoscha", rief Katerina Lwowna und blickte durch das sie überschattende dichte Zweigicht des blühenden Apfelbaumes zum klaren, schwarzblauen Himmel empor, wo blank und voll der Mond stand.

Das durch die Blätter und Zweige des Apfelbaumes fallende Mondlicht huschte in seltsamen, hellen Flecken über das Gesicht und die ganze Gestalt Katerina Lwownas, die lang ausgestreckt dalag. Die Luft war still und ruhig. Nur ein leichter, warmer Windhauch setzte die verschlafenen Blätter in kaum merkbare Schwingung und trug den milden Duft blühender Gräser und Bäume herbei. In der Luft lag etwas Verzehrendes, das zu süßem Nichtstun, Zärtlichkeiten und dunklem Verlangen aufforderte.

Da Katerina Lwowna abermals keine Antwort erhielt, sagte sie nichts mehr, sondern blickte nur durch die blaßrosa farbenen Apfelblüten zum Himmel empor. Sergej schwieg ebenfalls. Doch aus einem andern Grunde; der Himmel flößte ihm kein Interesse ein. Er hatte mit beiden Armen seine Knie umspannt und betrachtete angelegentlich seine Stiefel.

Goldne Nacht! Voll Stille, Licht und Duft, fruchtbare, Leben schaffende warme Nacht! Aus der Ferne, jenseits der Schlucht hinter dem Garten, tönt ein Lied herüber. In der dichten Hecke aus Faulbaumsträuchern schmettert und schlägt eine Nachtigall mit lauter Stimme. Im Nistkasten an der hohen Stange

zwitschert eine Wachtel im Schlaf, und hinter der Wand des Pferdestalles seufzt sehnsüchtig das wohlgenährte Pferd. Über den Anger, der sich um die Gartenhecke zieht, rast lautlos eine ausgelassene Schar Hunde, um in dem undurchdringlich schwarzen Schatten der verfallenen, alten Salzspeicher zu verschwinden.

Katerina Lwowna richtete sich auf und stützte sich auf den Ellenbogen. Ihre Blicke glitten über das hohe Gartengras hin. Es war, als ob das Gras mit dem schimmernden Mondlicht spiele, das von Blüten und Blättern tropfte. Die seltsam schwankenden, lichten Flecke hüllten die Wiese schier in Gold und huschten und zitterten gleich lebendigen leuchtenden Faltern über das Gras hin. Es schien, als ob die Grasfläche unter den Bäumen von einem Netz aus Mondesstrahlen umsponnen langsam hin und her schwankte.

„Ach, Serjoschetschka, sieh doch, welche Pracht!“ rief Katerina Lwowna aus und schaute sich um.

Sergej ließ seine Blicke gleichgültig durch den Garten schweifen.

„Warum bist du denn so unfroh, Serjoscha? Bist du meiner Liebe gar schon überdrüssig?“

„Was du nur schwätzest“, gab Sergej trocken zur Antwort, beugte sich hinunter und küßte Katerina Lwowna träge auf den Mund.

„Serjoscha, du Treuloser,“ sagte Katerina Lwowna eifersüchtig, „du Unbeständiger!“

„Diese Worte treffen mich auch nicht soviel!“ antwortete Sergej mit ruhiger Stimme.

„Warum küssest du mich dann so?“

Sergej versank in Schweigen.

„Nur Ehemänner küssen ihre Frauen so,“ fuhr Katerina Lwowna fort und spielte mit seinen Locken, „als ob sie einander bloß den Staub von den Lippen wischten. Du aber sollst mich küssen, daß vom Apfelbaume über uns die jungen Blüten zu Boden fallen.“

„So, hörst du, so!“ flüsterte Katerina Lwowna, umschlang ihren Geliebten und küßte ihn mit leidenschaftlichem Verlangen.

„Hör zu, Serjoscha, was ich dich fragen werde“, begann Katerina Lwowna nach einer Weile von neuem. „Warum sagen alle einstimmig, daß du keiner treu seist?“

„Wer spricht so von mir?“

„Nun, die Leute.“

„Vielleicht weil ich denen untreu wurde, die meine Liebe nicht verdienten.“

„Und warum hast du Dummkopf mit solchen Unwürdigen dich eingelassen? Mit einer Unwürdigen darf man kein Liebesverhältnis haben.“

„Rede nur! Hat denn mit dieser Sache der Verstand etwas zu tun? Hier ist nur die Verlockung wirksam. Man hat mit einer ohne jede besondere Absicht das Gebot übertreten, und schon hängt sie sich dir an den Hals. Das soll Liebe sein?“

„Höre, Serjoscha! Ich weiß nicht, wie die andern waren, und will auch nichts davon wissen. Ich meine nur, du hast mich zu dieser unserer Liebschaft selbst verlockt, und du weißt selbst, daß mich nicht nur mein

Verlangen, sondern auch deine List dazu brachte. Wenn du mich aber betrügst, Serjoscha, wenn du mir aus irgendeinem Grunde um einer anderen willen untreu wirst, so sage ich dir, daß ich mich — verzeih mir, mein Herzensfreund — nicht lebendig von dir trennen werde."

Sergej schrak zusammen.

„Aber Katerina Lwowna, du mein klares Licht!" rief er. „Du mußt doch einsehen, wie meine Sache mit dir steht. Du merkst wohl, daß ich heute nachdenklich bin, überlegst aber nicht, was mich nachdenklich machen könnte. Mir ist, als ob mein Herz in geronnenem Blut ersticke."

„Sage mir, was dich bekümmert, Serjoscha, sag es mir!"

„Was ist da viel zu sagen. Noch einige Stunden, und du dankst deinem Gott, daß dein Mann wieder zurück ist, und dann wird's heißen: Marsch, fort mit dir, Sergej Filippytsch, scher dich zu den Musikanten in den Hinterhof und beobachte hinter der Scheune hervor, wie in Katerina Lwownas Schlafzimmer das Licht brennt, und wie sie die Daunenkissen aufschüttelt und sich mit dem ihr gesetzlich angetrauten Sinowij Borisytsch schlafen legt."

„Das wird nicht geschehen!" meinte Katerina Lwowna mit fröhlicher Stimme und machte eine energische Handbewegung.

„Wieso? Ich weiß nur, daß es anders ganz unmöglich sein wird. Aber ich habe auch ein Herz, Katerina Lwowna, und fühle seine Qualen."

„Jetzt ist's genug, hör auf!“

Sergejs Eifersucht war Katerina Lwowna angenehm, sie lachte hell auf und überschüttete ihn von neuem mit Küssen.

„Und wenn ich es auch zehnmal hin und her überlege,“ fuhr Sergej fort und befreite seinen Kopf behutsam aus den bis zur Schulter nackten Armen Katerina Lwownas, so läßt mich meine ganz unbedeutende, nichtige Stellung doch immer wieder zu demselben Schluß kommen. Wäre ich Ihresgleichen, sage ich mir, wäre ich ein Herr oder Kaufmann, Katerina Lwowna, ich würde mich nie von Ihnen trennen. Aber urteilen Sie doch selbst, was ich für eine Stellung in Ihrem Hause einnehme. Ich werde mit ansehen müssen, wie man Ihre weißen Händchen nimmt und Sie ins Schlafgemach führt, und mein Herz ist gezwungen, all dies zu leiden. Muß ich da nicht vor mir selbst mein Lebenlang als ein tief verächtlicher Mensch erscheinen, Katerina Lwowna? Ich bin doch nicht wie die anderen, denen alles gleich ist, wenn sie nur Vergnügen von der Frau haben. Ich fühle, was Liebe ist und wie sie gleich einer schwarzen Schlange mein Herz aussaugt . . .“

„Warum sprichst du heute die ganze Zeit nur von diesen Dingen?“ unterbrach ihn Katerina Lwowna.

Sergej begann ihr leid zu tun.

„Katerina Lwowna! Wie soll ich nicht davon sprechen? Ich muß darüber reden! Es ist doch möglich, daß man ihm bereits alles geoffenbart und geschrieben hat, es ist doch also möglich, daß nicht erst in langer

Zeit, sondern morgen um diese Stunde schon von deinem Sergej auf diesem Hofe nichts mehr zu sehen noch zu hören sein wird!“

„Nein, nein, sprich nicht davon, Serjoscha! Es wird um nichts in der Welt geschehen, daß ich ohne dich hier bleibe“, beruhigte ihn Katerina Lwowna immer mit denselben Liebkosungen. „Wenn etwas passieren sollte, wird entweder er oder ich das Leben lassen, doch du wirst bei mir sein.“

„Das kann niemand wissen, Katerina Lwowna,“ antwortete Sergej und wiegte traurig und bekümmert seinen Kopf hin und her. „Ich werde um dieser Liebe willen meines Lebens nicht froh. Wenn der Gegenstand meiner Liebe nicht so weit über mir stünde, wollte ich's wohl zufrieden sein. Aber können Sie denn mein Lebenlang meine Geliebte sein? Das wäre doch eine Schmach für Sie! Nein, ich möchte vor dem heiligen Altar des ewigen Gottes die Gewißheit erhalten, daß ich Ihr Mann bin. Wenn ich mich zwar auch immer für geringer als Sie halten würde, so könnte ich doch zumindest vor aller Augen dartun, wie sehr ich durch meine Ehrerbietung die Achtung meiner Frau verdiene ...“

Katerina Lwowna war von diesen Worten Sergejs, von seiner Eifersucht und seinem Wunsch, sie zu heiraten, wie berauscht, ein Wunsch, der jeder Frau angenehm ist, wenn sie mit dem Manne vor der Hochzeit ein auch noch so kurzes Verhältnis gehabt hat. Katerina Lwowna war jetzt bereit, für Sergej ins Feuer und Wasser, ins Gefängnis zu gehen, sich kreu-

zigen zu lassen. Er hatte sie so verliebt in sich gemacht, daß ihre Ergebenheit für ihn keine Grenzen mehr hatte. Sie war von ihrem Glück wie von Sinnen. Ihr Blut kochte. Sie wollte nichts mehr hören. Schnell preßte sie ihre Hand auf Sergejs Lippen, drückte seinen Kopf an ihre Brust und sagte: „Ich weiß schon, wie ich dich auch zum Kaufmann machen werde und mit dir in gesetzlicher Ehe leben kann. Aber solange die Sache noch nicht soweit ist, mache mich nicht unnütz traurig."

Und abermals küßten und liebkosten sie sich.

Der alte Gehilfe, der in der Scheune schlief, hörte trotz seinem festen Schlaf in der Stille der Nacht bald Flüstern und leises Kichern, als ob übermütige Kinder beratschlagten, wie sie dem schwachen Alter einen Streich spielen könnten, bald lautes, fröhliches Lachen, als ob die Seenixen mit jemand schäkerten. All das kam von Katerina Lwowna, die vom Mondschein umflutet mit dem jungen Gehilfen ihres Mannes ausgelassen tollte und sich auf dem weichen Teppich wälzte. Der buschige Apfelbaum überschüttete sie mit weißen, frischen Blüten. Doch auch dies nahm ein Ende. Die kurze Sommernacht ging vorüber, der Mond verbarg sich hinter den steilen Dächern der hohen Speicher und blickte mit immer matterem Schein schräg zur Erde nieder. Vom Küchendach herab ertönte ein durchdringendes Katzenduett; dann vernahm man ein Zischen, ein böses Fauchen, und gleich danach rollte ein Knäuel von zwei oder drei Katern lärmend den an das Dach geschichteten Bretterhaufen herab. „Gehen

wir schlafen!“ sagte Katerina Lwowna langsam, erhob sich wie zerschlagen vom Teppich und ging, wie sie dagelegen hatte, nur mit dem Hemd und einem weißen Unterrock bekleidet, durch den stillen, totenstillen Hof ins Haus zurück, während ihr Sergej den Teppich nachtrug und die Bluse, die sie während des ausgelassenen Spiels abgeworfen hatte.

7

Kaum hatte Katerina Lwowna die Kerze ausgeblasen und sich völlig entkleidet in das weiche Daunenbett gelegt, als sich der Schlaf wie eine schwere Last über sie senkte. Nach den ausgelassenen, tollen Spielen schlief Katerina Lwowna so fest, daß ihr Arme und Beine wie abgestorben waren. Dennoch hörte sie trotz ihrem festen Schlaf, wie sich abermals die Tür öffnete und der gleiche Kater wie gestern schwer aufs Bett niederfiel.

‚Das mit dem Kater ist doch wahrlich eine Strafe!‘ fuhr es der müden Katerina Lwowna durch den Sinn. ‚Obwohl ich heute absichtlich die Tür eigenhändig verschlossen und auch das Fenster zugemacht habe, ist er wieder da. Ich will ihn gleich hinauswerfen!‘ Katerina Lwowna machte den Versuch aufzustehen, allein ihre schlafschweren Arme und Beine gehorchten ihr nicht. Und der Kater kroch an ihr entlang und schnurrte so eigentümlich, als ob er mit Menschenstimme spräche. Katerina Lwowna hatte das Gefühl, als ob ihr ganzer Körper von Ameisen wimmele.

‚Nein,‘ dachte sie, ‚hier hilft nichts anderes. Ich

muß morgen das Bett unbedingt mit Weihwasser bespritzen, sonst kann ich diesen unheimlichen Kater nicht loswerden.‘

Doch der Kater machte dicht neben ihrem Ohr nach wie vor sein Schnurr-Murr, stieß sie mit der Schnauze und fing plötzlich an zu sprechen: ‚Wieso bin ich denn ein Kater? Aus welchem Grund? Du dünkst dich sehr klug, Katerina Lwowna, und meinst, ich sei ein richtiger Kater. Du irrst, ich bin der wohlbestallte Kaufmann Boris Timofejitsch. Ich habe nur deshalb ein so schlechtes Aussehen bekommen, weil alle meine Eingeweide von der Bewirtung meiner Schwiegertochter geplatzt sind. Darum‘, schnurrte er, ‚bin ich jetzt so unscheinbar geworden und komme nur dem wie ein Kater vor, der nicht weiß, was ich in Wirklichkeit bin. Nun, was machst du, wie lebst du jetzt, Katerina Lwowna? Sieh mal an, wie getreulich du deine Pflichten als Ehefrau erfüllst! Ich bin eigens vom Kirchhof hergekommen, um mir anzusehen, wie du mit Sergej Filippytsch das Bett deines Mannes wärmst. Schnurr-Murr, ich sehe ja nichts. Habe keine Angst vor mir, denn von deiner Speise, siehst du, sind mir auch die Äuglein ausgelaufen. Schau mir in die Augen, Liebling, fürchte dich nicht!‘

Katerina Lwowna blickte hin und schrie entsetzt auf. Zwischen ihr und Sergej lag abermals der Kater, doch sein Kopf war das leibhaftige Haupt Boris Timofejitschs in seiner ganzen Größe, so wie er auf dem Totenbett ausgesehen hatte, doch an Stelle der Augen sah sie feurige Kreise, die sich, jeder nach

einer anderen Seite, ohne Unterlaß drehten und drehten.

Sergej wachte auf, beruhigte Katerina Lwowna und schlief wieder ein. Allein ihr war der Schlaf vergangen, und das zur rechten Zeit! Wie sie so mit offenen Augen dalag, hörte sie plötzlich, daß jemand leise über das Hoftor kletterte. Die Hunde schossen heran, wurden jedoch sogleich still; offenbar begannen sie zu schmeicheln. Einen Augenblick später kreischte unten der eiserne Sperrhaken, und die Tür wurde geöffnet. ‚Entweder höre ich wieder alles im Traum, oder mein Sinowij Borisytsch ist zurückgekommen, denn die Tür ist mit seinem Reserveschlüssel geöffnet worden', dachte Katerina Lwowna und stieß schnell Sergej wach.

„Horch, Sergej!" sagte sie, richtete sich auf dem Ellenbogen auf und lauschte.

Tatsächlich kam auf der Treppe, bei jedem Schritt behutsam auftretend, jemand der verschlossenen Schlafzimmertür immer näher.

Katerina Lwowna sprang schnell im bloßen Hemd aus dem Bett und machte das Fenster auf. Gleichzeitig schwang sich der barfüßige Sergej auf die Galerie hinaus und umklammerte mit den Füßen den Pfosten, an dem er nicht zum ersten Male aus dem Schlafzimmer seiner Herrin hinausgeglitten war.

„Nein, nicht nötig, nicht nötig! Leg dich hier hin... entferne dich nicht zu weit!" flüsterte Katerina Lwowna und warf Sergejs Schuhzeug und Kleider zu ihm hinaus. Dann schlüpfte sie wieder unter die Bettdecke und wartete.

Sergej gehorchte Katerina Lwowna. Er rutschte nicht den Pfosten hinab, sondern kauerte sich auf der Galerie unter dem Fenstersims nieder.

Katerina Lwowna hörte inzwischen, wie ihr Mann zur Tür kam und mit angehaltenem Atem lauschte. Sie vernahm sogar das laute Pochen seines von Eifersucht erfüllten Herzens; doch in Katerina Lwowna stieg kein Mitleid, sondern ein böses Lachen auf.

‚Suche du nur den gestrigen Tag!' dachte sie lächelnd und atmete ruhig wie ein unschuldiges Kind.

Das dauerte ungefähr zehn Minuten. Schließlich wurde es Sinowij Borissytsch langweilig, vor der Tür zu stehen und auf die ruhigen Atemzüge seiner Frau zu lauschen. Er klopfte.

„Wer ist da?" fragte Katerina Lwowna, nicht ganz unvermittelt und mit scheinbar verschlafener Stimme.

„Wir!" ließ sich Sinowij Borissytsch vernehmen.

„Du, Sinowij Borissytsch?"

„Nun ja, du hörst es doch!"

Katerina Lwowna sprang so wie sie war, nur im Hemd, zur Tür, ließ ihren Mann in die Stube und schlüpfte dann wieder in ihr warmes Bett.

„Vor Sonnenaufgang ist es immer so frisch", meinte sie und wickelte sich in ihre Decke.

Sinowij Borissytsch trat ein, sah sich um, betete, zündete eine Kerze an und schaute sich noch einmal rings um.

„Wie geht's, wie steht's?" fragte er.

„Wie immer!" antwortete Katerina Lwowna, stand

auf und zog sich ihre weit ausgeschnittene Kattunjacke an.

„Soll ich den Samowar aufstellen?“ fragte sie.

„Nicht doch, rufe nur Aksinja, die mag ihn aufstellen!“

Katerina Lwowna schlüpfte mit den nackten Füßen in ihre Hausschuhe und eilte hinaus. Sie kam fast eine halbe Stunde nicht wieder. Sie hatte unterdessen selbst den Samowar angefacht und sich leise zu Sergej auf die Galerie hinausgeschlichen.

„Bleibe hier sitzen“, hatte sie zu ihm geflüstert.

„Wie lange denn noch?“ hatte Serjoscha flüsternd gefragt.

„Sei doch nicht so schwer von Begriff! Bleib sitzen, bis ich dich rufe!“

Und Katerina Lwowna hatte ihn auf den alten Fleck niedergedrückt. Sergej vermochte von seinem Platze auf der Galerie alles zu hören, was im Schlafzimmer vor sich ging. Er vernahm, wie abermals die Tür aufgeklinkt wurde und Katerina Lwowna wieder zu ihrem Manne zurückkam. Er hörte alles, Wort für Wort.

„Wo warst du denn solange?“ fragte Sinowij Borisytsch seine Frau.

„Ich habe den Samowar aufgestellt“, gab sie ruhig zur Antwort.

Eine Pause trat ein. Sergej hörte, wie Sinowij Borisytsch seinen Rock an einen Haken hängte; dann wusch er sich, wobei er schnaufte und das Wasser nach allen Seiten hin verspritzte. Nun verlangte er das Handtuch, und sie begannen abermals zu sprechen.

„Wie habt ihr denn das Väterchen zu Grabe gebracht?“ erkundigte sich der Mann.

„Halt so,“ sagte die Frau, „er starb und wurde beerdigt.“

„Eine eigentümliche Sache!“

„Weiß Gott!“ antwortete Katerina Lwowna und klapperte mit den Tassen.

Sinowij Borisytsch schritt bekümmert durchs Zimmer.

„Nun, und wie hast du deine Zeit verbracht?“ fragte von neuem Sinowij Borisytsch seine Frau.

„Unsere Freuden sind ja jedermann bekannt: wir besuchen keine Bälle und fahren ebensowenig ins Theater.“

„Offenbar erfreut dich die Ankunft deines Mannes auch nicht besonders“, meinte Sinowij Borisytsch und blickte von der Seite nach ihr hin.

„Wir sind doch beide nicht mehr so jung, daß wir aus dem Häuschen geraten, wenn wir uns wiedersehen. Wo soll ich denn auch noch die Freude hernehmen, wenn ich andauernd umherlaufe und wirtschafte, um dich zufriedenzustellen!“

Katerina Lwowna, eilte wieder hinaus, um den Samowar zu holen. Bei dieser Gelegenheit sprang sie abermals auf einen Augenblick zu Sergej hinaus, zupfte ihn und mahnte: „Schlaf nicht ein, Serjoscha!“

Sergej wußte nicht, wohin das alles führen würde, blieb jedoch in Bereitschaft.

Als Katerina Lwowna zurückkehrte, kniete Sinowij

Borissytsch auf seinem Bett und hängte seine silberne Uhr mit der Perlenschnur an der Wand überm Kopfkissen auf.

„Warum hast du denn das Bett für zweie aufgedeckt, obwohl du allein warst, Katerina Lwowna?“ fragte er sie plötzlich spitzfindig.

„Ich habe dich die ganze Zeit erwartet“, erwiderte Katerina Lwowna und sah ihn ruhig an.

„Meinen verbindlichsten Dank dafür ... aber wie kommt denn dieses Ding hier in dein Bett?“

Sinowij Borissytsch zog den kleinen wollenen Gürtel Sergejs aus Katerina Lwownas Bett, faßte ihn an einem Ende an und hielt ihn der Frau vor die Augen.

Ohne sich zu besinnen gab Katerina Lwowna zur Antwort: „Ich habe ihn im Garten gefunden und mir den Rock damit hochgebunden.“

„Jawohl!“ stieß Sinowij Borissytsch mit ganz besonderer Betonung hervor, „von deinen Röcken haben wir auch allerlei gehört!“

„Was denn?“

„Du scheinst ja nette Sachen gemacht zu haben!“

„Ich weiß von nichts.“

„Nun, das werden wir schon herauskriegen, wir werden alles herauskriegen,“ versetzte Sinowij Borissytsch und schob seiner Frau die leere Tasse hin.

Katerina Lwowna schwieg.

„Ich werde alles ans Licht bringen, was du angestellt hast, Katerina Lwowna!“ sagte Sinowij Borissytsch nach einer langen Pause und blickte mit gerunzelten Augenbrauen nach seiner Frau hin.

„Deine Katerina Lwowna hat keine Angst. Sie fürchtet sich auch nicht soviel davor!“ entgegnete diese.

„Was! Was!“ rief Sinowij Borisytsch mit erhobener Stimme.

„Nichts, ist schon vorbei!“ sagte sie.

„Sieh mal einer an! Du scheinst mir ja inzwischen recht redselig geworden zu sein!“

„Warum soll ich denn immerzu den Mund halten?“ erwiderte Katerina Lwowna.

„Du hättest dich mehr in acht nehmen sollen!“

„Habe gar keine Ursache dazu. Wenn dir jemand die Ohren mit Verleumdungen vollbläst, muß ich wohl jeden Schimpf ruhig hinnehmen? Das wäre ja was ganz Neues!“

„Von Verleumdungen ist keine Rede. Aber hier wird man wohl auch über deine Liebschaften genau Bescheid wissen!“

„Von welchen Liebschaften denn?“ rief Katerina Lwowna mit ungeheuchelter Empörung.

„Ich weiß schon welche!“

„Wenn du das weißt, dann drücke dich klarer aus!“

Sinowij Borisytsch schwieg und schob seiner Frau abermals die leere Tasse hin.

„Da sieht man's ja, er weiß nicht, was er sagen soll“, meinte Katerina Lwowna verächtlich und warf zornig den Löffel auf die Untertasse ihres Mannes. „Nun, nenne doch den Namen, den man dir gesagt hat! Wer soll denn mein Liebhaber sein?“

„Nur nicht so eilig, du wirst es schon erfahren!“

„Man hat dir wohl was von Sergej vorgeschwatzt, he?“

„Du wirst es schon erfahren, du wirst es schon erfahren, Katerina Lwowna. Noch hat mir keiner die Macht über dich genommen und kann sie mir auch keiner nehmen... Gestehe selbst...“

„Uuuh! das kann ich nicht mehr aushalten“, schrie Katerina Lwowna, wurde bleich wie ein Linnen und sprang plötzlich zähneknirschend zur Tür hinaus.

„Da ist er!“ rief sie nach einigen Sekunden und führte Sergej am Ärmel ins Zimmer. „Jetzt frage ihn und mich, was du weißt. Vielleicht erfährst du noch mehr als dir lieb ist!“

Sinowij Borisytsch konnte sich gar nicht zurechtfinden. Er starrte bald auf den an der Schwelle stehenden Sergej, bald auf seine Frau, die mit gefalteten Händen seelenruhig auf dem Bettrand saß. Er begriff nicht, wo das hinausführen sollte.

„Was tust du, Schlange?“ begann er mühsam, ohne sich vom Sessel zu erheben.

„Erkundige dich nach allem, was du so gut weißt“, erwiderte Katerina Lwowna frech. „Du gedachtest, mich mit Schlägen einzuschüchtern,“ fuhr sie mit einem vielbedeutenden Blinzeln fort, „aber soweit wird es niemals kommen. Was ich jedoch schon lange vor deinen Drohungen mit dir machen wollte, das werde ich jetzt tun!“

„Was soll das heißen? Hinaus!“ schrie Sinowij Borisytsch Sergej zu.

„Warum nicht gar!“ forderte ihn Katerina Lwowna

spöttisch heraus. Sie schloß geschwind die Tür zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und setzte sich in ihrer vorn weit auseinanderklaffenden Jacke wieder auf den Bettrand.

„Jetzt komm her, Serjoschetschka, komm zu mir, mein Täubchen!“ forderte sie mit girrender Stimme den Gehilfen auf.

Sergej warf die Locken zurück und setzte sich dreist neben die Herrin!

„Herr mein Gott! Was ist denn das? Warum denn das, ihr Teufel!“ schrie Sinowij Borisytsch und erhob sich purpurrot aus dem Sessel.

„Was, ist er nicht lieb? Sieh doch, sieh doch, mein lichter Falke, wie wunderschön das ist!“

Katerina Lwowna lachte auf und überschüttete Sergej vor den Augen ihres Mannes mit leidenschaftlichen Küssen.

In diesem Augenblick brannte eine betäubende Ohrfeige auf ihrer Wange, und Sinowij Borisytsch stürzte ans offene Fenster.

8

„Naah soo! Nun danke schön, mein lieber Freund! Darauf habe ich bloß gewartet!“ schrie Katerina Lwowna. „Jetzt, paß' auf, soll's nicht mehr nach meinem Willen und nicht mehr nach deinem Willen gehn ...“

Mit einem Ruck stieß sie Sergej von sich und stürzte blitzschnell ihrem Manne nach. Bevor es Sinowij Borisytsch gelungen war, das Fenster zu erreichen, packte sie ihn von hinten mit ihren langen Fingern

um die Gurgel und schleuderte ihn wie ein nasses Bündel Hanf zu Boden.

Da Sinowij Borisytsch bei dem schweren Fall mit dem Hinterkopf mit voller Wucht auf dem Boden aufgeschlagen war, kam er völlig von Sinnen. Er hatte um nichts in der Welt eine so schnelle Entscheidung erwartet. Die erste Gewalttätigkeit, die seine Frau gegen ihn anwandte, zeigte ihm, daß sie zu allem entschlossen war, um ihn loszuwerden, und daß seine augenblickliche Lage äußerst gefährlich war. Sinowij Borisytsch kam dies alles in dem Augenblick des Niederstürzens blitzartig zum Bewußtsein. Er schrie nicht, denn er wußte, daß seine Stimme niemandes Ohr erreichen, sondern sein Ende nur noch beschleunigen würde. Er blickte schweigend umher und ließ seine Blicke schließlich mit dem Ausdruck der Wut, des Vorwurfes und des Schmerzes auf seinem Weibe haften, deren dünne Finger sich fest um seine Kehle preßten.

Sinowij Borisytsch wehrte sich nicht. Seine Arme mit den fest zusammengeballten Fäusten lagen ausgestreckt da und bebten krampfhaft. Der eine Arm war vollkommen frei, den andern drückte Katerina Lwowna mit dem Knie auf den Boden.

„Halte ihn!“ flüsterte sie gleichmütig Sergej zu und wandte sich dann wieder ihrem Manne zu.

Sergej setzte sich auf seinen Herrn, preßte dessen Arme mit seinen Knien auf den Boden und wollte eben unter Katerina Lwownas Händen die Kehle packen, als er plötzlich verzweifelt aufschrie. Beim Anblick

seines Beleidigers kochte das Blut in Sinowij Borisytsch, und er nahm seine letzte Kraft zusammen, um sich an ihm zu rächen. Mit einem Ruck riß er sich los, zog seine niedergedrückten Arme unter Sergejs Knien hervor, krallte sich in die schwarzen Locken Sergejs ein und verbiß sich wie ein Tier mit den Zähnen in seiner Kehle. Doch das dauerte nicht lange. Sinowij Borisytsch stöhnte gleich wieder auf und ließ den Kopf hintenüber sinken.

Katerina Lwowna stand bleich, fast ohne Atem, über Mann und Liebhaber gebeugt. In ihrer rechten Hand befand sich ein massiver gegossener Leuchter; sie hatte sein oberes Ende gepackt und mit dem schweren unteren Teil geschlagen. Über Schläfe und Wange Sinowij Borisytschs rieselte ein dünner Streifen blaßroten Blutes.

„Den Popen!“ stöhnte Sinowij Borisytsch dumpf und wandte seinen Kopf voller Ekel so weit als möglich von dem auf ihm hockenden Sergej ab. „Beichten“, sagte er noch undeutlicher. Er zitterte am ganzen Leibe und schielte zu dem unter den Haaren gerinnenden warmen Blut empor.

„Dir wird's auch so gut gehen!“ sagte Katerina Lwowna.

„Nun, machen wir ein Ende mit ihm,“ sagte sie zu Sergej, „drück ihm fest die Gurgel zu.“

Sinowij Borisytsch röchelte.

Katerina Lwowna bückte sich, preßte mit ihren Händen Sergejs Fäuste noch mehr zusammen, die ihres Mannes Kehle umspannten, und legte ihr Ohr

an seine Brust. Nach fünf lautlosen Minuten stand sie auf und sagte: „Genug, er ist erledigt."

Sergej stand ebenfalls auf und holte tief Atem. Sinowij Borisytsch lag mit eingedrückter Kehle und zerschmetterter Schläfe tot vor ihm. Unter der linken Kopfhälfte hatte sich etwas Blut gesammelt; die von Gerinnsel und mit Haaren verklebte Wunde war jedoch inzwischen versiegt.

Sergej trug Sinowij Borisytsch in den Keller unter der steinernen Vorratskammer, wo ihn unlängst der verewigte Boris Timofejitsch eingesperrt hatte. Dann kehrte Sergej wieder in das Obergeschoß zurück. Währenddessen hatte Katerina Lwowna den Ärmel ihrer Jacke aufgestreift und ihren Rock hochgebunden und mit Bastwisch und Seife sorgfältig den Blutfleck abgewaschen, den Sinowij Borisytsch auf dem Fußboden des Schlafzimmers zurückgelassen hatte. Das Wasser im Samowar, aus dem Sinowij Borisytsch mit vergiftetem Tee sein Kaufmannsseelchen gewärmt hatte, war noch nicht kalt geworden, als der Fleck bereits spurlos abgescheuert war.

Katerina Lwowna nahm die kupferne Spülschale und den eingeseiften Bastwisch zur Hand.

„Leuchte!" sagte sie zu Sergej und ging auf die Türe zu. „Halte die Kerze tiefer, tiefer", sagte sie und betrachtete aufmerksam die Dielen, über die Sergej Sinowij Borisytsch in das Kellerloch geschleppt hatte.

Nur an zwei Stellen des gestrichenen Fußbodens waren zwei kirschgroße Blutflecke zu sehen. Katerina

Lwowna rieb sie mit dem Bastwisch auf, und sie verschwanden.

„Siehst du wohl, schleiche nicht wie ein Dieb zu deiner Frau und belauere sie“, stieß Katerina Lwowna hervor, richtete sich hoch auf und warf einen Blick in die Richtung des Kellers.

„Jetzt machen wir Feierabend!“ meinte Sergej und schrak vor dem Klang seiner eigenen Stimme zusammen.

Als sie in das Schlafgemach zurückkehrten, zeichnete sich im Osten ein feiner, roter Streifen der Morgenröte ab, warf einen goldenen Schimmer über das Blütengewand des Apfelbaums und blickte durch die grünen Stäbe des Gartenzaunes in Katerina Lwownas Zimmer. Der alte Verwalter kam in einem leichten Halbpelz, den er über die Schulter geworfen hatte, aus der Scheune und ging gähnend und sich bekreuzend nach der Küche.

Katerina Lwowna zog behutsam an der Schnur des Fensterladens und warf einen durchdringenden Blick auf Sergej, als ob sie sein tiefstes Innere ergründen wollte. „Jetzt bist du also Kaufmann“, sagte sie und legte ihre weißen Hände auf Sergejs Schultern.

Sergej gab keine Antwort.

Seine Lippen bebten, und ein Kälteschauer überlief ihn. An Katerina Lwowna waren nur die Lippen kalt.

Zwei Tage später hatte Sergej dicke Schwielen an den Händen von dem Brecheisen und dem schweren Spaten. Dafür war auch Sinowij Borisytsch in seinem Keller so gut beiseite geräumt, daß ihn bis zum Tage

des Jüngsten Gerichtes kein Mensch außer seiner Witwe und deren Liebhaber hätte finden können.

9

Sergej trug ein rotes Tuch um den Hals und klagte, wo er ging und stand, daß er sich stark erkältet habe und verschleimt sei. Bevor jedoch die von Katerina Lwowmas Ehemann herrührenden Wundmale an Sergejs Hals abgeheilt waren, redeten die Leute schon von Sinowij Borisytschs Verschwinden. Sergej brachte selbst am häufigsten die Sprache darauf. Wenn er nach Feierabend mit den Burschen auf der Bank neben dem Hoftor saß, begann er immer wieder: „Was ist das bloß, Jungens, daß unser Herr noch immer nicht zurückgekommen ist?"

Die Burschen wunderten sich ebenfalls.

Und eines Tages kam die Nachricht von der Mühle, daß der Kaufherr Pferde gemietet habe und schon längst nach Hause gefahren sei. Der Kutscher, der ihn gefahren hatte, sagte, daß Sinowij Borisytsch furchtbar aufgeregt gewesen sei und ihn auf eine ganz seltsame Art entlassen habe. Ungefähr drei Werst vor der Stadt sei er beim Kloster vom Wagen gestiegen, habe sein Bündel genommen und sei davongegangen. Als man dieses vernahm, verwunderten sich alle noch viel mehr.

Sinowij Borisytsch war und blieb verschwunden.

Man stellte Nachforschungen an, entdeckte jedoch nichts. Der Kaufmann war wie ins Wasser gefallen. Aus den Angaben des verhafteten Kutschers erfuhr

man nur, daß der Kaufmann am Flusse unterhalb des Klosters vom Wagen gestiegen und davongegangen sei. Der Fall war nicht aufzuklären. Inzwischen freute sich Katerina Lwowna ihres Lebens und nützte mit Sergej die Freiheit, die ihr das gewonnene Witwentum verschaffte. Man mutmaßte aufs Geratewohl, Sinowij Borisytsch sei hier oder dort, doch der Kaufmann ließ sich nicht wieder sehen, und Katerina Lwowna wußte am besten, daß er nicht mehr imstande war, jemals wieder zurückzukehren.

So verging ein Monat, ein zweiter, ein dritter. Plötzlich fühlte sich Katerina Lwowna schwanger.

„Der Besitz wird unser, Serjoschetschka, ich bekomme einen Erben“, sagte sie zu Sergej. Dann begab sie sich zur Behörde, erklärte, daß sie sich schwanger fühle, klagte, daß das Geschäft nachzulassen beginne, und bat, daß sie als alleinige Inhaberin eingesetzt werde.

Der Handel mußte gefördert werden. Katerina Lwowna war die rechtmäßige Frau ihres Mannes. Schulden waren nicht vorhanden. Man konnte also die Erlaubnis erteilen, daß Katerina Lwowna das Geschäft weiterführte. So geschah es denn auch.

Katerina Lwowna schaltete und waltete nun als unbeschränkte Herrin in ihrem Hause, und Sergej begann man um ihretwillen bereits Sergej Filippytsch zu nennen. Doch plötzlich kam wie aus heiterem Himmel neues Mißgeschick. Der Bürgermeister bekam ein Schreiben aus Liwny, daß Boris Timofejitsch nicht vollkommen mit eigenem Kapital gewirtschaftet habe,

daß er das Vermögen seines minderjährigen Neffen Fjodor Sacharow Ljamin im Geschäft stecken habe, und daß man diese Angelegenheit regeln müsse und nicht den ganzen Besitz Katerina Lwowna übergeben dürfe. Nach Erhalt dieser Nachricht hatte der Bürgermeister eine Unterredung mit Katerina Lwowna. Eine Woche später kam zu allgemeiner Überraschung eine alte Frau mit einem kleinen Jungen aus Liwny zu Katerina Lwowna.

„Ich bin die Base des verstorbenen Boris Timofejitsch“, sagte sie, „und das ist mein Neffe Fjodor Ljamin.“

Katerina Lwowna nahm sie auf.

Sergej, der vom Hofe aus die Ankunft beobachtet und die Art, wie Katerina Lwowna die Ankömmlinge empfing, gesehen hatte, wurde bleich wie ein Leintuch.

„Was hast du?“ fragte ihn die Hausherrin, die seine Leichenbläße bemerkt hatte, als er den Ankömmlingen gefolgt und, nachdem er sie gemustert, im Vorzimmer geblieben war.

„Nichts“, sagte der Bursche und wandte sich vom Vorzimmer dem Flur zu. „Ich meine nur, gescheite Leute, die beiden aus Liwny“, bemerkte er seufzend und schloß die Flurtür hinter sich.

„Was soll nun werden?“ fragte Sergej Filippytsch seine Geliebte, als er nachts mit ihr beim Samowar saß. „Jetzt steht unsere Sache schlecht, Katerina Lwowna; unser Vermögen geht in Trümmer“.

„Warum denn, Serjoscha?“

„Weil jetzt alles auf Teilung geht. Was willst du denn als Besitzerin mit einer leeren Kasse anfangen?"

„Meinst du, daß es für dich nicht langen wird, Serjoscha?"

„Um mich handelt es sich überhaupt nicht. Ich meine nur, wir werden kein Glück mehr haben."

„Wieso? Warum sollten wir kein Glück mehr haben, Serjoscha?"

„Weil ich aus Liebe zu dir gewünscht hätte, dich als eine wirkliche Dame zu sehen, Katerina Lwowna, und nicht so, wie du bisher gelebt hast", gab Sergej Filippytsch zur Antwort. „Und nun wird es gerade umgekehrt. Wir müssen bei dem verringerten Vermögen sogar noch armseliger leben als früher."

„Aber ich brauche doch gar nicht wie eine Dame zu leben, Serjoschetschka."

„Mag sein, Katerina Lwowna, daß du kein Interesse daran hast, doch für mich, der ich dich so tief verehre, wird das angesichts der bösen, mißgünstigen Leute sehr betrüblich sein und mir weh tun. Mag es dir meinetwegen gleich sein, aber ich glaube, daß ich unter diesen Umständen niemals glücklich sein kann."

Immer und immer wieder spielte Sergej seiner Katerina Lwowna dasselbe Lied vor und jammerte, daß ihn Fedja Ljamin zum unglücklichsten Menschen mache, da er ihn der Möglichkeit beraube, sie, Katerina Lwowna, vor der ganzen Kaufmannschaft zu erhöhen und auszuzeichnen. Und jedesmal schloß Sergej seine Rede damit, daß Katerina Lwowna — sofern Fedja nicht mehr existierte — das gesamte Vermögen ge-

hören würde, wenn sie bis zum Ablauf des neunten Monats nach dem Verschwinden ihres Mannes ein Kind zur Welt brächte, und daß dann ihr Glück ohne Maß noch Grenze wäre.

10

Einige Zeit darauf hörte Sergej plötzlich auf, auch nur ein Wort von dem Erben zu erwähnen. In demselben Augenblick jedoch, wo Sergejs Lippen nicht mehr den Namen des Neffen aussprachen, kam Fedja Ljamin seiner Tante Katerina Lwowna nicht mehr aus Herz und Sinn. Sie war immerzu nachdenklich und benahm sich sogar gegen Sergej unfreundlich. Ob sie schlief oder sich um das Hauswesen kümmerte oder zu Gott betete, immer mußte sie denken: ‚Was ist denn das? Wirklich, warum muß ich um seinetwillen des Vermögens verlustig gehen? ... Ich habe soviel gelitten, so große Sünde auf mich genommen‘, dachte Katerina Lwowna, ‚und er kommt plötzlich daher und nimmt mir alles weg ... es ginge noch an, wenn er ein erwachsener Mensch wäre, aber so ... dieses Kind, dieses Bübchen‘ ...

Es war Herbst. Schon lag das Land in der Frühe unter einer Schicht von Reif. Von Sinowij Borisytsch war selbstverständlich von nirgends eine Kunde gekommen. Katerina Lwowna wurde voller und ging immer nachdenklich umher. In der Stadt wetzte man die Mäuler und verwunderte sich, wie und auf welche Weise die junge Ismailowa, die immer kinderlos gewesen und jeden Tag magerer und saftloser gewor-

den war, sich jetzt plötzlich vorne aufzublähen begann. Der junge Miterbe Fedja Ljamin aber tummelte sich in seinem leichten Eichhornpelzchen auf dem Hof und zerbrach das Eis in den Pfützen.

„He, Fjodor Ignatjitsch, he, du, Kaufmannssohn!“ pflegte ihn die Köchin Aksinja anzuschreien, so oft sie über den Hof lief. „Ziemt es sich denn dir als einem Kaufmannssohn, in den Pfützen rumzuplantschen?“ Der Miterbe jedoch, der Katerina Lwowna und ihren Kumpan so aufregte, sprang wie ein sorgloses Böckchen herum und schlief noch ruhiger unter der Obhut seiner alten Großtante, ohne zu wissen oder zu ahnen, daß er jemandes Weg gekreuzt oder Glück getrübt hatte.

Schließlich holte sich Fedja die Windpocken, eine starke Erkältung und Brustschmerzen gesellten sich dazu, und der Knabe legte sich. Man behandelte ihn zuerst mit allerhand Kräutern und Pflanzen und ließ schließlich den Arzt kommen.

Der Arzt kam und schrieb eine Arznei auf, die dem Knaben alle Stunden entweder von der Alten oder auf deren Bitte von Katerina Lwowna eingegeben wurde.

„Katerinuschka, geh mir ein wenig zur Hand!“, sagte die Großtante zu ihr, „Du bist selbst gesegneten Leibes und erwartest Gottes Spruch; hilf mir doch ein wenig!“

Katerina Lwowna verweigerte es der alten Frau nicht. Ob diese zur Abendmesse ging, um ‚für den auf dem Krankenbette liegenden Sproß Feodor‘ zu beten,

oder zur Frühmesse, um ihm eine geweihte Hostie zu holen, Katerina Lwowna blieb bei dem Knaben, gab ihm zu trinken und flößte ihm zur bestimmten Zeit die Arznei ein.

So ging die Alte auch am Tage vor Mariä Opferfest zur Abendmesse und bat Katerinuschka, auf Fedjuschka aufzupassen. Der Knabe befand sich zu der Zeit auf dem Wege der Besserung.

Katerina Lwowna begab sich zu Fedja ins Zimmer. Er saß in seinem Eichhornpelzchen aufrecht im Bett und las im Heiligenleben.

„Was liesest du denn da, Fedja?“ fragte ihn Katerina Lwowna, nachdem sie im Sessel Platz genommen hatte.

„Das Heiligenleben, Tantchen!“

„Ist es ergreifend?“

„Sehr ergreifend, Tantchen:“

Katerina Lwowna stützte den Kopf in die Hand und begann Fedja zu betrachten, dessen Lippen sich leicht bewegten. Plötzlich schienen sich alle Dämonen in ihr von den Ketten loszureißen, und sie war nur noch von dem alten Gedanken besessen, wieviel Böses ihr dieser Knabe zugefügt hatte, und wie schön es wäre, wenn er nicht mehr existierte.

‚Hm, er ist doch krank‘, fuhr es Katerina Lwowna durch den Sinn. ‚Man gibt ihm Arzneien ein... was kann einem da nicht alles passieren... der Arzt hat eben nicht die richtige Medizin verschrieben, fertig!‘

„Ist jetzt Zeit zum Einnehmen, Fedja?“

„Ja, bitte, Tantchen“, bestätigte der Knabe, schluckte

die Medizin hinunter und fügte hinzu: „Sehr ergreifend, Tantchen, was da von den Heiligen geschrieben steht.“

„Nun, so lies!“ forderte ihn Katerina Lwowna auf und schlug die Augen mit einem kalten Blicke auf, der auf den gefrorenen Fensterscheiben haften blieb.

„Ich muß die Anweisung geben, die Fensterläden zu schließen“, sagte sie und ging in die Wohnstube hinaus. Von dort begab sie sich in den Saal und dann nach oben in ihr Schlafzimmer, wo sie sich niedersetzte.

Ungefähr fünf Minuten später trat Sergej in einem Halbpelz, der mit buschigem Katzenfell befaßt war, bei ihr ein. Er schwieg.

„Sind die Läden geschlossen?“ fragte ihn Katerina Lwowna.

„Ja“, gab Sergej kurz zur Antwort, putzte mit der Lichtschere den Kerzendocht und stellte sich an den Ofen.

Beide schwiegen.

„Heute dauert die Abendmesse ziemlich lange, nicht wahr?“ fragte Katerina Lwowna.

„Morgen ist großer Feiertag, der Gottesdienst wird sich ziemlich lange hinziehen“, antwortete Sergej.

Wieder trat eine Pause ein.

„Ich muß zu Fedja, er ist allein drunten“, meinte Katerina Lwowna und stand auf.

„Allein?“ fragte Sergej und sah sie lauernd an.

„Allein“, antwortete sie flüsternd. „Na, was ist?“

Und in beider Augen flammte ein Feuer auf und

sprang wie ein Blitz von einem zum andern über. Doch keines sagte ein Wort mehr.

Katerina Lwowna schritt durch die leeren Zimmer zu Fedja hinunter. Ueberall war es still, die Lämpchen vor den Heiligenbildern brannten ohne Flackern; an den Wänden huschte Katerina Lwownas eigener Schatten nach; die Fensterscheiben begannen wegen der vorgelegten Zeit abzutauen. Es sah aus, als wenn sie weinten. Fedja saß im Bett und las noch immer. Als er Katerina Lwowna erblickte, sagte er nur: „Tantchen, leg doch bitte dies Büchlein fort und gib mir dies dort vom Heiligenschrein!“

Katerina Lwowna erfüllte die Bitte ihres Neffen und reichte ihm das Buch.

„Möchtest du denn noch nicht schlafen, Fedja?“

„Nein, Tantchen, ich möchte auf das Großmütterchen warten“.

„Warum denn?“

„Sie hat mir versprochen, geweihtes Brot von der Abendmesse mitzubringen.“

Katerina Lwowna erbleichte plötzlich. Das eigene Kindlein regte sich zum ersten Male unter ihrem Herzen. Ein Kälteschauer durchrieselte ihre Brust. Sie blieb eine Weile mitten im Zimmer stehen; dann ging sie hinaus und rieb sich ihre kaltgewordenen Hände.

„Du!“ flüsterste sie, als sie leise wieder ins Schlafzimmer zurückgekehrt war, wo sie Sergej in der früheren Stellung am Ofen traf.

„Was?“ fragte Sergej kaum hörbar und räusperte sich.

„Er ist allein“.

Sergej zog die Brauen hoch und begann schwer zu atmen.

„Komm!“ sagte Katerina Lwowna und wandte sich mit einer jähen Bewegung der Türe zu.

Sergej zog schnell seine Stiefel aus und fragte: „Was soll ich mitnehmen?“

„Nichts“, sagte Katerina Lwowna so leise, als hauchte sie es nur, und zog ihn an der Hand hinter sich her.

11

Der kranke Knabe fuhr zusammen und ließ das Buch auf die Knie sinken, als Katerina Lwowna zum dritten Male ins Zimmer kam.

„Was hast du, Fedja?“

„Ach, Tantchen, ich bin vor irgendetwas erschrocken“, antwortete er ängstlich lächelnd und drückte sich in die Ecke des Bettes.

„Wovor bist du denn erschrocken?“

„Wer war denn bei Ihnen, Tantchen?“

„Wo? Niemand war bei mir, mein Liebling.“

„Niemand?“

Der Knabe beugte sich zum Fußende des Bettes vor und blickte mit zusammengekniffften Augen nach der Tür, durch die seine Tante eingetreten war. Als er nichts Verdächtiges sah, beruhigte er sich.

„Es schien mir gewiß nur so“, sagte er.

Katerina Lwowna stand da, den Ellenbogen auf das Kopfende des Bettes ihres Neffen gestützt. Fedja

blickte die Tante an und sagte ihr, daß sie furchtbar bleich aussähe. Katerina Lwowna hustete als Antwort auf diese Bemerkung und schaute erwartungsvoll auf die Tür der Wohnstube. Dort knarrte nur leise eine Diele.

„Tantchen, ich lese eben die Geschichte meines Engels, des Heiligen Fjodor Stratilatos. Sehen Sie, das war ein gottgefälliger Mann!“

Katerina Lwowna stand schweigend da.

„Setzen Sie sich doch, Tantchen; wenn Sie mögen, lese ich Ihnen etwas vor“, schmeichelte der Neffe.

„Warte, ich komme gleich, ich will nur noch die Lampe im Saal in Ordnung bringen“, erwiderte Katerina Lwowna und schritt schnell aus dem Zimmer.

In der Wohnstube entstand ein leises Geflüster, das bei der tiefen Stille, die im Hause herrschte, bis an das wache Ohr des Kindes drang.

„Tantchen, was ist denn? Mit wem flüsterst du dort?“ schrie mit Tränen in der Stimme der Knabe. „Kommen Sie her, Tantchen, ich fürchte mich“, rief er eine Sekunde später noch weinerlicher. Er hörte, wie Katerina Lwowna im Wohnzimmer ‚Nu!‘ sagte, und bezog es auf sich selbst.

„Weshalb fürchtest du dich?“ fragte ihn Katerina Lwowna mit etwas heiserer Stimme, als sie mit festen, furchtlosen Schritten zurückkehrte. Dann stellte sie sich so am Bette des Knaben auf, daß die Wohnstubentür durch ihren Körper verdeckt war. „Leg dich hin!“ sagte sie gleich danach.

„Ich mag nicht, Tantchen!“

„Nein, Fedja, du mußt folgen, leg dich hin... es ist Zeit... leg dich!“ wiederholte Katerina Lwowna.

„Was haben Sie denn, Tantchen? Ich will ja gar nicht schlafen.“

„Nein, du sollst dich hinlegen, leg dich doch!“ sagte Katerina Lwowna mit abermals veränderter, nicht ganz sicherer Stimme, faßte den Knaben unter die Arme und legte ihn auf das Kopfkissen zurück. In diesem Augenblick schrie Fedja vor Entsetzen auf. Er sah den bleichen, barfüßigen Sergej näherkommen.

Katerina Lwowna legte ihre Hand auf den vor Entsetzen offenstehenden Mund des erschrockenen Kindes und rief: „Jetzt schnell! Halte ihn fest, damit er sich nicht losreißt!“

Sergej packte Fedjas Arme und Beine. Katerina Lwowna zog mit einem Ruck das große Federkissen über das Gesichtlein des kleinen Märtyrers und preßte sich mit ihrem kraftvollen, prallen Busen darauf.

Ungefähr vier Minuten herrschte im Zimmer Totenstille.

„Schluß!“ flüsterte Katerina Lwowna. Doch kaum war sie aufgestanden und wollte alles wieder in Ordnung bringen, als die Wände des stillen Hauses, das so viele Verbrechen barg, von betäubenden Schlägen widerhallten. Die Fenster klirrten, der Fußboden schwankte, die vor den Heiligenbildern an Ketten hängenden Lampen erbebten und warfen spukhafte Schatten an die Wände.

Sergej zitterte am ganzen Leibe und stürzte Hals über Kopf hinaus. Katerina Lwowna warf sich ihm

nach. Der Lärm und das Dröhnen folgten ihnen jedoch. Man hätte meinen können, daß irgendwelche überirdischen Mächte das sündige Haus bis in seine Grundfesten erschütterten.

Katerina Lwowna fürchtete, daß der von Angst gejagte Sergej hinauslaufen und sich durch sein verstörtes Wesen verraten würde: allein er rannte spornstreichs in das Obergeschoß.

Als Sergej die Treppe emporstürzte, prallte er in der Dunkelheit mit der Stirn gegen die halb offenstehende Tür und flog mit einem Stöhnen wieder hinunter, vor abergläubischer Angst ganz und gar den Verstand verlierend.

„Sinowij Borissytsch! Sinowij Borissytsch!“ murmelte er, während er kopfüber die Treppe hinunterflog und Katerina Lwowna im Sturz mit sich riß.

„Wo?“ fragte sie.

„Mit einer eisernen Platte ist er über uns hinweggeflogen. Da, da jetzt wieder. O weh, o weh, o weh!“ schrie Sergej; „jetzt donnert es wieder, hör doch, wie es dröhnt!“

Man konnte nun ganz deutlich hören, daß eine Menge Fäuste von der Straßenseite her gegen die Fenster kopfte, und daß jemand die Tür zertrümmern wollte.

„Tölpel! Steh auf, du Narr!“ rief Katerina Lwowna und stürzte stracks wieder zu Fedja hinein, bettete sein totes Köpflein in einer vollkommen natürlichen, schlafenden Stellung auf dem Kopfkissen und schloß dann mit fester Hand die Tür auf, durch die

sich ein Volkshaufen hereindrängte. Das Schauspiel war furchtbar. Katerina Lwowna schaute über die Menge, die die Haustür belagerte, hinweg und sah reihenweise unbekannte Leute über den hohen Zaun in den Hof klettern, während auf der Straße ein vielstimmiges Stöhnen und Murmeln hörbar wurde. Als es Katerina Lwowna gelungen war, irgend etwas zu begreifen, war sie schon von der Menge überflutet und in ein Zimmer gesperrt worden.

12

Der ganze Aufruhr war auf folgende Weise entstanden. Obwohl die Stadt, in der Katerina Lwowna wohnte, nur Sitz der Kreisbehörde war, so hatte sie doch wegen ihrer regen Geschäftstätigkeit viele Einwohner. Sämtliche Kirchen waren daher bei der Abendmesse vor Mariä Opferfest gedrängt voll. In jener Kirche jedoch, wo morgen das Hochamt stattfinden sollte, konnte sogar auf dem Vorplatz kein Apfel mehr zur Erde fallen, so viel Volk hatte sich eingefunden. Hier pflegte nämlich der Chor zu singen, der sich aus den Kaufmannsgehilfen zusammensetzte und von einem besonderen Dirigenten, einem großen Liebhaber der Gesangskunst, geleitet wurde.

Unser Volk ist sehr gottesfürchtig und hält sehr viel auf den Gottesdienst. Zu alledem besitzen die Leute eine gewisse künstlerische Veranlagung. Ein schöner Gottesdienst und ein gepflegter Chorgesang bilden eines ihrer größten und reinsten Vergnügen. Wo der Chor singt, pflegt fast die halbe Stadt zu-

sammenzuströmen, besonders die Kaufmannsjugend: die Gehilfen, Lehrjungen, Burschen, Werkmeister und die Kaufherren mit ihren Ehehälften, alle kommen in die Kirche. Und selbst wenn man vor der Kirche stehen oder unter einem Fenster in glühendem Sonnenbrand oder klirrender Kälte ausharren muß, will doch jeder hören, wie die Bässe dröhnen und die Tenöre ihr langanhaltendes Tremolo hinausschmettern.

In der Kirche, zu deren Sprengel das Ismailowsche Haus gehörte, sollte das Hochamt an Mariä Opferfest stattfinden. Darum hatte sich am Abend vorher, zur Zeit der geschilderten Ermordung Fedjas, die Jugend der ganzen Stadt in der Kirche versammelt. Als die Menge lärmend das Gotteshaus verließ, erörterte man allenthalben die Vorzüge des bekannten Tenors und die gelegentlichen Entgleisungen eines ebenso berühmten Basses.

Doch nicht alle interessierten sich für diese musikalischen Dinge. Es gab auch Leute in der Menge, die für andere Fragen Interesse zeigten.

„Was erzählt man sich eigentlich für erstaunliche Dinge von der jungen Ismailowa, Jungens?“ meinte ein junger Maschinist, den ein Kaufmann zur Bedienung seiner Dampfmühle aus Petersburg geholt hatte, und näherte sich dem Ismailowschen Hause. „Es heißt doch, daß sie mit ihrem Gehilfen Serjoschka Tag und Nacht zusammen ist...“

„Das ist allbekannt“, antwortete ein Mann in einem mit blauem Nanking bezogenen Pelz. „Sie war natürlich heute abend auch nicht in der Kirche!“

„Was Kirche! Das verruchte Frauenzimmer ist ja so gemein, daß es weder Gott noch Gewissen noch die Blicke der Menschen fürchtet.“

„Schau, es ist noch Licht bei ihnen“, bemerkte der Maschinist und deutete auf einen Lichtstreif zwischen den Fensterläden.

„Sieh doch mal durch den Spalt, was sie machen!“ zischelten einige.

Der Maschinist hatte jedoch kaum, auf die Schultern zweier Kameraden gestützt, das Auge an den Spalt im Fensterladen gebracht, als er entsetzt aufschrie: „Brüder, Brüder! Hier erwürgt man jemand, sie erwürgen ihn!“

Und der Maschinist hämmerte verzweifelt mit den Fäusten gegen den Laden. An die zehn Mann folgten sogleich seinem Beispiel, sprangen gegen die Fensterläden und bearbeiteten sie mit den Fäusten.

Die Menge wurde jeden Augenblick größer und veranlaßte schließlich die bereits bekannte Erstürmung des Ismailowschen Hauses.

„Ich hab's gesehen, hab's mit meinen eigenen Augen gesehen“, bezeugte der Maschinist über den toten Fedja. „Das Kind lag im Bett, und die beiden haben es erwürgt.“

Sergej wurde noch am gleichen Abend ins Gefängnis gebracht, Katerina Lwowna führte man in ihr Schlafzimmer und stellte zwei Polizisten bei ihr auf.

Im ganzen Hause herrschte eine unerträgliche Kälte. Die Öfen waren nicht geheizt, und die Tür stand den ganzen Tag offen, eine dichte Schar Neugieriger löste

die andere ab. Alle wollten den im Sarge liegenden Fedja und den zweiten fest verschlossenen großen Sarg sehen, der mit einem großen Tuch bedeckt war. Über Fedjas Stirn war ein weißes Atlasband gelegt, das den roten Schnitt verhüllte, der nach der Öffnung des Schädels zurückgeblieben war. Die gerichtsärztliche Untersuchung hatte ergeben, daß Fedja erstickt worden war. Der an den Leichnam geführte Sergej war nach den ersten Worten des Geistlichen, der vom Jüngsten Gericht und der Bestrafung der Reulosen sprach, in Tränen ausgebrochen und hatte freimütig nicht nur die Ermordung Fedjas gestanden, sondern auch gebeten, den von ihm ohne kirchliches Begräbnis verscharrten Sinowij Borisytsch auszugraben. Der Leichnam von Katerina Lwownas Mann war wegen des trockenen Sandes, in dem er verscharrt war, noch nicht ganz verwest; man zog ihn hervor und legte ihn in einen großen Sarg. Als seine Helfershelferin an diesen beiden Verbrechen bezeichnete Sergej zum allgemeinen Entsetzen die junge Hausherrin. Katerina Lwowna hatte bis jetzt auf alle Fragen nur immer geantwortet: „Ich weiß von nichts und kann keine Angaben machen.“ Als sie jedoch Sergej gegenübergestellt wurde und sein Geständnis vernahm, blickte sie ihn mit stummer Verwunderung, aber ohne Zorn an und sagte dann gleichmütig: „Wenn er es sagen mußte, habe ich keinen Grund zu leugnen — ich war die Mörderin.“

„Warum?“ fragte man sie.

„Um seinetwillen!“ antwortete sie und deutete auf Sergej, der mit gesenktem Kopf dastand.

Die Verbrecher wurden in getrennten Zellen des Gefängnisses untergebracht, und die grauenvolle Tat, die die allgemeine Entrüstung erregt hatte, erhielt sehr bald ihren Urteilsspruch. Ende Februar wurde Sergej und der Kaufmannswitwe dritter Gilde Katerina Lwowna vor der Strafkammer verkündet, daß sie zur öffentlichen Auspeitschung auf dem Marktplatze ihrer Heimatstadt und zur Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt seien. Anfang März, an einem kalten, frostklaren Morgen zeichnete der Henker den weißen nackten Rücken Katerina Lwownas mit der vorgeschriebenen Zahl blauroter Striemen; dann ließ er auch auf Sergejs Schultern die gleiche Anzahl Schläge niederhageln und stempelte schließlich sein hübsches Gesicht dreimal mit dem Sträflingszeichen.

Während der Exekution hatte aus irgendeinem Grunde Sergej bei den Leuten weit mehr Mitgefühl erregt als Katerina Lwowna. Als er besudelt und blutüberströmt vom schwarzverhangenen Gerüste herabgestiegen war, war er umgesunken, während Katerina Lwowna still hinuntergestiegen war und nur darauf geachtet hatte, daß ihr zerfetzter Rücken nicht mit dem dicken Hemd und dem rauhen Arrestantenkittel in Berührung kam.

Als man ihr im Gefängnislazarett ihr Kindlein gab, sagte sie nur: „Weg damit!“, wandte sich stumm zur Wand und warf sich ohne jeden Klagelaut mit der Brust auf die harte Pritsche.

13

Der Transport, dem Sergej und Katerina Lwowna zugeteilt wurden, trat im Frühling den Weg nach Sibirien an. Es war nur nach dem Kalender Frühling, doch im übrigen schien die liebe Sonne, wie das Volkssprichwort sagt, zwar ‚hell, doch brannte sie nicht warm‘.

Das Kind Katerina Lwownas wurde der alten Schwester Boris Timofejitschs zur Erziehung übergeben. Es galt als der rechtmäßige Sohn des ermordeten Mannes der Verbrecherin und war somit der Alleinerbe des gesamten Ismailowschen Besitztums geworden. Katerina Lwowna zeigte sich sehr befriedigt darüber und gab das Kind ganz gleichgültig von sich. Wie bei vielen allzu leidenschaftlichen Frauen war ihre Liebe zum Vater des Kindes so groß, daß für das Kind nichts mehr übrig blieb. Darüber hinaus gab es für sie nicht Licht noch Finsternis, nicht böse noch gut, nicht Leid noch Freude; sie begriff nichts, liebte niemand, nicht einmal sich selbst. Sie wartete nur mit Ungeduld auf den Augenblick, wo die Gruppe den Marsch antreten und sie damit die Hoffnung haben würde, ihren Serjoschetschka wiederzusehen. An ihr Kind dachte sie überhaupt nicht mehr.

Katerina Lwownas Hoffnungen wurden nicht getäuscht. Der schwer gefesselte und gebrandmarkte Sergej verließ in derselben Gruppe wie seine Geliebte das Gefängnistor.

Der Mensch paßt sich nach Möglichkeit jeder Lage

an, und wäre sie noch so widerlich, und weiß sich in jeder Lage ein wenig Freude zu verschaffen. Katerina Lwowna aber brauchte sich nicht erst an ihre Lage zu gewöhnen, um etwas Freude daraus zu schöpfen: sie sah ihren Sergej wieder, und dies genügte ihr, um ihr auch den Marsch nach Sibirien wie einen Weg ins Himmelreich erscheinen zu lassen.

Es waren nur wenige Kostbarkeiten, die Katerina Lwowna in dem buntgestreiften Leinensack mit sich führte, und noch viel weniger bares Geld. Und auch dieses hatte sie bereits lange vor Nischnij Nowgorod an die Aufseher verteilt, um die Möglichkeit zu erlangen, an Sergejs Seite zu marschieren oder in dunkler Nacht ein Stündchen in einem kalten Winkel eines schmalen Gefängniskorridors von ihrem Geliebten umfangen zu werden.

Allein der gestempelte Liebhaber Katerina Lwownas ward immer unfreundlicher gegen sie; was sie auch zu ihm sagen mochte, er wollte nichts hören. Die heimlichen Zusammenkünfte, für die sie sich ihr letztes Geld am Munde absparte, schätzte er nicht sonderlich und sagte sogar mehr als einmal: „Statt das Geld dem Aufseher zu geben, um mit mir die Korridorwinkel auszuwischen, hättest du es lieber mir zukommen lassen sollen."

„Ich habe ihm ja nicht mehr als fünfundzwanzig Kopeken gegeben, Serjoschenka", rechtfertigte sich Katerina Lwowna.

„Ist denn das kein Geld? Viel von diesen Kopeken wirst du wohl unterwegs nicht gefunden haben, und

doch hast du, meine ich, schon einen ganzen Haufen verschleudert."

„Dafür haben wir uns doch mal gesehen, Serjoscha!"

„Ich sehe nicht ein, was es bei solch einem Elend für Freude macht, zusammenzukommen. Ich möchte mein Dasein verfluchen, nach Zusammenkünften steht mir wenig der Sinn."

„Und mir ist alles gleich, Serjoscha, wenn ich dich nur sehe!"

„Dummheiten das alles!" erwiderte Sergej.

Katerina Lwowna biß sich bei solchen Antworten zuweilen fast die Lippen blutig, und es kam vor, daß bei diesen Zusammenkünften in finstrer Nacht sogar Tränen der Wut und des Ärgers in ihre Augen traten, die nie geweint hatten. Allein sie duldete alles und schwieg immerzu, denn sie wollte sich selbst über die Wirklichkeit hinwegtäuschen.

Mit so veränderten Beziehungen zueinander langten sie in Nischnij Nowgorod an. Hier wurde ihre Gruppe mit einem Transport vereinigt, der aus dem Moskauer Gebiet nach Sibirien marschierte.

In der Frauenabteilung dieses großen, bunt zusammengewürfelten Transportes befanden sich zwei höchst interessante Personen: und zwar erstens die Soldatenfrau Fiona aus Jaroslaw, ein wundervolles, üppiges, großes Weib mit dicken schwarzen Flechten und dunkelbraunen Augen, die von dichten Brauen geheimnisvoll verschleiert waren, zweitens eine siebzehnjährige Blondine mit einem schmalen Gesicht, zartrosiger Haut, niedlichem Mündchen, Grübchen in den

frischen Bäckchen und goldroten Locken, die ihr an der Stirn neckisch aus der bunten Arrestantenmütze hervorringelten. Das Mädchen wurde von den Arrestanten Sonetka genannt.

Die schöne Fiona war von träger, nachgiebiger Art. Alle Männer ihrer Gruppe kannten sie bereits, und keiner äußerte eine besondere Freude, wenn er ihre Huld erlangte, und keiner wurde eifersüchtig, wenn er sah, daß ein anderer Bewerber den gleichen Erfolg bei ihr hatte. ‚Unsere Tante Fiona ist eine zu liebe Frau, sie kann keinem was abschlagen‘, hieß es allgemein im Scherz von ihr.

Doch Sonetka war von ganz anderer Art. Von ihr hieß es: ‚Ein Aal! Windet sich um die Hand, aber läßt sich nicht packen!‘

Sonetka besaß Geschmack, sie wählte und traf ihre Wahl sogar nach sehr strengen Gesichtspunkten; sie wollte, daß man ihr die Leidenschaft nicht als rohe Speise, sondern mit einer pikanten Würze, unter Qualen und Opfern entgegenbrachte. Fiona jedoch war die einfache russische Frau, die sogar zu faul ist, zu jemand zu sagen: ‚Geh fort!‘, und die nur das eine weiß, daß sie ein Frauenzimmer ist. Solche Weiber werden bei Räuberbanden, Sträflingstransporten und in den Petersburger sozialistischen Gemeinschaften sehr hoch geschätzt.

Das Erscheinen dieser beiden Frauen in der vereinigten Gruppe, bei der sich auch Sergej und Katerina Lwowna befanden, sollte für letztere von tragischer Bedeutung sein.

14

Vom ersten Tage an, als die vereinigten Gruppen von Nischnij Nowgorod nach Kasan marschierten, suchte Sergej ganz offenkundig die Geneigtheit der Soldatenfrau Fiona zu erlangen. Seine Bemühungen waren von Erfolg. Die schöne Fiona ließ in ihrer Gutmütigkeit Sergej ebensowenig wie irgendeinen anderen schmachten. Auf der dritten oder vierten Etappenstation hatte sich Katerina Lwowna abermals durch Bestechung die Möglichkeit verschafft, in der frühen Morgendämmerung mit ihrem Serjoschetschka zusammenzukommen. Sie lag ohne zu schlafen auf ihrer Pritsche und wartete immerzu darauf, daß der wachthabende Unteraufseher hereinkommen, sie leise anstoßen und ihr zuflüstern würde: ‚Lauf schnell!' Einmal öffnete sich die Tür; eine Frau huschte in den Korridor hinaus. Die Tür wurde noch einmal geöffnet; abermals sprang eine Arrestantin von der Pritsche und verschwand hinter dem Aufseher im Flur. Endlich kam jemand und zupfte an dem Kittel, mit dem Katerina Lwowna bedeckt war. Das junge Weib sprang schnell von ihrer von so vielen Sträflingen blankgescheuerten Pritsche, warf sich den Kittel über die Schultern und stieß den vor ihr stehenden Aufseher beiseite.

Als Katerina Lwowna durch den Korridor eilte, der nur an einer Stelle durch ein Talglämpchen schwach erleuchtet war, stieß sie auf zwei oder drei Paare, die von weitem nicht zu bemerken gewesen waren.

Während Katerina Lwowna an der Männerabteilung vorbeikam, hörte sie durch das in der Tür angebrachte Fensterchen verhaltenes Lachen in der Zelle.

‚Denen geht's wohl zu gut!' knurrte der Aufseher, zwang Katerina Lwowna durch einen Griff an der Schulter, stehen zu bleiben, stieß sie in einen Winkel und entfernte sich.

Katerina Lwowna fühlte einen Kittel und einen Bart unter ihrer Hand; ihre andere Hand streifte das heiße Gesicht einer Frau.

„Wer ist da?" fragte Sergej halblaut.

„Was machst du denn hier? Mit wem bist du zusammen?"

Katerina Lwowna riß im Dunkeln das Kopftuch von ihrer Nebenbuhlerin herunter. Diese wälzte sich beiseite, sprang davon, stolperte jedoch über jemand im Korridor und flog hin.

Aus der Männerabteilung dröhnte lautes Gelächter.

„Du Lump!" zischte Katerina Lwowna und schlug Sergej das Tuch, das sie vom Kopf seiner neuen Freundin gerissen hatte, ins Gesicht.

Sergej hatte schon die Hand erhoben, doch Katerina Lwowna war bereits davongehuscht und hinter der Tür ihrer Zelle verschwunden. Aus der Männerabteilung erscholl ein so lautes Gelächter hinter ihr drein, daß der Wachtposten, der stumpfsinnig neben dem Lämpchen stand und sich auf die Stiefelspitze spuckte, den Kopf aufrichtete und ‚Ruhe!' brüllte.

Katerina Lwowna legte sich schweigend hin und lag bis zum Morgen da, ohne sich zu rühren. Sie

wollte sich sagen: ‚Ich liebe ihn ja nicht', und fühlte, daß ihre Liebe zu ihm heißer, größer war denn je. Und die ganze Zeit stand ihr das Bild vor Augen, sah sie greifbar vor sich, wie seine Hand unter dem Kopf der anderen bebte, und wie er mit dem anderen Arm ihre heißen Schultern umfing.

Die arme Frau brach in Tränen aus und wünschte sich in diesem Augenblick nichts anderes, als daß diese selbe Hand unter ihrem Kopfe liegen und jener Arm ihre krampfhaft bebenden Schultern umschlingen möchte.

„He du, gib mir doch mein Tuch wieder!" wurde sie am andern Morgen von der Soldatenfrau Fiona geweckt.

„Also du warst es? . . . ."

„Gib's mir, bitte, wieder!"

„Warum bringst du uns auseinander?"

„Wieso bringe ich euch denn auseinander? Ist denn das Liebe oder verdient denn die Sache so viel Beachtung, daß man sich darüber ärgern kann?"

Katerina Lwowna dachte einen Augenblick nach, dann zog sie unter dem Kopfkissen das nachts entrissene Tuch hervor, schleuderte es Fiona hin und kehrte sich zur Wand.

Es war ihr leichter zumute.

‚Pfui!' sagte sie sich, ‚kann man denn auf diesen angestrichenen Waschkübel eifersüchtig sein? Die Pest über sie! Mich ekelt es, mit ihr auch nur verglichen zu werden.'

„Du, Katerina Lwowna, paß auf!" sagte Sergej

am nächsten Tag während des Marsches, „denke gefälligst daran, daß ich erstens nicht dein Sinowij Borisytsch bin, und zweitens, daß auch du jetzt keine großmächtige Kaufmannsfrau mehr bist; mach dich also nicht so mausig, sei so gut. Ziegenhörner sind bei uns nicht im Handel."

Katerina Lwowna gab ihm keine Antwort. Eine ganze Woche lang tauschte sie mit Sergej kein Wort, keinen Blick. Sie hielt sich für die Beleidigte, und ihr Stolz verbot ihr, bei diesem ihrem ersten Zerwürfnis mit Sergej den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun.

Während der Zeit, da Katerina Lwowna auf Sergej böse war, begann dieser um die weiße Sonetka herumzuschwänzeln und sein Spiel mit ihr zu treiben. Bald grüßte er ganz besonders höflich, bald lächelte er ihr zu, bald versuchte er sie zu umfassen und an sich zu ziehen. Katerina Lwowna sah alles, und in ihr kochte es vor Wut.

‚Soll ich doch den ersten Schritt zur Versöhnung machen?' überlegte sich Katerina Lwowna, vorwärtsstolpernd und ohne den Boden unter sich zu sehen. Allein ihr Stolz gestattete es ihr jetzt weniger als je, Sergej zuerst entgegenzukommen. Inzwischen machte sich Sergej jedoch unablässig um Sonetka zu schaffen, und jedermann war es klar, daß die unzugängliche Sonetka, die sich bisher wie ein Aal gewunden, aber nicht in die Hand gegeben hatte, plötzlich nachgiebig wurde.

„Siehst du, da hast du dich um meinetwillen gegrämt", sagte Fiona eines Tages zu Katerina Lwo-

wna. „Aber was hatte ich dir denn angetan? Ich kam, ich ging. Du solltest lieber auf diese Sonetka etwas achten!“

‚Fort mit dem Stolz! Ich will mich unbedingt heute noch mit Sergej versöhnen!‘ beschloß Katerina Lwowna und überlegte nur, wie sie es am geschicktesten bewerkstelligen konnte.

Sergej befreite sie selbst aus der schwierigen Lage. „Katerina Lwowna!“ rief er sie auf einer Rast zu sich. „Kannst du heut nacht einen Augenblick zu mir kommen? Ich muß dich sprechen.“

Katerina Lwowna schwieg.

„Bist du vielleicht noch böse auf mich und willst nicht kommen?“

Katerina Lwowna gab ihm abermals keine Antwort.

Aber Sergej und alle, die Katerina Lwowna beobachteten, sahen, wie sie sich bei der Ankunft beim Etappengefängnis an den obersten Aufseher heranmachte und ihm siebzehn Kopeken zusteckte, die sie sich von den Almosen der Dorfgemeinden zurückgelegt hatte.

„Sobald ich wieder etwas bekomme, gebe ich Ihnen noch einen Groschen“, bettelte Katerina Lwowna.

Der Aufseher steckte das Geld in den Ärmelaufschlag und sagte: „Schön!“

Als diese Unterhandlungen beendet waren, hüstelte Sergej und zwinkerte Sonetka zu.

„Ach, meine Katerina Lwowna!“ sagte er und umfing sie, während sie die Stufen zum Gefängnis-

eingang hinausschritten. „Auf der ganzen Welt gibt es kein solches Weib wie dieses, Jungens!"

Katerina Lwowna errötete und konnte vor Glück kaum atmen.

Kaum ward in der Nacht leise die Tür geöffnet, als sie aufsprang, in den Korridor hinauslief und Sergej mit bebenden Händen suchte.

„Katja! Du", rief Sergej und umarmte sie.

„Ach du Böser, du mein Böser!" antwortete Katerina Lwowna unter Tränen und drängte ihre Lippen zu ihm hin.

Der Posten ging im Korridor auf und ab. Zuweilen blieb er stehen, um auf seine Stiefel zu spucken. Dann ging er weiter. Hinter der Tür hörte man die müden Sträflinge schnarchen. Eine Maus nagte an einer Feder. Unterm Ofen zirpten die Heimchen um die Wette. Katerina Lwowna war noch immer eitel Glück und Seligkeit.

Aber der Überschwang hatte auch sein Ende. Die harte Prosa trat in ihre Rechte.

„Ich möchte am liebsten sterben, so weh tut mir mein Bein vom Knöchel bis zum Knie. Oh, wie das reißt!" jammerte Sergej, neben Katerina Lwowna auf dem Boden in einem Korridorwinkel sitzend.

„Was ist dagegen zu tun, Serjoschetschka?" fragte sie und schmiegte sich unter seinem Kittel an ihn.

„Ob ich mich in Kasan im Lazarett aufnehmen lasse?"

„Ach, nicht doch, Serjoscha!"

„Aber wenn es mir doch so fürchterlich weh tut!"

„Wie kannst du denn zurückbleiben und mich weiterziehen lassen?"

„Was ist da zu machen? Es reißt, sage ich dir, es reißt, als ob sich die ganze Kette in den Knochen hineingefressen hätte ...." meinte Sergej nach einer Weile.

„Strümpfe? Ich habe noch welche, Serjoscha, ganz neue Strümpfe."

„Ach, wozu!" erwiderte Sergej.

Ohne noch ein Wort zu sagen, schlüpfte Katerina Lwowna in ihre Zelle, packte auf der Pritsche ihr Bündel aus und sprang schnell wieder zu Sergej mit einem Paar dicker, blauer wollener Überziehstrümpfe mit hellen Zwickeln an der Seite.

„Nun wird's besser gehen", meinte Sergej, während er sich von Katerina Lwowna verabschiedete und ihre letzten Strümpfe mit sich nahm.

Katerina Lwowna ging voller Glück zu ihrer Pritsche zurück und fiel sogleich in tiefen Schlaf. Sie hörte nicht, wie nach ihr Sonetka in den Korridor hinausging und erst gegen Morgen leise zurückkam.

Dies ereignete sich zwei Tagemärsche vor Kasan.

15

Ein unfreundlicher Tag begrüßte die zum Tor des dumpfen Gefängnisses heraustretenden Sträflinge. Es war kalt und trübe; stoßweise trieb der Wind mit Schnee vermischte Regenschauer vor sich her. Katerina Lwowna kam keck und selbstbewußt aus dem Tor. Kaum hatte sie sich jedoch in Reih und Glied gestellt,

als sie am ganzen Körper erbebte und leichenblaß wurde. Es ward ihr dunkel vor den Augen; alle Glieder taten ihr weh und wurden plötzlich kraftlos. Vor Katerina Lwowna stand Sonetka und hatte die ihr so gut bekannten blauwollenen Strümpfe mit den hellen Zwickeln an.

Katerina Lwowna setzte sich wie eine Maschine in Gang; nur ihre Augen blickten grauenerregend Sergej an und wandten sich nicht eine Sekunde von ihm ab.

Auf der ersten Rast trat sie ruhig an Sergej heran, flüsterte: „Schurke!“ und spie ihm ganz unerwartet mitten ins Gesicht.

Sergej wollte sich auf sie stürzen, wurde jedoch zurückgehalten.

„Warte nur!“ stieß er hervor und wischte sich ab.

„Nicht zu leugnen, sie verfährt nicht eben schüchtern mit dir!“ verspotteten die Sträflinge Sergej, und Sonetka stimmte besonders fröhlich in ihr Gelächter ein. Dieser kleine Skandal, dessen Ursache sie war, war ganz nach ihrem Geschmack.

„Denke ja nicht, daß dir das geschenkt wird!“ rief Sergej Katerina mit drohender Stimme zu.

Vom Unwetter und Marsch ermüdet, fiel Katerina Lwownas zerschlagene Seele am Abend auf der Pritsche des Etappengefängnisses alsbald in einen unruhigen Schlaf, und sie hörte nicht, wie zwei Männer in die Frauenabteilung hineinkamen.

Bei ihrem Eintreten richtete sich Sonetka auf ihrer Pritsche empor, deutete schweigend auf Katerina

Lwowna, legte sich wieder hin und wickelte sich in ihren Kittel.

In diesem Augenblick wurde Katerina Lwowna blitzschnell der Kittel über den Kopf gezogen und auf ihrem nur von einem groben Hemd bedeckten Rücken ließ jemand mit seiner ganzen Kraft das dicke Ende eines doppelt geknüpften Strickes tanzen.

Katerina Lwowna schrie auf; allein ihre Stimme ward von dem dicken Stoff, der ihren Mund verhüllte, erstickt. Sie versuchte sich loszureißen, aber ihre Anstrengungen waren ohne Erfolg. Auf ihren Schultern hockte ein kräftiger Sträfling und hielt ihre Arme fest.

„Fünfzig!" rief endlich eine Stimme, die unschwer als die Stimme Sergejs zu erkennen war, und im nächsten Augenblick waren die nächtlichen Besucher hinter der Tür verschwunden.

Katerina Lwowna machte ihren Kopf frei und sprang auf. Niemand war zu sehen. Nur in der Nähe kicherte jemand schadenfroh in seinen Kittel hinein. Katerina Lwowna hörte an der Stimme, daß es Sonetka war.

Dieser Schimpf war nicht mehr zu überbieten. Grenzenlos war jedoch auch das Gefühl der Wut, die in diesem Augenblick in Katerina Lwowna kochte. Ohne sich ihres Tuns bewußt zu sein, stürzte sie vorwärts und fiel an die Brust Fionas, die sie festhielt. An diesem üppigen Busen, der erst unlängst dem ungetreuen Liebhaber Katerina Lwownas lasterhafte Lust gewährt hatte, weinte sie jetzt ihren unerträglichen Kummer aus; wie ein Kind an die Mutter

schmiegte sie sich an die weichliche, feiste Brust ihrer dummen Nebenbuhlerin. Nun waren sie gleich. Beide waren im Werte verglichen und beide waren verworfen worden.

Beide gleich! ... Fiona, die jedermann gefügige, und Katerina Lwowna, die Heldin einer Liebestragödie!

Für Katerina Lwowna war im übrigen jetzt nichts mehr beschimpfend. Nachdem sie sich ausgeweint hatte, wurde sie wie ein Steinblock, und als der Ruf zum Weitermarsch erschallte, machte sie sich mit eisiger Ruhe fertig.

Tarach-tararach! wirbelte die Trommel. Die gefesselten und nicht gefesselten Sträflinge strömten im Hofe zusammen, Sergej und Fiona, Sonetka und Katerina Lwowna, ein Altgläubiger an einer Kette mit einem Juden, ein Pole zusammengeschmiedet mit einem Tataren, einer nach dem andern traten sie hinaus.

Zuerst bildeten sie allesamt eine wirre Masse, dann stellten sie sich in Reih und Glied und marschierten los.

Ein über alle Maßen trostloses Bild: Ein Häuflein Menschen, losgerissen von der Welt und auch der leisesten Hoffnung auf eine bessere Zukunft bar, versinkt im kalten schwarzen Schmutz der Landstraße. Grauenvolle Einförmigkeit ringsum: der unabsehbare Schmutz, der graue Himmel, entblätterte feuchte Weiden und in ihrem verworrenen Zweigicht eine aufgeplusterte Krähe. Und der Wind stöhnt und wütet, heult und brüllt.

Aus diesen höllischen, herzzerreißenden Tönen, die das ganze Grauen dieses Bildes erst voll machen, klingen die Klagerufe von Hiobs Weib: ‚Verfluche den Tag deiner Geburt und stirb!‘

Wer auf diese Worte nicht hören will, wen der Gedanke an den Tod auch in dieser traurigen Lage nicht tröstet, sondern schreckt, muß sich bestreben, diese heulenden Stimmen mit einem noch gräßlicheren Geheul zu überschreien. Der einfache Mensch versteht dies sehr gut. Er läßt dann seiner ganzen tierischen Natur freien Lauf, wird wie ein Narr und fängt an, sich selbst, die Menschen und jedes Gefühl zu verhöhnen. Auch ohnehin nicht sonderlich zartfühlend, wird er nun doppelt böse.

„Na, Kaufmannsfrau? Befinden sich Euer Würden wohl und munter?“ fragte Sergej in frechem Tone Katerina Lwowna, sobald das Dorf, wo die Gruppe übernachtet hatte, hinter einer nassen Anhöhe den Blicken entschwunden war.

Bei diesen Worten wandte er sich gleichzeitig Sonetka zu, schlang seinen Mantel um sie, so daß sie ganz verdeckt war, und sang mit hoher Falsettstimme:

Hinter dunklem Fenster schimmert Liebchens blondes Köpfchen.
Ach, du schläfst nicht, ach, du schläfst nicht, himmlisches Geschöpfchen:
Komm zu mir, mein Mantel birgt dich, niemand wird dich sehen.

Bei diesen Worten umarmte Sergej Sonetka und

gab ihr vor der ganzen Gruppe einen schallenden Kuß . . .

Katerina Lwowna sah das alles und sah es nicht. Sie schritt wie eine Tote dahin. Man stieß sie an und machte sie aufmerksam, wie schamlos es Sergej mit Sonetka trieb. Katerina Lwowna wurde der Gegenstand anzüglicher Bemerkungen.

„Laßt sie in Ruhe!“ verteidigte sie Fiona, als jemand aus der Gruppe versuchte, sich über die stolpernde Katerina Lwowna lustig zu machen. „Seht ihr Teufel denn nicht, daß die Frau todkrank ist.“

„Ihr werden wohl die Füßchen naß geworden sein“, stichelte ein junger Sträfling.

„Gewiß, ein Kaufmannsfrauchen, verzärtelt und verzogen“, rief Sergej.

„Natürlich, wenn sie wenigstens warme Strümpfe hätte, würde es noch angehen“, fügte er hinzu.

Katerina Lwowna erwachte gleichsam aus tiefem Schlafe.

„Du Schurke! Du Schlange!“ rief sie, vor unerträglicher Qual. „Verspotte mich nur, Du Lump, lache mich aus!“

„Nein, Kaufmannsfrau, ich will mich gar nicht über dich lustig machen, aber hier unsere Sonetka hat ein Paar vortreffliche Strümpfe zu verkaufen, und da dachte ich nur, ob sie unsere Kaufmannsfrau nicht vielleicht kaufen möchte.“

Viele lachten. Katerina Lwowna ging wie ein aufgezogener Automat dahin.

Das Wetter wurde immer häßlicher. Aus den

grauen Wolken, die den Himmel bedeckten, begann es mit nassen Flocken zu schneien. Kaum berührte der Schnee jedoch die Erde, so schmolz er und machte den bodenlosen Schmutz noch größer. Endlich zeigte sich ein dunkler bleigrauer Streifen, dessen jenseitiger Rand nicht zu sehen war. Dieser Streifen war die Wolga. Der starke Wind, der über den Strom fegte, trieb die langsam sich hebenden, breiten schwarzen Wellen bald vor, bald zurück.

Der durchnäßte und halb erfrorene Sträflingshaufe näherte sich langsam der Überfahrtsstelle und machte Halt, um die Fähre zu erwarten.

Die nasse, schwarze Fähre legte an; die Aufseher begannen die Sträflinge zu verteilen.

„Auf dieser Fähre soll es Schnaps zu kaufen geben“, bemerkte ein Sträfling, als die von nassen Schneeflocken überschüttete Fähre vom Ufer abstieß und auf den Wellen des Hochwasser führenden Stromes schaukelte.

„Ein Tröpfchen wäre jetzt nicht übel“, ließ sich Sergej vernehmen. Um Sonetka einen Spaß zu machen, wandte er sich wiederum an Katerina Lwowna und sagte: „Bewirte uns doch aus alter Freundschaft mit einem Schnäpschen, Kaufmannsfrau. Sei nicht geizig. Denke an unsere alte Liebe, meine verflossene Geliebte, entsinne dich, meine Freude, wie vergnügt wir die langen Herbstnächte verbracht und deine Angehörigen ohne Popen und Küster zur ewigen Ruhe geleitet haben.“

Katerina Lwowna bebte am ganzen Körper. Die

Kälte drang ihr unter dem durchnäßten Kleid bis auf die Knochen. Gleichzeitig ging jedoch in Katerina Lwowanas Körper noch etwas anderes vor. Ihr Kopf brannte wie Feuer. Ihre Augen waren unnatürlich weit geöffnet, ein kalter, irrer Glanz flackerte in ihnen; unverwandt starrten sie in die davongleitenden Wellen.

„Ein Schnäpschen würde ich auch gern trinken, die Kälte ist ja nicht zum Aushalten", rief Sonetka.

„Also her mit der Bewirtung, Kaufmannsfrau!" höhnte Sergej.

„Hast du denn gar kein Gewissen?" sagte Fiona und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

„Das gereicht dir gar nicht zur Ehre!" stimmte der Sträfling Gordjuschka der Soldatenfrau bei.

„Wenn du dich schon vor ihr kein Gewissen machst, so solltest du dich doch wenigstens vor den anderen etwas schämen."

„Du Allerwelts-Tabaksbüchse!" schrie Sergej Fiona zu. „Du solltest dich lieber schämen. Ich habe keinen Grund, ich habe sie ja vielleicht niemals geliebt, und jetzt ... und jetzt ist mir Sonetkas abgetretener Stiefel lieber als die Fratze dieser geschundenen Katze. Hast du noch etwas dazu zu sagen? Mag sie doch den schiefmäuligen Gordjuschka lieben oder ...." — er wandte seinen Blick auf den Wachtsoldaten, der in Mantel und Dienstmütze mit Kokarde auf dem Pferde saß — „oder noch besser, sie macht sich an den Soldaten dort heran. Unter seinem Mantel wird sie wenigstens nicht vom Regen naß."

„Und alle würden sie dann Frau Offizier nennen“, johlte Sonetka.

„Na was! Und Strümpfe würde sie spielend bekommen“, fügte Sergej hinzu.

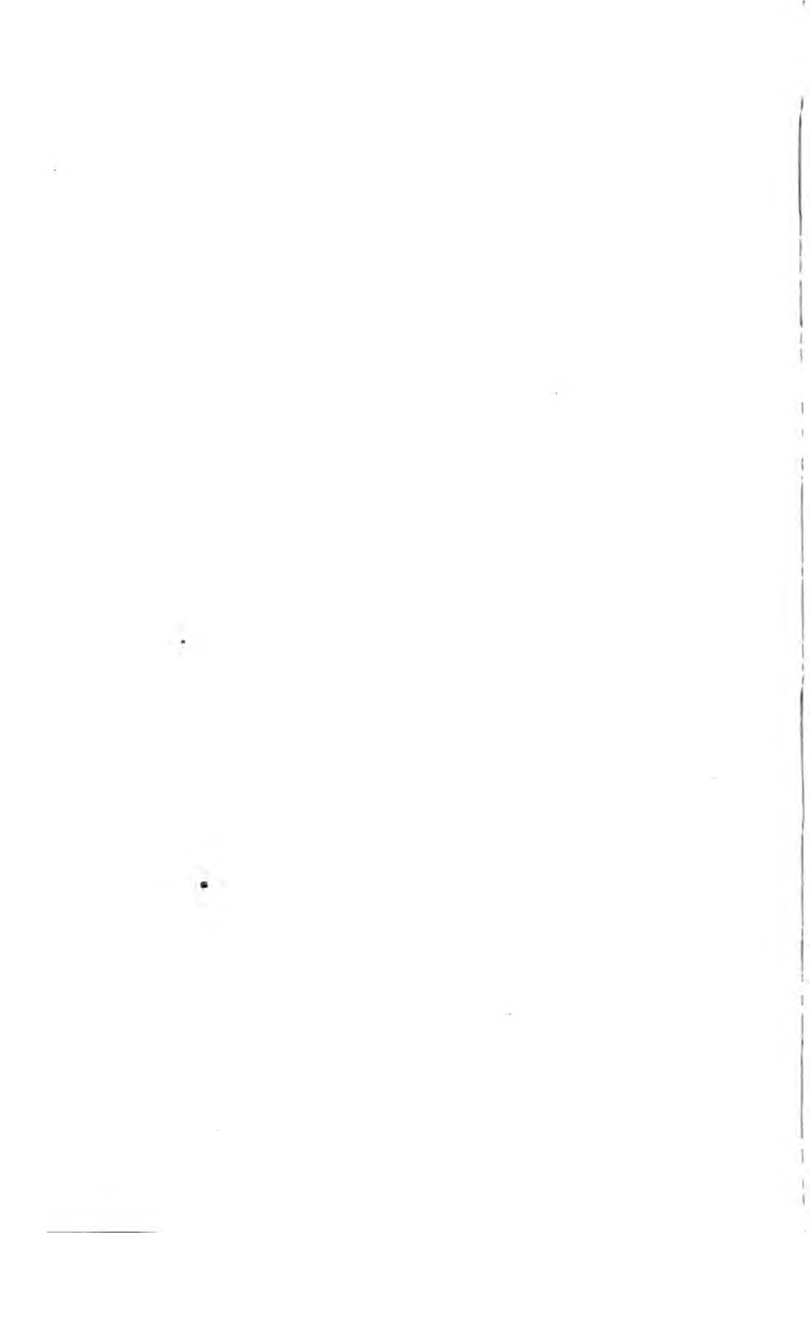
Katerina Lwowna verteidigte sich nicht; sie schaute immer starrer in die Wogen und bewegte lautlos die Lippen. Zwischen den gemeinen Reden Sergejs hörte sie aus den sich weitenden und zusammenschlagenden Wellen ein Heulen und Stöhnen herausdringen. Hinter einer sich überschlagenden Welle sah sie plötzlich den blauen Kopf Boris Timofejitschs auftauchen, hinter einer andern blickte schwankend ihr Mann hervor; er hielt Fedja in seinen Armen, dessen Köpfchen nach vorn herabfiel. Katerina Lwowna wollte ein Gebet sprechen und bewegte die Lippen, aber ihr Mund flüsterte nur: „Wie vergnügt wir die langen Herbstnächte verbracht und Menschen von der lichten Erde zum finstern Tod geleitet haben.“

Katerina Lwowna bebte. Ihr flackernder Blick ward starr und grausam. Sie streckte die Arme ein, zweimal vor sich hin und ließ sie wieder fallen. Noch ein Augenblick — und plötzlich begann sie zu schwanken. Ohne die Blicke von dem dunklen Strom zu wenden, bückte sie sich, packte Sonetka an den Beinen und warf sich mit ihr blitzschnell über den Rand der Fähre.

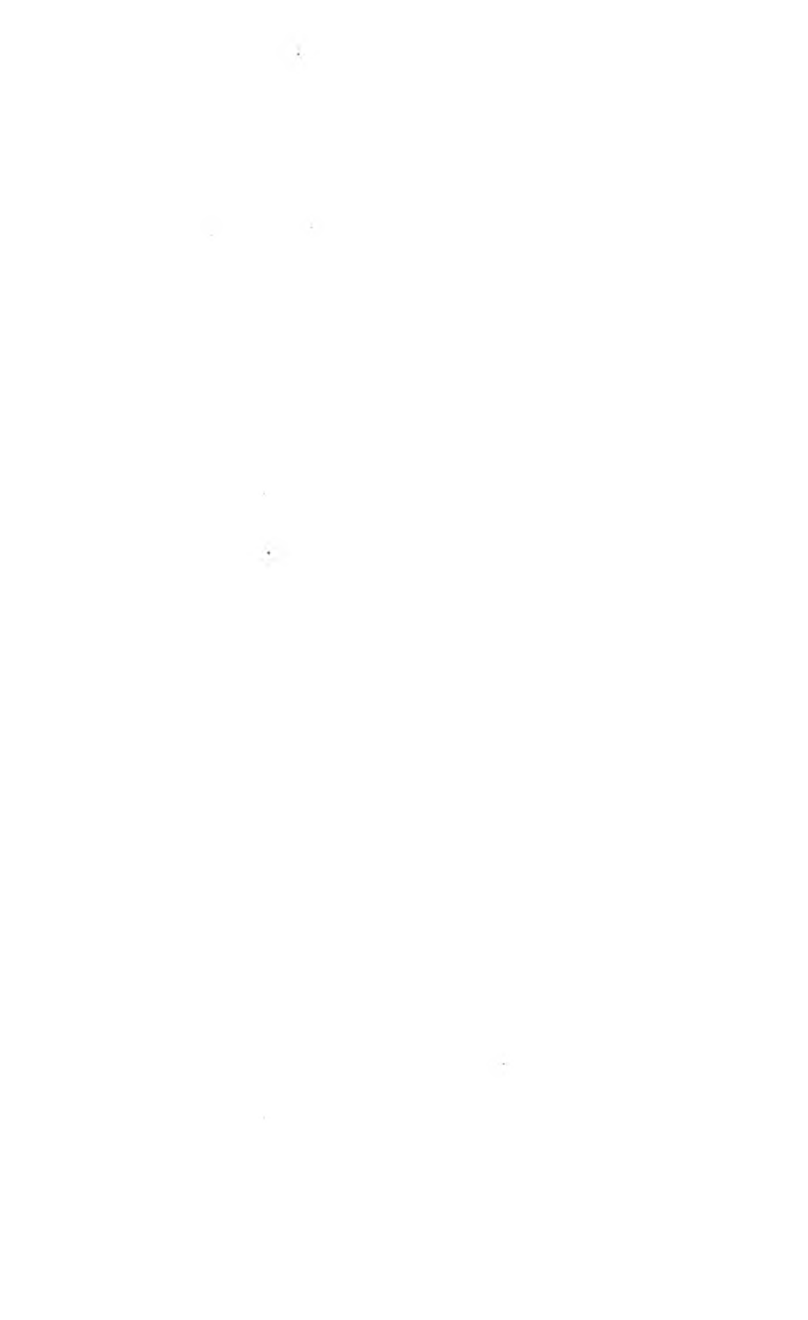
Alle waren vor Entsetzen wie versteint.

Katerina Lwowna kam noch einmal zum Vorschein; dann versank sie wieder; eine zweite Welle trug Sonetka empor.

„Die Bootsstange! Wirf ihr die Stange zu!“ wurde auf der Fähre geschrien. Die schwere Stange mit dem langen Strick wurde in hohem Schwung ins Wasser geworfen. Sonetka war schon wieder untergegangen. Nach zwei Sekunden streckte sie, durch die Strömung schnell von der Fähre abgetrieben, abermals die Arme aus dem Wasser. Im gleichen Augenblick hob sich jedoch aus einer anderen Welle Katerina Lwowna fast bis an die Hüften über dem Wasser empor, warf sich wie ein starker Hecht auf eine weichschuppige Plötze über Sonetka, und beide wurden nicht mehr gesehen.



Die Teufelsaustreibung



Diese Zeremonie bekommt man lediglich in Moskau zu sehen, und dies auch nur dann, wenn man besonderes Glück und besondere Verbindungen hat.

Dank dem günstigen Zusammentreffen verschiedener Umstände hatte ich einmal den Vorzug, einer Teufelsaustreibung von Anfang bis zu Ende beizuwohnen. Ich will versuchen, den wirklichen Kennern und Liebhabern alles Ernsten und Großen unserer nationalen Art eine getreue Schilderung dieser Zeremonie zu geben.

Obgleich ich einerseits dem Adel angehöre, stehe ich doch andrerseits in engen Beziehungen zum Volke. Meine Mutter ist aus dem Kaufmannsstand hervorgegangen. Ihre Eltern waren sehr begüterte Leute und sträubten sich gegen die Heirat ihrer Tochter, so daß diese aus Liebe zu meinem Vater heimlich das Elternhaus verließ. Mein verstorbener Vater war ein rechter Draufgänger gewesen und hatte bei den Frauen alles erreicht, was er wollte. Auch über mein Mütterchen hatte er einen leichten Sieg davongetragen, was allerdings zur Folge hatte, daß meine ob des Leichtsinns ihrer Tochter erzürnten Großeltern meinem Mütterchen keine andere Mitgift gaben als die selbstverständliche Zugabe: Kleidung, Betten und Gottes Barmherzigkeit, die die Jungvermählten zugleich mit der Verzeihung und dem für immerdar unverbrüchlichen Segen der Eltern erhielten.

Meine Alten wohnten in Orjol, wo sie sich kümmerlich durchschlugen; sie waren jedoch zu stolz, die

reichen Angehörigen meiner Mutter mit einer Bitte anzugehen, und hielten auch keinerlei Verbindung mit ihnen aufrecht. Als jedoch die Zeit gekommen war, wo ich die Universität besuchen sollte, sagte mein Mütterchen zu mir: „Mache doch, bitte, einen Besuch bei deinem Onkel Ilja Fedosejewitsch und richte ihm Grüße von mir aus. Das ist keine Erniedrigung für dich; die älteren Verwandten muß man ehren; er ist mein Bruder und zudem ein gottesfürchtiger Mann, der sich eines großen Einflusses in Moskau erfreut. Bei allen Empfängen pflegt er Brot und Salz anzubieten, er steht immer mit der Schüssel oder mit dem Heiligenbilde vor allen anderen und wird sogar vom Generalgouverneur und vom Metropoliten empfangen . . . Von ihm wirst du nur Gutes lernen können."

Wenn ich um diese Zeit, da ich den Katechismus bis zum Überdruß studiert hatte, auch nicht an Gott glaubte, so hatte ich doch mein Mütterchen sehr lieb und dachte mir eines Tages: ‚Da bin ich nun schon ein ganzes Jahr lang in Moskau und habe bis heute noch nicht Mütterchens Wunsch erfüllt; ich werde mal gleich zum Onkel Ilja Fedosejitsch gehen, meinen Besuch bei ihm machen, ihm Mütterchens Grüße überbringen und zusehen, was er mich lehren kann.'

Ich war von Kindheit auf daran gewöhnt, mich ehrerbietig gegen ältere Leute zu benehmen, insonderheit gegen solche, die mit dem Metropoliten und mit Gouverneuren befreundet waren.

Ich gab mir einen Ruck, bürstete mich fein säuberlich ab und begab mich zum Onkel Ilja Fedosejitsch.

2

Es war so gegen sechs Uhr nachmittags. Das Wetter war warm, mild und etwas trübe, mit einem Wort sehr schön. Onkels Haus kennt jedermann, ist es doch eines der ersten von Moskau. Nur war ich noch niemals darin gewesen und hatte auch den Onkel noch nie gesehen, nicht einmal von weitem.

Ich ging indessen ohne Zagen meines Wegs und dachte mir: nimmt er mich an, ist's gut, empfängt er mich nicht, soll er's ruhig bleiben lassen.

Als ich in den Hof trat, sah ich vor dem Portal eine Kutsche stehen, die mit zwei rassigen Rappen bespannt war. Mit ihren lose herabwallenden Mähnen und dem wie kostbarer Atlas glänzenden Fell sahen sie wie zwei Löwen aus.

Ich stieg die Treppe empor und sagte: „So und so — ich bin der Neffe, Student, und bitte, mich Ilja Fedosejitsch zu melden". Die Bedienten antworteten jedoch: „Er wird selbst gleich kommen, der Herr wollen spazieren fahren."

Plötzlich sah ich ihn daherkommen: eine ganz schlichte russische Gestalt, die jedoch einer gewissen Würde nicht entbehrte. In den Augen hatte er einige Ähnlichkeit mit meinem Mütterchen, jedoch war der Ausdruck ein anderer. Er machte den Eindruck eines sogenannten gutsituierten, soliden Mannes.

Ich machte ihm meine Aufwartung; er hörte mir schweigend zu, gab mir ruhig die Hand und sagte: „Nimm Platz, wir wollen etwas ausfahren." Ich

wollte eigentlich die Forderung abschlagen, wurde jedoch aus irgendeinem Grunde schwankend, stotterte etwas vor mich hin und stieg ein.

„In den Park!“ befahl er.

Die Löwen zogen mit einem Ruck an und stürmten davon, daß der Rückteil der Kutsche nur so in die Höhe sprang. Als wir jedoch erst außerhalb der Stadt waren, legten sie sich noch mehr ins Zeug. Wir saßen da, ohne ein Wort zu reden. Ich sah nur, wie sich mein Onkel den Zylinder tiefer in die Stirn drückte, und wie seine Miene vor Langeweile immer griesgrämiger wurde.

Er warf seine Blicke bald hierhin, bald dorthin. Einmal ließ er sie einen Moment auf mir ruhen und sagte ganz unvermittelt: „Das ist ja schon kein Leben mehr!“

Ich wußte nicht, was ich darauf antworten sollte, und schwieg.

Wir fuhren immer weiter und weiter. ‚Wohin will er mich eigentlich bringen?‘ dachte ich mir, und es begann mir zu dämmern, daß ich in eine heikle Lage geraten war.

Der Onkel schien jedoch plötzlich zu einem Entschluß gekommen zu sein, denn er begann dem Kutscher eine Anweisung nach der andern zu erteilen.

„Rechts! Links! Beim Jar halten!“

Als wir vor dem Restaurant ‚Jar‘ angekommen waren, sah ich zahlreiche Bediente uns entgegenstürzen, von denen jeder mindestens drei tiefe Bücklinge vor dem Onkel machte. Der Onkel rührte sich jedoch nicht

in der Kutsche, sondern ließ den französischen Besitzer rufen. Einige Kellner stoben davon. Der Franzose erschien sofort. Obwohl er den Onkel ebenfalls mit ausgesuchter Höflichkeit empfing, machte dieser noch immer keine Anstalten auszusteigen, sondern er stuckerte nur mit dem Elfenbeingriff seines Spazierstockes gegen die Zähne und sagte: „Wieviel überflüssige Gäste sind da?"

„An die dreißig mögen in den Gastzimmern sein," antwortete der Franzose, „und außerdem sind drei Separées besetzt."

„Alle raus!"

„Sehr wohl!"

„Jetzt ist es sieben Uhr," sagte mein Onkel und schaute auf die Uhr, „um 8 Uhr komme ich wieder. Ist dann alles fertig?"

„Nein," antwortete der Franzose, „um acht Uhr kaum ... viele haben bereits bestellt ... aber gegen neun sind Sie willkommen; dann wird im ganzen Restaurant kein Fremder mehr sein."

„Gut."

„Und was soll ich vorbereiten?"

„Zigeuner natürlich."

„Und was noch?"

„Das Orchester."

„Eins?"

„Nein, lieber zwei."

„Soll ich Rjabyka holen lassen?"

„Versteht sich."

„Französische Damen?"

„Brauche ich nicht."

„Getränke?"

„Den ganzen Keller."

„Speisen?"

„Die Karte!"

Man reichte dem Onkel die Tageskarte, auf die er indes nur einen Blick warf, so daß er nichts wählen konnte; wahrscheinlich wollte er es auch gar nicht. Er pochte nur mit seinem Spazierstock auf die Karte und sagte: „Von alledem für hundert Personen." Und damit rollte er die Karte zusammen und steckte sie in seinen Kaftan.

Obwohl der Franzose hocherfreut war, machte er doch ein etwas verlegenes Gesicht.

„Es ist mir nicht möglich," sagte er „sämtlichen hundert Gästen dasselbe zu verabreichen. Auf der Karte sind sehr teure Speisen verzeichnet, von denen ich nur fünf, sechs Portionen im ganzen vorrätig habe."

„Aber ich kann doch meine Gäste nicht sortieren! Jeder soll bekommen, was er haben will. Verstanden?"

„Jawohl."

„Wenn es nicht der Fall ist, Bruder, wird dir auch Rjabyka nicht zur Seite stehen. Vorwärts!"

Wir ließen den Restaurateur mit seinen Kellnern am Portal stehen und rollten davon.

Jetzt war es mir sonnenklar, daß ich mich auf Irrwegen befand. Ich machte den Versuch mich zu verabschieden, allein mein Onkel hörte mich überhaupt nicht. Er war außerordentlich beschäftigt. Wir fuhren dahin und hielten bald bei dem einen, bald bei dem andern, die uns begegneten, an.

„Um neun Uhr im ‚Jar'!" sagte mein Onkel kurz und bündig zu jedem. Die Leute, denen er dies zurief, waren durchweg ebenso hochachtbare alte Herren wie mein Onkel. Sie nahmen alle ihre Mützen ab und erwiderten dem Onkel ebenso kurz und bündig: „Bin dein Gast, bin dein Gast, Fedosejitsch!"

Ich weiß nicht mehr, wieviel Leute wir auf diese Art einluden, aber ich meine, es werden an zwanzig Herren gewesen sein. Sobald es neun Uhr war, fuhren wir wieder zum ‚Jar'. Ein ganzer Dienerschwarm stürzte uns entgegen und half dem Onkel aus dem Wagen heraus, indem man ihn unter den Armen stützte, und der Franzose selbst klopfte ihm auf der Treppe mit einer Serviette den Staub von der Hose ab.

„Leer?" fragte der Onkel.

„Nur ein General ist noch da," erklärte der Wirt, „er war etwas später gekommen und bat mich inständig, ihn noch eine Weile im Separée zu lassen ..."

„Sofort hinaus mit ihm!"

„Er ist ja gleich fertig."

„Ich will's nicht, habe ihm genug Zeit gelassen, mag er hier draußen auf der Wiese zu Ende essen."

Ich weiß nicht, womit dies geendet haben würde, wenn nicht in diesem Augenblick der General in Begleitung von zwei Damen aus dem Restaurant herausgekommen, in seine Kutsche gestiegen und davongefahren wäre. Am Eingang begannen sich die vom Onkel im Park geladenen Gäste einer nach dem andern einzufinden.

3

Das Restaurant war wieder fein säuberlich in Ordnung gebracht worden und völlig leer. Nur in einem der Säle saß ein grobschlächtiger starker Mann, der meinem Onkel schweigend entgegenkam, ihm den Stock aus den Händen nahm und diesen, ohne etwas zu sprechen, irgendwo verwahrte.

Der Onkel überließ dem Riesen den Stock ohne jeden Widerspruch und übergab ihm gleichzeitig auch seine Brieftasche und seine Geldbörse.

Dieser schon etwas ergraute standfeste Riese war eben jener Rjabyka, um den es sich bei der Anweisung gehandelt hatte, die mein Onkel in meiner Gegenwart dem Restaurateur erteilt hatte und die mir unverständlich geblieben war. Rjabyka war ein Schullehrer, hatte hier jedoch offenbar ein anderes Amt. Er war genau so wichtig wie die Zigeuner, das Orchester und das gesamte Personal, das sich vollzählig eingefunden hatte. Ich begriff nur nicht, worin die Funktion des Lehrers bestehen sollte, denn ich war noch zu unerfahren, um zu verstehen, worum es sich hier handelte.

Das hell erleuchtete Restaurant war in vollem Betrieb. Die Musik vollführte einen Höllenlärm, die Zigeuner gingen hin und her und nahmen zuweilen einen Imbiß am Büfett ein. Mein Onkel besichtigte die Zimmer, den Garten, die Grotte und die Galerien. Er sah nach, ob etwa noch jemand da war, der ‚nicht hergehörte'. Der Lehrer wich nicht von seiner Seite.

Als sie jedoch in den Hauptsaal zurückkehrten, wo alles versammelt war, konnte man zwischen dem Onkel und dem Lehrer einen großen Unterschied wahrnehmen. Der Rundgang hatte auf die beiden nicht die gleiche Wirkung ausgeübt. Der Lehrer war noch genau so nüchtern wie zuvor, mein Onkel aber war völlig betrunken.

Auf welche Weise dies so schnell hatte geschehen können, weiß ich nicht, jedenfalls war er in ausgezeichneter Stimmung. Er setzte sich auf den Präsidentenstuhl und übernahm das Regiment.

Die Türen wurden verschlossen. Wir waren von aller Welt abgeschnitten. Es gab keinen Weg mehr von ihr zu uns und von uns zu ihr. Uns trennte ein Abgrund von allem übrigen, der Abgrund der genossenen Weinmengen und Speisen, vor allem aber der Abgrund einer, ich will nicht sagen unanständigen, aber wilden, rasenden Ausgelassenheit, die mit Worten zu schildern ich nicht imstande bin. Das darf man von mir auch nicht verlangen, denn nachdem ich mich hier gefangen und von aller Welt abgeschnitten sah, wurde ich vollends verzagt und suchte mich möglichst rasch zu betrinken. Ich will sodann auch nicht zu schildern versuchen, wie diese Nacht verlief, weil es meiner Feder doch nicht gegeben wäre, alles zu beschreiben; ich erinnere mich nur zweier besonders auffallender Kampfhandlungen und des Finales, allein darin ist das Grausige, das über dem ganzen Feste lag, mit voller Deutlichkeit enthalten.

4

Ein gewisser Iwan Stepanowitsch wurde angemeldet. Wie sich später herausstellte, war er einer der einflußreichsten Moskauer Fabrikanten und Handelsherren.

Dies verursachte eine kleine Pause.

„Ich habe doch gesagt, niemand soll mehr hereingelassen werden“, erklärte der Onkel.

„Der Herr lassen sehr bitten.“

„Er soll sich dorthin scheren, von wo er gekommen ist.“

Der Diener ging hinaus, kam jedoch sogleich mit verlegener Miene wieder zurück.

„Iwan Stepanytsch“, ließ er sich vernehmen, „lassen sagen, daß sie inständigst bitten.“

„Unnütz, ich will nicht.“

Die andern meinten: „Laß’ ihn doch Strafe zahlen.“

„Nein! jagt den Kerl fort, brauche keine Strafe!“

Allein der Diener erschien abermals und erklärte noch bedrückter: „Iwan Stepanytsch sind mit jeder Strafe einverstanden, nur möchte er nicht von der Gesellschaft ausgeschlossen werden, es sei ihm dies bei seinen Jahren eine zu schmerzliche Kränkung.“

Der Onkel erhob sich. Seine Augen sprühten Blitze. Allein in diesem Augenblick stand zwischen ihm und dem Diener die massive Gestalt Rjabykas. Mit der linken Hand schob er den Diener mit einem Griff wie ein Kücken beiseite, mit der rechten drückte er den Onkel auf seinen Platz nieder.

Unter den Gästen wurden Stimmen laut, die für

Iwan Stepanytsch baten. Man solle ihn einlassen, wenn er an die Musik hundert Rubel Buße zahle. „Er ist doch unser Bruder und ein alter, gottesfürchtiger Mann, wo soll er denn jetzt noch hin? Weist man ihn ab, so wird er vielleicht vor den Augen des Publikums einen Skandal machen. Man muß Mitleid mit ihm haben."

Der Onkel wurde einen Augenblick vernünftig und sagte: „Es soll nicht nach meinem und nicht nach eurem, sondern nach Gottes Willen geschehen. Ich bin entschlossen, Iwan Stepanytsch einzulassen, aber nur unter der Bedingung, daß er die Pauke schlägt."

Ein Vermittler ging hinaus und kehrte sogleich wieder zurück.

„Iwan Stepanytsch bitten, lieber eine Strafe zahlen zu dürfen."

„Zum Teufel! Will er nicht die Pauke schlagen, brauche ich ihn nicht; dann mag er gehen, wohin er will."

Nach einer kleinen Weile ließ Iwan Stepanytsch, der es nicht mehr aushielt, sagen, daß er einverstanden sei, die Pauke zu schlagen.

„Er kann hereinkommen."

Ein Mann von ansehnlicher Größe und ehrwürdigem Aussehen trat ein. Sein Rücken war gekrümmt, sein Gesicht hatte einen strengen Zug, seine Augen waren trübe, und sein grauer, zerzauster Bart schimmerte grünlich. Iwan Stepanowitsch wollte eine scherzhafte Begrüßung machen, allein man verhinderte ihn daran.

„Nachher, nachher, das kannst du alles nachher

machen", schrie ihm der Onkel zu, „jetzt schlage die Pauke!"

„Schlage die Pauke!" stimmten auch alle übrigen ein. „Musik! Einen Marsch!"

Das Orchester intonierte einen feurigen Marsch, der ehrwürdige alte Herr ergriff die hölzernen Schlegel und begann bald im Takt, bald nicht im Takt auf die Pauken loszuschlagen.

Es entstand ein Höllenspektakel. Alle waren hochbefriedigt und schrien: „Lauter!"

Iwan Stepanowitsch verdoppelte seine Anstrengungen.

„Lauter, lauter, noch lauter!"

Der Greis paukte wie der Mohrenfürst Freiligraths mit aller Kraft und erreichte schließlich auch sein Ziel. Ein wahnsinniges Gekrach! Das Paukenfell war geplatzt. Alles johlte. Der Lärm stieg ins Ungemessene, und Iwan Stepanowitsch mußte als Buße für die zertrümmerte Pauke eine Strafe von fünfhundert Rubeln an die Musikanten zahlen.

Er zahlte, wischte sich den Schweiß ab, setzte sich, und während alle auf seine Gesundheit tranken, bemerkte er plötzlich zu seinem nicht geringen Schrecken unter den Gästen seinen eigenen Schwiegersohn.

Immer neuer Lärm und neues Gröhlen brauste durch den Saal. Dies dauerte so lange, bis ich das Bewußtsein von dem verlor, was um mich herum vorging. In den kurzen Augenblicken, wo ich meine Klarheit wiedererlangte, sah ich, wie die Zigeuner tanzten und mein Onkel, der noch immer auf dem-

selben Flecke saß, mit den Füßen stampfte; dann sah ich ihn plötzlich vor irgendjemandem stehen, allein sogleich tauchte zwischen den beiden Rjabyka auf; jemand flog beiseite, und mein Onkel ward wieder auf seinen Platz gedrückt, indes aufrecht vor ihm im Tische zwei Gabeln staken. Nun begriff ich, welche Funktion Rjabyka hier ausübte.

Doch jetzt wehte der erste frische Morgenhauch durchs Fenster hinein: ich ward mir von neuem der Vorgänge um mich herum bewußt, allein nur, um an meinem Verstand zu zweifeln. Ich war mitten in einer Schlacht. Bäume wurden gefällt. Splitternd und krachend schwankten und neigten sich die Bäume, herrliche, exotische Bäume! Hinter ihnen drängte sich in einem Winkel eine Schar brauner Gestalten zusammen, während mein Onkel und der Greis Iwan Stepanowitsch schreckliche, hellfunkelnde Beile gegen die Wurzeln der Stämme sausen ließen ... Wahrlich, eine Szene aus dem Mittelalter!

Dies bedeutete: die Zigeunerinnen, die sich in der Grotte hinter den Palmen versteckt hatten, sollten ‚zu Gefangenen gemacht' werden. Die Zigeuner schützten sie nicht, sondern überließen sie ihrer eigenen Energie. Scherz und Ernst waren kaum mehr voneinander zu unterscheiden. Teller, Stühle, Steine aus der Grotte flogen durch die Luft, aber die Angreifer schlugen sich immer tiefer in den Wald hinein, und am kühnsten von allen zeigten sich Iwan Stepanowitsch und mein Onkel.

Endlich war die Veste genommen. Die Zigeune-

rinnen wurden gepackt, umarmt und abgeküßt; jeder steckte dann seiner Beute einen Hundertrubelschein ins Mieder, und die Sache war zu Ende...

Da, mit einem Male wurde es still... alles war zu Ende. Das Fest war nicht durch irgendeine äußerliche Störung abgebrochen worden, sondern jeder hatte einfach genug. Hatte man vorher gemeint, daß es ohne dem ‚schon kein Leben mehr war', so hatte man jetzt das Gefühl, genug gelebt zu haben.

Alle hatten genug, und alle waren befriedigt. Vielleicht war auch der Umstand von Bedeutung, daß der Lehrer gesagt hatte, es sei Zeit für ihn in die Schule zu gehen. Übrigens ist das ja auch ganz gleich; jedenfalls war die Walpurgisnacht zu Ende, und das irdische Dasein begann wieder.

Die Gäste brachen nicht unter Lärmen und Abschiednehmen nacheinander auf, sondern waren mit einem Male einfach verschwunden. Von den Musikern und den Zigeunern war nichts mehr zu sehen. Das Restaurant bot ein Bild vollkommener Verwüstung. Es gab keine einzige Draperie, keinen einzigen heilen Spiegel mehr, sogar der Kronleuchter lag in Stücken am Boden, und die Kristallprismen zerbrachen unter den Füßen der Kellner, die sich vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen zu halten vermochten. Mein Onkel saß allein auf einem Sofa und trank Dünnbier. Von Zeit zu Zeit kam ihm eine Erinnerung, und seine Beine zuckten. Neben ihm stand Rjabyka, der Eile hatte, in seine Schule zu kommen.

Man brachte die Rechnung. Sie war kurz und wies nur eine Pauschalsumme auf.

Rjabyka las die Rechnung aufmerksam durch und verlangte einen Abzug von anderthalb tausend Rubeln. Ohne viel mit ihm zu streiten zog man das Fazit. Die Endsumme machte siebzehntausend Rubel aus. Nachdem Rjabyka einen Blick darauf geworfen hatte, erklärte er sich einverstanden. Der Onkel meinte einsilbig: „Zahle!“ Dann setzte er seinen Hut auf und bedeutete mir, ihm zu folgen.

Ich sah zu meinem Schrecken, daß er nichts vergessen hatte, und daß es mir unmöglich war von ihm loszukommen. Ich hatte schreckliche Angst vor ihm und konnte mir nicht vorstellen, wie es mir ergehen würde, wenn ich in seinem unglücklichen Zustande mit ihm unter vier Augen allein bleiben würde. Er hatte mich mitgenommen, hatte noch keine zwei vernünftigen Worte mit mir gesprochen und schleppte mich nun fort. Gab es denn kein Entrinnen? Was würde ich noch alles erleben müssen? Meine Trunkenheit war plötzlich wie weggeblasen. Ich hatte nichts als furchtbare Angst vor diesem schrecklichen, wilden Tier mit seinen unglaublichen, phantastischen, grausigen Einfällen. Indessen waren wir schon beim Ausgang angelangt. In der Vorhalle umringte uns die ganze große Kellnerschar. Der Onkel bestimmte: „Jedem fünf!“ und Rjabyka zahlte aus; den Pförtnern, Wächtern, Polizisten, Gendarmen, die uns alle irgendwelche Dienste geleistet haben wollten, gab er etwas weniger. Obwohl es schon eine riesige Summe ausmachte, um

alle diese Leute zufriedenzustellen, erwartete den Onkel noch eine andere Ausgabe. Als wir hinaustraten, sahen wir im Park, soweit der Blick reichte, eine Unzahl Droschken halten. Es war eine unübersehbare Menge, und alle warteten auf uns, warteten auf ihr Väterchen Ilja Fedosejitsch, ‚ob Seine Gnaden nicht ihrer Dienste bedürften'.

Nachdem wir uns erkundigt hatten, wieviele Droschken es waren, und jeder Kutscher drei Rubel bekommen hatte, nahmen Onkel und ich in unserer Kutsche Platz, und Rjabyka reichte dem Onkel die Brieftasche.

Ilja Fedosejitsch zog hundert Rubel heraus und gab sie Rjabyka.

Der drehte den Schein hin und her und sagte unwirsch: „Zu wenig". Der Onkel gab ihm noch zwei Fünfundzwanziger. „Auch dies genügt noch nicht; wenn es auch keinen Skandal gegeben hat", brummte Rjabyka. Der Onkel legte noch einen dritten Fünfundzwanziger hinzu, worauf ihm der Lehrer den Stock reichte und sich mit einer tiefen Verbeugung verabschiedete.

5

Wir blieben beide allein zurück; Seite an Seite fuhren wir im Trab nach Moskau; hinter uns jagte unter unablässigem Geschrei und dröhnendem Gepolter das ganze Heer der Droschkenkutscher drein. Ich begriff nicht, was sie noch wollten, allein der Onkel wußte Bescheid. Es war empörend. Um von Ilja Fedosejitsch noch mehr Geld zu erpressen, lieferten sie ihn

unter dem Vorwand, ihm das Ehrengeleit zu geben, dem allgemeinen Gespött aus.

Moskau lag, von der Morgensonne überstrahlt, in seiner ganzen Schönheit vor uns. Aus den Schornsteinen stiegen leichte Rauchwölkchen empor, und friedevoller Glockenschlag rief die Gläubigen zum Gebet.

Rechts und links von der Straße, die auf den Schlagbaum zuführte, zogen sich Stapelhäuser hin. Vor dem ersten Speicher ließ der Onkel halten, ging zu einem auf der Schwelle stehenden Fäßchen aus Lindenholz hin und fragte: „Honig?“

„Honig.“

„Was kostet das Faß?“

„Wir verkaufen nur pfundweise.“

„Verkaufe mir den ganzen Schwung; rechne aus, was es kostet.“

Ich weiß nicht mehr, ob der Mann das Faß mit siebzig oder achtzig Rubel berechnete.

Mein Onkel schleuderte ihm das Geld hin.

Jetzt rückte uns unsere Eskorte auf den Leib.

„Nun, ihr Kerls, ihr Moskauer Droschkenkutscher, habt ihr mich lieb?“

„Wie denn, wir sind in alle Ewigkeit Euer Gnaden Diener...“

„Seid ihr mir ergeben?“

„Treu ergeben, Euer Gnaden.“

„Zieht die Räder ab!“

Sie guckten sich zweifelnd an.

„Fix, fix!“ kommandierte mein Onkel.

Ungefähr zwanzig Kutscher, die schneller als die

anderen begriffen, krochen unter den Bock, holten ihre Schraubenschlüssel hervor und drehten die Muttern ab.

„Schön," sagte der Onkel, „und nun schmiert die Naben mit Honig."

„Väterchen!"

„Schmiert!"

„So was Gutes... das paßt doch besser in den Mund!"

„Schmiert!"

Ohne noch weiter in sie zu dringen, nahm der Onkel wieder in der Kutsche Platz, und wir fuhren davon. Die Kutscher blieben allesamt mit ihren abgenommenen Rädern beim Honig zurück, mit dem sie sicher nicht die Naben schmierten, sondern den sie unter sich verteilten oder dem Speicherbesitzer wieder zurückverkauften. Auf jeden Fall waren wir sie los. Wir selbst begaben uns ins Bad. Hier glaubte ich, das Weltende sei gekommen. Während ich halbtot vor Angst in der Marmorwanne saß, streckte sich der Onkel auf dem Boden aus, aber nicht einfach der Länge lang, sondern in einer höchst seltsamen, geradezu apokalyptischen Stellung. Er ruhte mit der ganzen Schwere seines mäßigen Körpers nur auf den Zehen — und Fingerspitzen. Auf diesen dünnen Stützpunkten zitterte der rote Körper unter den kalten Duschen, die auf ihn niederprasselten, hin und her. Dabei brüllte der Onkel dumpf wie ein Bär, der sich einen Dorn aus der Tatze zieht. Während der halben Stunde, da sich dies fortsetzte, bebte der Onkel wie Gelee auf einem schwankenden Tische. End-

lich sprang er mit einem Satz in die Höhe und ließ sich Dünnbier geben.

Wir kleideten uns an und fuhren ‚zum Franzosen' auf den Kusnetzkij Most. Hier ließen wir uns beide fein säuberlich die Haare stutzen, kräuseln und frisieren. Dann begaben wir uns zu Fuß in die Stadt zu Onkels Geschäft. Mich würdigte der Onkel noch immer nicht seiner Unterhaltung; er ließ mich aber auch nicht gehen. Nur ein einziges Mal meinte er: „Wart's ab, nicht alles auf einmal; was du heute nicht verstehst, wirst du mit den Jahren schon begreifen."

In seinem Laden betete er zunächst, dann musterte er mit einem Blick, ob alles in Ordnung war, und stellte sich an sein Schreibpult. Die Außenseite des Gefäßes war zwar sauber, aber im Inneren brodelte noch ein stinkender Pfuhl und erheischte ebenfalls Säuberung.

Ich sah es und verlor nun alle meine Angst. Es interessierte mich; ich wollte sehen, wie er mit sich selbst fertig wurde. Würde er nunmehr in Enthaltsamkeit leben oder auf irgendeine göttliche Gnade warten?

Gegen zehn Uhr wurde er unruhig, es litt ihn nicht mehr an seinem Platz, und er schaute immerzu nach seinem Nachbarn aus, den er erwartete, um mit ihm zu dritt Tee trinken zu gehen. Wenn man zu dreien kommt, ist der Tee nämlich um einen Fünfer billiger. Der Nachbar erschien jedoch nicht. Er war plötzlich gestorben.

Der Onkel bekreuzte sich und sagte: „Wir müssen alle sterben."

Obwohl er vierzig Jahre lang zusammen mit dem Nachbarn in das gleiche Wirtshaus zum Teetrinken gegangen war, regte ihn der Tod seines Gefährten nicht weiter auf, sondern er ließ sogleich den Nachbarn von der anderen Seite bitten. Wir gingen, aßen dies und jenes, tranken jedoch keinen Alkohol. Nachdem ich den ganzen Tag bei meinem Onkel geweilt hatte und mit ihm umhergegangen war, ließ er sich gegen Abend einen Wagen kommen, und wir fuhren zur ‚Allgepriesenen'.

Dort kannten ihn alle und begegneten ihm mit der gleichen Hochachtung wie im Jar.

„Ich will vor der Allgepriesenen niederfallen und über meine Sünden jammern. Hier stelle ich Ihnen meinen Neffen vor, den Sohn meiner Schwester."

„Kommen Sie", sagten die Nonnen, „kommen Sie, von wem sollte die Allgepriesene ein bußfertiges Gebet lieber annehmen als von Ihnen, der stets ein Wohltäter ihres irdischen Heims gewesen ist! Jetzt ist eben die günstigste Zeit, um vor ihr zu beten — die Abendmesse ist soeben im Gang."

„Soll sie erst zu Ende gehen, ich mag lieber ohne Zuschauer beten. Und daß man mir eine gnadenvolle Dämmerung macht!"

Man machte ihm die Dämmerung. Alle Lichter, außer zwei oder drei Lämpchen und der großen grünen Ampel vor der Allgepriesenen, wurden ausgelöscht. Der Onkel sank nicht in die Knie, nein, er stürzte wie ein Baum zu Boden, schlug mit der Stirn auf die Erde, seufzte tief auf und blieb liegen wie ein Toter.

Ich saß neben zwei Nonnen in einer dunkeln Ecke neben der Tür. Lange Zeit blieb alles totenstill. Der Onkel lag da ohne einen Ton von sich zu geben. Ich glaubte, er sei eingeschlafen, und teilte meine Befürchtungen den Nonnen mit. Eine der Schwestern, die sich mit meinem Onkel schon auskannte, dachte etwas nach, schüttelte den Kopf, zündete eine dünne Kerze an, umschloß sie mit der hohlen Hand und schritt leise zu dem Büßenden hin. Sie ging auf den Zehenspitzen behutsam um ihn herum und flüsterte erregt: „Es wirkt … sogar mit Rückfall."

„Woran merken Sie es?"

Sie beugte sich vor, gab mir einen Wink, das gleiche zu tun und sagte: „Schauen Sie durch die beiden Flammen hindurch auf seine Beine."

„Ja, ich tue es."

„Sehen Sie den Kampf?"

Ich blickte genauer hin und bemerkte in der Tat eine Bewegung. Der Onkel lag andächtig in Gebetsstellung da, aber in seinen Füßen kämpften gleichsam zwei Kater miteinander; bald griff der eine an, bald der andere und jedesmal hüpften sie regelrecht in die Höhe.

„Mütterchen", sagte ich, „wo kommen denn die Kater her?"

„Es will Ihnen nur so scheinen, als ob dies Kater seien," antwortete sie, „es sind jedoch keine Kater, sondern es ist die Versuchung. Sehen Sie, sein Geist flammt schon gen Himmel empor, aber seine Beine streben noch zur Hölle hin."

Ich sah noch einmal hin. In der Tat! Der Onkel tanzte mit den Füßen den Trepak von gestern Nacht zu Ende. Aber ob seine Seele auch wirklich in diesem Augenblick gen Himmel flammte?

Gleichsam als Antwort auf meinen Zweifel begann er plötzlich aufzuseufzen und laut zu rufen: „Ich erhebe mich nicht, es sei denn, du vergebest mir. Du allein bist heilig, aber wir sind allesamt verdammte Dämonen“, schluchzte er.

Und er schluchzte so herzzerbrechend, daß wir alle drei laut zu weinen begannen und beteten: „Herr, erhöre sein Flehen!“

Wir beteten so innig, daß wir gar nicht bemerkten, wie er plötzlich neben uns stand und mit leiser, ehrfurchtsvoller Stimme zu mir sagte:

„Komm, nehmen wir das Abendmahl!“

Die Nonnen fragten: „Ward Ihnen auch die Gnade zuteil, Väterchen, den Himmelsglanz zu sehen?“

„Nein“, antwortete er, „diese Gnade ward mir nicht zuteil, aber seht ... dies ward mir zuteil.“

Er ballte die Faust und führte sie langsam nach oben. Es sah aus, als ob er einen Jungen am Schopf in die Höhe höbe.

„Sie wurden erhoben?“

„Ja.“

Die Nonnen bekreuzten sich, und ich tat desgleichen. Der Onkel erklärte: „Jetzt ist mir vergeben. Aus der Höhe der Kuppel fuhr eine Hand auf mich herab, packte mich bei den Haaren und stellte mich auf die Füße ...“

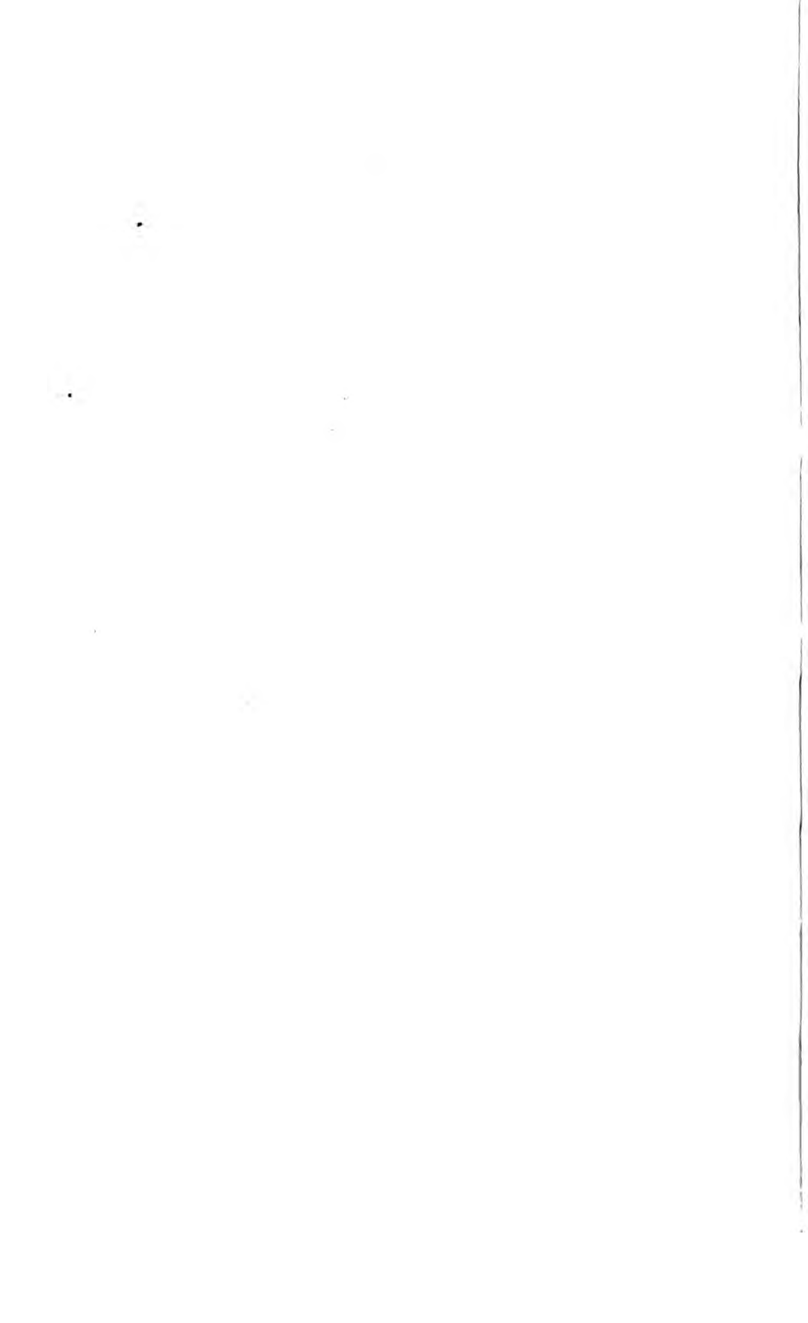
Nun war er der Verdammnis entrissen und voller Glück. Das Kloster, in dem er sich dieses Wunder erbetet hatte, wurde reichlich belohnt. Der Onkel fühlte neue Lebensfreude in sich und sandte meiner Mutter das gesamte ihr zustehende Erbteil, mir aber hatte er dazu verholfen, einen guten alten Volksglauben kennen zu lernen.

Von dieser Zeit an erkannte ich, weshalb das Volk am Fallen und Erheben Geschmack findet. Und diese Zeremonie nennt man die ‚Teufelsaustreibung, so des Satans Einflüsterungen Luft machet'. Man kann sie jedoch, ich wiederhole es, lediglich in Moskau erleben, und dies auch nur dann, wenn man besonderes Glück hat oder die hohe Protektion der ehrwürdigsten Greise besitzt.



Der ungetaufte Pope

Ein unwahrscheinlicher Vorfall



In unserem Freundeskreise kam einmal folgende Zeitungsnachricht zur Sprache:

‚In einem Dorf verheiratete der Geistliche seine Tochter. Natürlich gab es ein prächtiges Fest, es wurde tüchtig getrunken, und man amüsierte sich auf die übliche ländliche Art. Dabei stellte sich heraus, daß der Diakonus ein großer Liebhaber der Tanzkunst war; er tanzte in heller Begeisterung und Festfreude ‚mit vergnügten Beinen‘ angesichts aller Gäste einen Trepak zu ihrem nicht geringen Entzücken. Unglücklicherweise jedoch war bei diesem Feste auch der Propst zugegen, dem das Treiben des Diakonus äußerst anstößig schien; es schrie seines Erachtens nach strengster Maßregelung und er sandte daher voll Eifer dem Bischof einen Bericht, in dem er ausführte, daß der Diakonus auf einer Hochzeit im Hause des Geistlichen einen ‚Trepak gestampft‘ habe. Der Erzbischof Ignatius empfing diesen Bericht und setzte folgende Resolution darunter:

‚Den Trepak gestampft hat Diakonus N.
Aber der Trepak hat nicht geklagt;
Warum also hat der Propst den Bericht abgefaßt?
Den Propst vors Konsistorium zitieren und verhören!‘

Und die Sache endete damit, daß der Ankläger, nachdem er um ihretwillen hundertfünfzig Werst zurückgelegt und nicht wenig Geld verbraucht hatte, mit dem Verweis heimkehren mußte, er hätte den

Diakonus sofort an Ort und Stelle ermahnen, aber nicht aus dem einen und noch dazu vereinzelt dastehenden Vorkommnis eine große Geschichte machen sollen.‘

Wir alle, die wir diesen Bericht lasen, waren durchaus mit der originellen Resolution des hochwürdigen Ignatius einverstanden, aber einer von uns, ein großer Kenner des geistlichen Lebens, der über einen reichen Schatz von Anekdoten aus diesem eigenartigen Milieu verfügte, meinte dazu: „Alles gut und schön, meine Herren, gewiß: der Propst hätte in der Tat ‚aus diesem einen und noch dazu vereinzelt dastehenden Vorkommnis keine große Geschichte machen‘ sollen; doch ist nie ein Fall dem andern völlig gleich, und was wir hier soeben gelesen, erinnert mich an einen anderen Vorfall, bei welchem ein denunzierender Propst seinen Bischof vor eine viel schwierigere Entscheidung stellte; freilich ging auch diese Sache gut aus.“

Natürlich drangen wir in den Sprecher, uns doch von diesem merkwürdigen Geschehnis zu berichten, und bekamen darauf folgende Geschichte zu hören:

Der Beginn des Vorfalls, den ich Ihnen erzählen will, liegt noch in den ersten Regierungsjahren des Kaisers Nikolai Pawlowitsch, doch erreichte die Sache erst gegen Ende seiner Regierung, in den allerverworrensten Tagen unserer Krimschen Mißerfolge ihren Kulminationspunkt. In dem allgemeinen Tumult der damaligen hochwichtigen Ereignisse, die ja die Aufmerksamkeit ganz Rußlands auf sich lenkten,

schrumpfte der verzwickte Fall vom ‚ungetauften Popen‘ selbstverständlich zu einem Nichts zusammen, und nur die wenigen Beteiligten, die diese absonderliche, fast schon den Charakter einer unterhaltsamen Legende der Neuzeit tragende Geschichte miterlebten, haben die Sache im Gedächtnis behalten.

Da aber die Geschichte an dem Ort, an dem sie sich zutrug, vielen bekannt ist und ihre Hauptperson auch heute noch wohlauf und guter Dinge ist, werden Sie mir verzeihen, wenn ich den Ort der Handlung nicht genauer bezeichne und auch vermeide, die Personen bei ihren richtigen Namen zu nennen. Ich will Ihnen nur soviel sagen, daß der Schauplatz im Süden Rußlands liegt, bei den Kleinrussen, und daß der ungetaufte Pope Vater Ssawwa ist, ein sehr guter und frommer Mann, der auch heute noch lebt und predigt und sich sowohl bei der Obrigkeit wie auch bei seiner friedlich gesinnten Dorfgemeinde großer Beliebtheit erfreut.

Doch abgesehen von dem Vater Ssawwa, dem ich kein Pseudonym glaube geben zu müssen, werde ich alle anderen Personen und auch die Ortschaften mit unechten Namen bezeichnen.

2

In einem kleinrussischen Kosakendorf also, nennen wir es meinetwegen Paripsy, lebte ein reicher Kosak namens Petro Sacharowitsch, allgemein Dukatsch genannt. Er war ein älterer Mann, sehr reich, kinderlos und von harter, überaus harter Gemütsart. Er

war freilich kein Kronbauer im großrussischen Sinne des Worts, denn in kleinrussischen Dörfern ist das Kronbauerntum unbekannt, aber er war, wie die Leute dort sagen, ein Dukatsch — — ein schwieriger, zänkischer und unverschämter Mensch. Alle im Dorf fürchteten ihn und wichen ihm, wo sie nur konnten, aus, sie gingen sogar auf die andere Seite der Straße, um nicht vom Dukatsch beschimpft oder, wenn sich die Gelegenheit bot und er der Stärkere war, verprügelt zu werden. Sein Familienname war, wie dies auf dem Lande häufig vorkommt, vollkommen in Vergessenheit geraten und durch den landläufigen Ausdruck und Spitznamen ‚Dukatsch' ersetzt worden, der ja auch die unangenehmen sozialen Eigenschaften des Mannes sehr richtig bezeichnete. Dieser beleidigende Name trug natürlich nicht dazu bei, des Petro Sacharytschs Benehmen zu mildern, im Gegenteil, er reizte ihn noch und versetzte ihn mit der Zeit in eine solche Wut, daß er, obwohl von Natur ein gescheiter Mensch, schließlich alle Selbstbeherrschung und Vernunft verlor und gegen das ganze Dorf wie ein Besessener wütete.

Spielende Kinder brauchten, wenn sie ihn erblickten, nur mit dem Ruf: ‚Oh weh, der alte Dukatsch kommt', voll Angst davonzulaufen, und schon zeigte sich, daß ihre Angst berechtigt war: mit seinem langen Stecken, wie er in die Hand eines jeden ordentlichen kleinrussischen Kosaken gehört, oder mit einem hastig vom Baum abgerissenen Ast stürzte der alte Dukatsch zornig den davonstiebenden Kindern nach. Doch nicht nur die

Kinder fürchteten den alten Dukatsch: auch die Erwachsenen gaben sich, wie ich schon sagte, alle Mühe, ihm auszuweichen, — ‚damit er nur ja keinen Grund zum Anbinden finde'. So also war dieser Petro Sacharytsch beschaffen. Niemand liebte den Dukatsch, und es gab keinen Menschen, der ihm irgendwie Gutes gewünscht hätte, im Gegenteil allgemein wurde angenommen, der Himmel zögere nur aus unbegreiflicher Nachlässigkeit so lange, den streitsüchtigen Kosaken in so kleine Stücke zusammenzuhauen, daß nicht einmal mehr seine Eingeweide übrig blieben, und ein jeder wäre gern nach Kräften bereit gewesen das Seinige dazu beizutragen, diese Langmut der Vorsehung gutzumachen, wenn dem Dukatsch nicht zum allgemeinen Ärger das Glück unsichtbar von allen Seiten ‚wie toll zugeströmt wäre'. Alles, was er anpackte, glückte ihm — alles geriet wie von selbst in seine eisernen Hände: seine großen Schafherden vermehrten sich wie die Herden Labans unter Jakobs Hut. Es gab für sie in der Nähe schon nicht mehr Weideland genug. Die isabellfarbenen geradgehörnten Ochsen des Dukatsch waren groß und stark und zogen in ungefähr hundert Paaren ihre neuen Lastfuhren bald nach Moskau, bald in die Krim, bald nach Njeschin. Seine Bienenvölker, die im Schutz eines Lindenwäldchens hausten, waren so zahlreich, daß ihre Körbe nach Hunderten zählten. Mit einem Wort, für einen Kosaken war er unermeßlich reich. Aber aus welchem Grunde hatte Dukatsch solch großen Reichtum von Gott empfangen? Die Leute kamen aus der Ver-

wunderung nicht heraus und trösteten sich nur damit, daß dies alles kein gutes Ende nehmen könne, sondern daß vielmehr Gott auf solche Weise den Dukatsch nur ‚versuche‘, damit dieser immer noch großspuriger würde, um ihm dann eines Tages ‚eins tüchtig auf den Kopf zu geben‘ und zwar gleich so tüchtig, daß es durch die ganze Gegend schallen würde.

Voller Ungeduld warteten die guten Leute auf die endliche Heimsuchung des bösen Kosaken, und doch verging Jahr um Jahr, ohne daß Gott dem Dukatsch ‚eins auf den Kopf gab‘. Der Kosak wurde nur immer reicher und immer aufgeblasener, und von keiner Seite drohte ihm etwas, was seiner Wüstheit die Wage gehalten hätte. Das öffentliche Gewissen war darob ganz verstört. Und das umsomehr, als man beim Dukatsch nicht einmal sagen konnte, seine Sünden würden an seinen Kindern heimgesucht werden: er hatte keine Kinder. Eines Tages jedoch fing die alte Dukatschicha aus einem unerfindlichen Grunde an, den Leuten auszuweichen; sie genierte sich oder, wie man es im Dorf nannte, sie ‚schämte‘ sich, — sie zeigte sich nicht mehr auf der Straße, und bald durchlief die ganze Gegend die Neuigkeit, daß die Dukatschicha ‚gesegneten Leibes‘ ginge.

Die Gemüter und Zungen hatten nun vollauf zu tun: das öffentliche Gewissen erhoffte, des langen Wartens müde, baldige Genugtuung.

‚Was mag das wohl für ein Kind werden! was für ein Antichristenkind wird das sein! noch vor seiner Geburt müßte das im Mutterleibe kre-

pieren und gar nicht erst die Gotteswelt zu sehen kriegen!'

Alle erwarteten voller Spannung das kommende Ereignis, und endlich wurde ihre Ungeduld belohnt: in einer eiskalten Dezembernacht kam in der geräumigen Hütte des Dukatsch unter den heiligen Schmerzen der Geburtswehen ein Kind zur Welt.

Der neue Erdenbürger war ein Knabe und durch keinerlei tierische Mißbildung verunstaltet, obwohl gerade das aller guten Leute inniger Wunsch gewesen war; im Gegenteil, er war ein ungewöhnlich nettes und hübsches Kind, aus dessen schwarzhaarigem Köpfchen zwei große blaue Äuglein strahlten.

Die Gevatterin Kerassicha, die als erste die Nachricht von dem Neugeborenen in Umlauf brachte und schwor, daß das Kind weder Hörnerchen noch ein Schwänzlein habe, wurde von den Leuten angespien und beinahe verprügelt, das Kind aber blieb dennoch hübsch, sogar sehr hübsch, und war dabei erstaunlich still: es atmete leise in seiner Wiege, als scheue es sich zu schreien.

3

Dukatsch stand, als Gott ihm den Knaben schenkte, schon dicht vor dem Untergang. Er war damals vermutlich schon über fünfzig. Man weiß, daß bejahrte Väter ein solches Ereignis, wie die Geburt des ersten Kindes und noch dazu eines Sohnes, auf den sie Namen und Reichtum vererben können, stets aufs wärmste begrüßen. Auch unser Dukatsch war über

das Ereignis sehr froh — allein er äußerte seine Freude auf die rauhe Art seiner Natur. Als erstes rief er seinen bei ihm lebenden unbeweibten Neffen, der den Namen Agap führte, herbei, und eröffnete ihm, er brauche nicht länger nach der Erbschaft des Onkels zu schielen, da Gott ihm, dem Onkel, nun einen richtigen Erben für sein Hab und Gut gesandt habe, und er befahl diesem Agap, sogleich den neuen Festrock anzuziehen, die Mütze aufzusetzen und als Taufbitter in aller Herrgottsfrühe den zugereisten jungen Gerichtsherrn und die Popentochter aufzusuchen, um die beiden zu Gevattern zu laden.

Agap war bereits an den Vierzigern, ein unseliger Mensch, der wie ein Küken mit zerzaustem Köpfchen aussah, welch letzteres an einer Seite eine komische Glatze hatte, ein Werk von Dukatschs Händen.

Agap, der früh seine Eltern verloren hatte und nach deren Tode von Dukatsch aufgenommen worden war, war ein lebhaftes, aufgewecktes Kind gewesen, das für den Onkel von Vorteil war, da es lesen und schreiben konnte. Daher ließ Dukatsch seinen Neffen, um ihn nicht umsonst füttern zu müssen, schon seit dem ersten Jahre die Frachtfuhren nach Odessa begleiten. Doch als Agap eines Tages nach Rückkehr von einer solchen Reise dem Onkel eine Abrechnung vorlegte, in der ein Posten für eine neue Mütze eingetragen war, ärgerte sich Dukatsch, daß jener eigenmächtig einen solchen Kauf abzuschließen gewagt, und schlug den Burschen so grausam auf den Hals, daß es noch lange Zeit hindurch schmerzte und der

Hals auch nie mehr ganz gerade wurde; die Mütze jedoch nahm Dukatsch dem Jungen fort und hängte sie an einen Nagel, wo sie den Motten zum Fraße überlassen blieb. Der Schiefhals Agap aber mußte ein Jahr lang zum Gespött aller guten Leute ohne Mütze umhergehen. Er weinte oft und bitterlich, und grübelte oft genug darüber nach, wie er seiner Not abhelfen könnte. Er war freilich durch die Grausamkeiten seines Onkels längst stumpf geworden, aber die Leute lagen ihm in den Ohren, daß er mit seinem Onkel doch zu Rande kommen könne, wenn auch nicht mit Gradheit, so doch mit Politik. Es müsse aber dies eine feine Politik sein: die Mütze zu kaufen, die Ausgabe jedoch nicht einzutragen, sondern die Summe in kleinen Beträgen auf andere Einkäufe zu ‚verteilen'. Außerdem aber müsse er, wenn er vor den Onkel trete, für alle Fälle ein sehr langes Handtuch mehrmals um den Hals wickeln, damit es nicht zu weh täte, falls der Onkel handgreiflich würde. Agap behielt diese Lehren im Gedächtnis, und als ihn darauf der Onkel ein Jahr danach wieder einmal nach Njeschin schickte, ging er zwar ohne Mütze fort, brachte aber mit der Abrechnung auch eine Mütze heim, von der nichts in der Rechnung stand. Dukatsch merkte anfangs nichts und sagte sogar, auf seine Art und Weise lobend, zu seinem Neffen: „Eigentlich müßte ich dich prügeln, aber ich weiß wirklich nicht wofür." Doch da gab der Teufel dem Agap ein, seinem Onkel einmal zu beweisen, wie schlimm es mit der menschlichen Gerechtigkeit in der Welt bestellt sei! Er vergewisserte

sich zunächst, ob das lange Handtuch, das seine Politik unterstützen sollte, auch richtig um den Hals gewickelt war, fand alles in Ordnung und meinte darauf: „Oho, Onkel, ausgezeichnet! weißt nicht, wofür schlagen! das ist nun einmal die Gerechtigkeit auf der Welt!“

„Was für eine Gerechtigkeit?“

„Dies eben: passen Sie einmal auf, Onkel.“ Und Agap klopfte auf das Papier und fragte: „Hier ist keine Mütze aufgeschrieben?“

„Nein, keine“, erwiderte Dukatsch.

„Und doch habe ich eine Mütze“, rühmte sich Agap und setzte sich seine neue stutzerhafte Mütze aus Reschetilowschem Lammfell schief aufs Ohr.

Dukatsch betrachtete ihn und sagte: „Hübsche Mütze. Laß sie mich auch mal aufprobieren.“

Er setzte sich die Mütze auf, trat vor eine Spiegelscherbe, die in einem mit grellbuntem Papier beklebten Rahmen stak, schüttelte den grauen Kopf und fuhr fort: „Schau einer an, das ist wirklich eine prächtige und hübsche Mütze, die würde sogar mir gut stehen, wenn ich sie tragen wollte.“

„Ja, ganz leidlich.“

„Wo hast du sie gestohlen, du Teufelssohn?“

„Was sagen Sie da, Onkel, ich und stehlen?“ protestierte Agap. „Gott soll mich bewahren, ich habe Zeit meines Lebens nicht gestohlen.“

„Wem hast du sie geklaut?“

Doch Agap erklärte ihm, daß er die Mütze keinem geklaut, sondern sie ‚einfach durch Politik‘ erworben habe.

Dukatsch kam dies so töricht und unwahrscheinlich vor, daß er lachen mußte und fragte: „Wie willst du Dummkopf das gemacht haben: du und Politik!“

„Und doch hab ich Politik getrieben.“

„Hör auf!“

„Bei Gott, es ist so.“

Dukatsch drohte ihm nur stumm mit dem Finger, der andere aber beharrte bei seiner Behauptung, daß er ‚Politik getrieben‘ habe.

„Wie, zum Teufel, konnte dir nur das in den Kopf kommen“, fragte Dukatsch, „wie ist es möglich, daß du, ein einfacher Dorflümmel, in Njeschin Politik treiben konntest?“

Agap aber blieb dabei, daß er in der Tat Politik getrieben habe.

Da befahl Dukatsch dem Agap sich zu setzen und ihm wahrheitsgetreu und genau die Politik zu erklären; er füllte einen Becher mit Pflaumenschnaps, zündete seine Pfeife an und richtete sich darauf ein, eine lange Geschichte anzuhören. Aber es gab gar keine lange Geschichte. Agap las seinem Onkel nochmals die ganze Abrechnung vor und fragte wieder: „Darin ist also keine Mütze aufgezählt?“

„Nein.“

„Und doch ist eine Mütze drin.“

Und er zählte auf, um wieviel Kopeken er jeden Einkauf höher angesetzt, und offenbarte alles mit heiterem offenen Herzen, voll Vertrauen auf das fest um den Hals gewickelte Handtuch. Aber er mußte eine gänzlich unvorhergesehene Überraschung erleben:

Dukatsch schlug ihn nämlich nicht auf den Hals, sondern sagte: „Sieh einmal an, du bist wahrhaftig ein richtiger Politiker: hast mich bestohlen und dir dann den Hals eingewickelt, damit es nicht weh tun soll. Na, da will ich denn auch Politik treiben", — und damit fuhr er jenem ins Haar und zerrte daran, bis ihm ein paar Büschel in der Hand zurückblieben.

So ging das politische Spiel zwischen Onkel und Neffen aus, und trug, als es sich herumgesprochen, nur noch mehr dazu bei, den Glauben zu verstärken, daß dieser Dukatsch sei ‚wie ein Stein' und daß man ihm durch nichts beikommen könne: weder durch Ehrlichkeit noch durch Politik.

4

Dukatsch lebte eigentlich sehr einsam: er besuchte niemand, und niemand mochte mit ihm verkehren. Doch Dukatsch ärgerte sich hierüber keineswegs. Vielleicht freute es ihn sogar. Wenigstens äußerte er mit einem gewissen Stolz, daß er sich Zeit seines Lebens noch vor niemandem gebückt hätte und sich auch nicht bücken würde und daß er sich auch nicht zu denken vermöchte, was ihn je zum Bücken veranlassen könnte. Und in der Tat, aus welchem Grunde hätte er jemandem zu schmeicheln brauchen. An Rindern und jeglichem Hausrat litt er keinen Mangel; und wenn Gott ihn an diesen Dingen strafen wollte, auch wenn die Ochsen krepieren oder der Hausrat verbrennen sollte, dann war er immer noch reich an Äckern und Wiesen — oh ja, auch dann würde alles wieder in Ordnung

kommen, alles würde wieder heranwachsen, und bald würde er reich sein wie zuvor. Und wenn es anders kommen sollte, dann gab es immer noch im fernen Walde eine gewisse Eiche, unter der ein solider Topf mit alten Rubelmünzen vergraben lag. Er brauchte ihn nur hervorzuholen und konnte völlig sorgenlos eine ganze Ewigkeit leben, ohne das Geld aufzubrauchen.

Was lag ihm an Menschen? sollte er sie etwa zu Kindstaufen laden? — er hatte ja keine Kinder. Oder gar einladen, bloß um seiner Dukatschicha ein Vergnügen zu machen, dieser Dukatschicha, die ihm mit ihren Weiberlaunen zusetzte! ‚Warum fürchten und beneiden uns alle, — wäre es nicht besser, wenn uns die Leute liebten?' Konnte ein richtiger Kosak solchem Weibergenörgel überhaupt Beachtung schenken?

So gingen die Jahre hin und es zogen des Lebens Zufälle und Unbilden über dem Haupt des Dukatsch hin, ohne ihm Schaden zu tun, aber dennoch brach das Schicksal, das ihn zwang, sich vor den Leuten zu demütigen, eines Tages über ihn herein: er bedurfte jetzt der Menschen, um sein Kind taufen zu lassen.

Anderen Leuten, die nicht so hochmütig waren wie er, hätte es nichts ausgemacht, aber Dukatsch konnte es nicht über sich bringen, selber zu den Leuten hinzugehen, sie zur Taufe einzuladen und gar noch darum zu bitten. Und wen denn sollte er einladen und wen ‚bitten?' — selbstverständlich nicht die nächsten besten, sondern die allervornehmsten: die junge fesche Popentochter, die auch im Dorf Hüte aus Poltawa trug, und

den jungen Gerichtsherrn, der gerade beim Diakonus zu Gast weilte. Freilich waren diese vornehm genug, wie aber — entsetzlicher Gedanke —, wenn sie Nein sagen würden? Dukatsch dachte daran, daß er ja nicht nur die einfachen Leute mißachtet, sondern daß er auch Vater Jakob die schuldige Ehrerbietung verweigert und sich einmal mit dem Diakonus geradezu ‚herumgeprügelt‘ hatte, weil dieser ihm auf dem Damm nicht hatte ausweichen und in den Schmutz treten wollte. Die hatten das gewiß nicht vergessen und würden es ihm wohl gar jetzt, da der hochmütige Kosak sie brauchte, eintränken. Es blieb ihm jedoch nichts anderes übrig. So bequemte sich denn Dukatsch zu einer List: um sich nicht persönlich einer Absage auszusetzen, ließ er die Gevattern durch Agap einladen. Und um diesem den Auftrag verlockender zu machen, kramte er aus der altväterlichen Truhe Festgeschenke aus, wie sie nur auf dem Lande zu finden sind, und gab sie Agap mit: für das Dämchen einen hohen Schildpattkamm ‚mit einem Gitter‘ und für den Herrn ein vergoldetes Fläschchen, das wie ein Hahn geformt war und eine deutsche Inschrift trug. Doch alles war umsonst: die Gevattern lehnten ab, nahmen auch die Geschenke nicht an und lachten obendrein Agap, wie dieser berichtete, aus: wozu macht sich Dukatsch so vergeblich Mühe, hatten sie gesagt, werden denn die Kinder solcher Bösewichter, wie Dukatsch einer ist, überhaupt getauft? Und als Agap eingeworfen, ob das Kind denn wirklich eine ganze Woche lang ungetauft bleiben solle, habe der Pope selber — Vater Jakob — ge-

radeheraus prophezeit: es werde nicht nur eine Woche lang, sondern bis in alle Ewigkeit ungetauft bleiben.

Dukatsch hörte sich das an und steckte einzig seinen Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger, hielt dieses Symbol seinem Neffen unter die Nase und befahl ihm, Vater Jakob solche Antwort als Dank für seine Prophezeiung zu überbringen. Und um Agap diesen Auftrag schmackhafter zu machen, wirbelte er ihn mit der anderen Hand herum, versetzte ihm einen Tritt und stieß ihn zur Tür hinaus.

Agap hatte einen weit schlimmeren Ausgang erwartet. Er begab sich daher, sobald er dem Onkel aus dem Gesicht gekommen war, in eine Schenke und erzählte dort die ganze Geschichte haarklein, und nach einer halben Stunde wußte bereits das ganze Dorf davon, und Groß und Klein freute sich, daß Vater Jakob es ‚in den Büchern gelesen habe, es sei dem Kind des Dukatsch vorbestimmt, ungetauft zu bleiben'. Selbst wenn der alte Dukatsch jetzt seine Großtuerei hintangestellt und den Niedrigsten der Niedrigen im Dorf zum Gevatter geladen hätte, keiner wäre seinem Rufe gefolgt; und Dukatsch selber wußte das auch, — er wußte, daß er jetzt in der gleichen Lage war wie jener Wolf, der allen irgendeine Niedertracht zugefügt hatte und darum in der Not nirgends Obdach noch Schutz finden konnte. Er wollte aber mit dem Kopfe durch die Wand: die Botschaft, die er Vater Jakob gesandt, indem er Agap den Daumen unter die Nase gehalten, bewies seine Entschlossenheit, nicht nur auf die Hilfe seiner Dorfgenossen,

sondern auch auf Vater Jakobs Dienste zu verzichten.

Um allen, und hauptsächlich Vater Jakob Trotz zu bieten, faßte Dukatsch den Entschluß, seinen Sohn in einer Nachbargemeinde taufen zu lassen, und zwar im Dorfe Pereguby, das sieben oder acht Werst entfernt von Paripsy lag. Und da es nicht seine Art war, eine dringende Sache auf die lange Bank zu schieben, beschloß er ferner, seinen Sohn noch am gleichen Tage taufen zu lassen, auf daß am nächsten nicht mehr darüber geschwatzt werden könnte, sondern allen klar werden müßte, daß er ein echter Kosak sei, der nicht über sich spotten lasse und auch ohne die anderen auskommen könne. Einen Gevatter hatte er schon bei der Hand — einen, an den man am allerwenigsten gedacht, nämlich Agap. Freilich würden sich viele über diese Wahl wundern, aber Dukatsch hatte eine Ausrede bereit: er habe einfache Leute gewählt, weil er ‚zufällige' Paten wolle — da, nach dem Volksglauben, Gott selber solche ‚zufällige' Paten schicke. Und Agap war in der Tat ein solcher ‚Zufälliger', da er dem reichen Kindsvater als erster begegnet war, nachdem dieser die Nachricht von der Ankunft des Neugeborenen erhalten.

5

Die erste weibliche ‚Zufällige' war die Hebamme Kerassiwna gewesen; diese zur Gevatterin zu bitten, war zwar ein wenig peinlich, da die Kerassiwna keineswegs in gutem Rufe stand: sie war ganz bestimmt

eine Hexe — das stand so fest, daß nicht einmal ihr eigner Mann, der sehr eifersüchtige Kosak Kerassenko, aus dem sein listiges Eheweiblein den ganzen Mannesstolz und seine früher unerträgliche Eifersucht herausgeprügelt hatte, es abzuleugnen wagte. Da sie aus ihm einen ganz und gar verprügelten Dummkopf gemacht, konnte sie ihr Leben in ungestörter Freiheit führen, — und ihrem Erwerb nachgehen, indem sie entweder Branntwein ausschenkte, oder als Geburtshelferin ging oder warme Semmeln verkaufte, oder schließlich, wenn ihr die Laune danach stand, die ‚Blumen der Freuden pflückte'. Daß sie eine Hexe war, wußte Alt und Jung, — das war allen Leuten auf die skandalöseste Weise offenbar geworden. Die Kerassimna hatte schon als Mädchen für ein furchtloses und eigenwilliges Ding gegolten, — sie war in der Stadt gewesen und besaß außerdem ein Glas von merkwürdiger Form mit einem gehörnten Teufel obendrauf, das ihr ein Rogatschowscher Edelmann aus Pokotj einmal geschenkt hatte, der solches Teufelszeug auf einem in der Nähe liegenden Hüttenwerk blasen ließ. Und die Kerassimna wagte daraus zu trinken und blieb trotzdem gesund und unversehrt. Aber sie setzte ihrer Kühnheit doch die Krone auf, als sie sich aus freien Stücken dazu entschloß, den Kosaken Kerassenko zu heiraten. Das konnte eben nur eine Frau tun, die sich einfach vor nichts fürchtet, denn dieser Kerassenko hatte ja, wie männiglich bekannt, schon zwei Frauen mit seiner Eifersucht unter die Erde gebracht; und als er darum in der ganzen Umgegend keine

dritte finden konnte, da ging diese verfluchte Christa hin und bot sich ihm selber an und heiratete ihn auch wirklich, wobei sie freilich die eine Bedingung stellte, daß er ihr stets vertrauen müsse. Kerassenko nahm diese Bedingung an, dachte sich aber sein Teil dabei: ‚Dummes Weib: auch noch vertrauen soll ich dir! — bist du erst meine Frau, lasse ich dich auch nicht einen Schritt von meiner Seite.‘

Jede andere Dirne an Christas Stelle hätte das vorausgesehen, aber dieses gescheite Mädel wußte schon, was sie tat: ohne jede Furcht heiratete sie den eifersüchtigen Witwer, und hatte nach kurzer Zeit einen so völlig anderen Menschen aus ihm gemacht, daß er nicht mehr daran dachte, Eifersucht zu zeigen, und sie ganz nach ihrem freien Willen leben ließ. Und das konnte sie eben nur durch die allergerissenste Hexerei unter zweifelloser Mithilfe des Teufels fertig gebracht haben, den die Nachbarin der Kerassitwna, die Podnessnaja, sogar mit eigenen Augen in menschlicher Gestalt gesehen hatte.

Diese Umwandlung spielte sich bald nach der Hochzeit Kerassenkos mit der mutigen Christa ab, und obwohl das nun bereits über zehn Jahre zurücklag, wußte sich der arme Kosak doch noch ganz genau der teuflischen Angelegenheit zu erinnern. Es war eines Abends im Winter gewesen, zur Zeit der Feiertage, da auch der allereifersüchtigste Kosak es nicht übers Herz bringt, zu Hause zu bleiben. Kerassenko jedoch versagte sich sogar das Zusammensein mit seinen Kameraden und ließ natürlich auch seine Frau

nirgends hingehen; es kam deshalb zu einem heftigen Streit zwischen den beiden, in dessen Verlauf die Kerassitwna ihrem Manne sagte: „Schön, da du dein Wort nicht halten willst, werde ich dir schon einen Streich spielen."

„Pah! wie willst du das machen?" fragte Kerassenko.

„Ich werde es einfach tun, und damit basta."

„Und wenn ich dich nicht aus den Augen lasse?"

„Dann werde ich dir einen Kobold auf den Hals schicken."

„Einen Kobold? — bist du denn eine Hexe?"

„Wirst schon sehen, ob ich eine bin oder nicht."

„Wollen's abwarten."

„Wirst schon sehen: lass mich nicht aus den Augen, halt mich fest, ich werde doch tun, was ich tun will."

Und sie setzte sogar eine Frist fest: „Drei Tage", sagte sie, „werden noch nicht vorüber sein, dann werde ich's getan haben."

Der Kosak rührte sich den ersten Tag nicht aus dem Hause, und auch nicht den zweiten noch den dritten; am dritten aber dachte er: ‚Die Frist ist vorbei, und wenn mich auch hundert Teufel holen, zu Hause ist's zu langweilig ... die Schenke der Podnebessnaja liegt zudem meiner Hütte gerade gegenüber, man kann von dort direkt in meine Fenster schauen ... da werde ich ja sehen können, wenn einer in meine Hütte treten sollte. Und derweilen kann ich meine zwei, drei, oder gar vier Quart trinken ... kann hören, was die Leute, die aus der Stadt kommen, zu erzählen

haben . . . und kann auch ein Tänzchen machen und lustig sein.'

Und er ging wirklich — ging herüber und setzte sich, wie er sich's ausgedacht, ans Fenster, von dem er seine ganze Hütte überblicken konnte, . . . er sah drinnen das Feuer brennen . . . und sah sein Weib herumwirtschaften. Fein! und so saß denn Kerassenko dort und trank und schaute immer nach seiner Hütte hinüber. Da tauchte plötzlich die Witwe Podnebessnaja, die merkte, was er sich so schlau ersonnen, neben ihm auf und fing an ihn zu hänseln: „Eh, du dummer Kosak und Dieser und Jener — was du da ausspionieren willst, das wirst du dein Lebtag nicht herauskriegen."

„Schon gut — werden schon sehen."

„Hilft nichts; wenn man uns Frauen viel nachspioniert, hilft uns der Teufel selber."

„Schwatz nur, schwatz nur zu," erwähnte der Kosak, „wenn ich eine Frau im Auge behalte, wird auch der Teufel nichts ausrichten können."

Da aber schüttelten die anderen die Köpfe: „Schlimm ist das, Kosak, sehr schlimm! — entweder bist du ungetauft oder sowieso des Teufels geworden, daß du nicht einmal mehr an den Teufel selber glaubst."

Und alle waren sehr empört darüber, ja einer von ihnen rief sogar:

„Was gibt es da noch viel zu reden: wischt ihm tüchtig eins aus, daß er sich dreimal umdreht und sich wieder zum rechten Glauben bekehrt."

Und er wäre wirklich beinahe verprügelt worden, und einer der Anwesenden schien dazu ganz besondere Neigung zu verspüren, ein Ortsfremder, von dem Kerassenko, ohne zu wissen warum, dachte, es wäre wohl jener selbe Edelmann aus Rogatschow, der seiner Frau das Glas mit dem Teufel geschenkt und über welchen er mit seiner Frau noch kurz vor der Hochzeit ein Gespräch geführt, bei dem am Ende beschlossen wurde, daß von diesem Menschen in Zukunft nicht mehr die Rede sein dürfe.

Ein fürchterlicher Eid hatte diese Abmachung noch bekräftigt: Wenn Kerassenko auch nur ein Wort von diesem Edelmann spräche, sollte er gleich in des Teufels Krallen sein. Kerassenko entsann sich dieser Abmachung auch genau. Aber er war jetzt betrunken und konnte auch die Ungewißheit nicht ertragen: was dieser Edelmann aus Rogatschow hier zu suchen hätte? So lief er denn spornstreichs nach Hause, doch konnte er seine Frau nirgends finden, und das kam ihm noch sonderbarer vor.

‚Nie mehr von ihm reden,' dachte er, ‚gewiß, wir haben freilich ausgemacht, ihn nicht mehr zu erwähnen, was aber hat er sich hier rumzutreiben? und warum ist die Frau nicht zu Hause?'

Derweil er noch so hin und her überlegte, glaubte er auf einmal, auf dem Vorplatz Küsse zu hören. Er fuhr auf und begann zu lauschen ... und er hörte: wieder einen Kuß und dann noch einen und darauf Flüstern und nun wieder einen Kuß. Und alles das unmittelbar hinter der Tür ...

‚Alle hunderttausend Teufel,‘ grübelte Kerassenko, ‚entweder bin ich den Schnaps nicht mehr gewöhnt und hab mich bei der Podnebessnaja dermaßen bedudelt, daß ich, weiß der Teufel was, zu hören glaube ... oder die Frau hat Lunte gerochen, daß ich ihr wegen des Rogatschowschen Edelmanns Krach machen wollte, und hat mir jetzt den Kobold auf den Hals geschickt. Die Leute haben ja immer schon gesagt, daß sie eine Hexe sei, ich freilich hab das bisher noch nicht gemerkt, doch jetzt ... da, da, da küssen sie sich schon wieder, oh ... oh ... oh ... da noch einmal, ... und einmal na, wart nur, ich will dich schon ertappen!

Der Kosak ließ sich leise von der Bank heruntergleiten, kroch auf Händen und Füßen zur Tür und legte das Ohr an den Türspalt, um zu lauschen: sie küßten sich, ganz bestimmt, sie küßten sich, — schmatzten nur so ... und nun hörte er sogar reden und erkannte die leibhaftige Stimme seiner Frau, die gerade sagte: „Was schert dich mein Mann, dieser Lumpenkerl! ich werde ihn einfach rausschmeißen und dich in die Stube lassen.“

‚Oho!‘ dachte Kerassenko, ‚da prahlt sie gar, daß sie mich fortjagen und einen anderen in meine Stube hineinlassen will ... na, ich werde ihr schon einen Strich durch die Rechnung machen.‘

Er richtete sich auf, um die Tür mit einem energischen Ruck aufzustoßen, da wurde diese im gleichen Augenblick von der anderen Seite aufgerissen, und die Kerassitwna stand auf der Schwelle, — heiter und gleichmütig, nur scheinbar ein wenig röter als sonst,

und fing auch sogleich an, auf ihn einzuschimpfen, wie es sich für eine echte kleinrussische Ehefrau gehört. ‚Sohn des Teufels‘ und ‚Trunkenbold‘ und ‚Hund‘ und ähnliche Kosenamen flogen ihm an den Kopf, und zu guter Letzt erinnerte sie ihn noch an ihre Bedingung, daß Kerassenko unter keinen Umständen daran denken dürfe, eifersüchtig auf sie zu sein. Und zum Beweise seines Vertrauens habe er sie sofort zum Tanzfest gehen zu lassen. Sonst werde sie ihm einen Streich spielen, den er Zeit seines Lebens nicht vergesse. Allein Kerassenko war auch nicht auf den Kopf gefallen: sie jetzt zum Tanzfest gehen zu lassen, da er doch bei der Podnebessnaja den Rogatschowschen Edelmann mit eignen Augen gesehen und noch dazu mit eignen Ohren gehört, wie seine Frau draußen einen geküßt und dem versprochen, ihn in die Stube einzulassen . . . oh nein, da wäre er sich schön dumm vorgekommen.

„Nein,“ sagte er, „such dir wo anders einen solchen Dummkopf, ich werde dich einfach einsperren und selber schlafen gehen. Das wird das Beste sein: dann wird mir auch dein Kobold nichts antun können.“

Die Kerassiwna wurde bei diesen Worten weiß wie Schnee; in solchem Ton sprach der Mann zum ersten Male mit ihr, und ihr wurde klar, daß jetzt der entscheidende Augenblick in der Ehepolitik gekommen wäre und daß sie um jeden Preis siegreich aus diesem Kampf hervorgehen müßte: da sonst alle Machenschaften, mit denen sie bisher so gewandt und hartnäckig gearbeitet, nicht nur umsonst gewesen sein

würden, sondern sich sogar gegen sie selber kehren konnten.

Sie fuhr auf — reckte sich zu ihrer vollen Höhe, schmiß dem Kosaken den allerbeleidigsten ‚Esel' an den Kopf und wollte, ohne erst lange zu zögern, aus der Türe schlüpfen; jener aber erriet ihre Absicht und kam ihr zuvor, indem er die Kette vor die Tür legte, den Schlüssel zudem noch in die grundlose Tasche seiner unendlich weiten Hosen steckte und mit empörender Ruhe sprach: „Zieh nur deines Weges schnelle, von dem Ofen bis zur Schwelle."

Wie die Lage der Kerassiwna jetzt war, mußte einfach die Entscheidung herbeigeführt werden: und so antwortete sie auf die Herausforderung ihres Mannes mit einem unbeschreiblichen und furchtbaren hysterischen Anfall, daß Kerassenko angst und bange wurde. Christa stand lange, ohne sich zu rühren, auf dem gleichen Fleck, sich windend und drehend wie eine Schlange, die Hände verkrampft und zu Fäusten geballt, im Halse aber kollerte und rumorte es, über das ganze Gesicht huschten abwechselnd weiße und dunkelrote Flecken, derweil die starr auf den Mann gerichteten Augen sich wie Messer in ihn bohrten und plötzlich aufflammten wie roter Feuerbrand.

Dem Kosaken kam das ganz fürchterlich vor, er konnte die Raserei der Frau nicht länger mehr ansehen und brüllte sie an: „Marsch, fort mit dir, verdammte Hexe!" Worauf er hastig das Licht ausblies.

Die Kerassiwna stampfte im Dunkeln mit dem Fuß auf und zischte: „Warte nur, du wirst mich schon

als Hexe kennen lernen!“ Und sprang dabei wie eine Katze auf den Ofen und schrie, so laut sie nur konnte, ins Ofenrohr: „Wau — wau — wau! würge seine Sau!“

Über diesen neuen Wutausbruch erschrack der Kosak freilich noch ärger, da er aber die Frau, von der es ja nun klar geworden, daß sie eine Hexe war, und die scheinbar geradeswegs durch den Rauchfang auf und davonzufliegen beabsichtigte, unter keinen Umständen entwischen lassen wollte, umklammerte er sie derb mit seinen Armen, schmiß sie aufs Bett an die Wandseite und legte sich selber allsogleich vor sie an den Rand des Bettes.

Verwundert merkte er, daß die Kerassiwna keinerlei Widerstand zu leisten versuchte, — im Gegenteil, wie ein braves Kind lag sie ruhig da und wetterte nicht einmal auf ihn ein.. Kerassenko konnte das nur recht sein, er hielt mit der einen Hand den in der Tasche verborgenen Schlüssel fest, packte mit der anderen die Frau am Hemdärmel und versank schnell in tiefen Schlaf.

Dieser selige Zustand war ihm jedoch nicht lange beschieden: er hatte kaum die Hälfte des ersten Schlafes hinter sich, bei dem der Weindunst sein Gehirn erweichte und ihm die Gedanken verwirrte, als er auf einmal derb in die Rippen gepufft wurde.

‚Was ist nun wieder los?‘ dachte der Kosak und brummte, als er immer weiter gestoßen wurde: „Was sollen die Rippenstöße, Frau?“

„Na, ich muß dich doch stoßen: horch nur, was draußen im Hof geschieht.“

„Was denn?“

„So hör doch nur.“

Kerassenko hob den Kopf und hörte draußen im Hof etwas grausam quieken.

„Oho,“ grunzte er, „da will wohl gar einer unser Schwein wegschleppen.“

„Freilich, freilich. Laß mich schnell heraus, damit ich nachschauen kann, ob es gut eingesperrt ist.“

„Dich? . . . hm . . . hm . . .“

„Nun mach doch schon, gib den Schlüssel her, sonst stiehlt uns einer noch das Schwein, und wir werden die Weihnachtsfeiertage über ohne Würste dasitzen und ohne Schmalz. Alle guten Leute werden dann Würste essen, und wir werden das Nachsehen haben . . . oho — ho — ho . . . Horch nur, horch: hörst du, da schleppt es einer davon . . . ach, wie mir das arme Ferkel leid tat, als es so zu quieken anfing! . . .“

„Ja, grad dich werd ich heraus lassen! Seit wann ist es denn Weiberarbeit, ein Schwein zurückzuholen?“ versetzte der Kosak. „Lieber steh ich selber auf und hole es zurück.“

Tatsächlich war es ihm sehr zuwider, aufzustehen; schrecklicher Gedanke, aus der warmen Stube in die Kälte hinaus zu müssen; andererseits aber war es ihm um das Schwein leid, und so stand er denn auf, warf den Kittel über und ging hinaus. Nun aber trat das rätselhafte Ereignis ein, das keinen Zweifel daran ließ, daß die Kerassitwna eine Hexe war, und ihr diesbezüglich solchen Ruhm verschaffte, daß seit der

Zeit alle Angst hatten, die Kerassiwna ins Haus zu laden, geschweige denn sie zur Gevatterin zu bitten, wie dies der hochmütige Dukatsch getan.

Der vorsichtig schleichende Kosak hatte noch nicht Zeit gefunden, den Stall aufzusperren, in dem das Schwein, ob der ihm zugefügten Belästigung unzufrieden, jämmerlich schrie, als etwas Weiches und Breites, das man fast für eine Wagenplane halten konnte, in der undurchdringlichen Finsternis über ihn geworfen wurde, und er gleichzeitig einen derartigen Stoß in den Nacken erhielt, daß er zu Boden fiel und sich nur mit Mühe aufrappeln konnte. Als er sich endlich herausgewickelt hatte, überzeugte sich Kerassenko, daß das Schwein wohlbehalten in seinem Kober lag, schloß die Tür sorgfältiger als zuvor und kehrte eilends zur Hütte zurück, um weiter schlafen zu können.

Aber damit schien er sich verrechnet zu haben: er konnte nicht in die Stube hinein, da die Tür zum Vorplatz abgesperrt war. Wo immer er auch versuchte, ins Haus zu gelangen, — überall war zugesperrt. Was, zum Kuckuck, sollte das heißen?! Er klopfte und klopfte, rief und schrie nach der Frau: „Frau! Christa! — schnell, mach auf.“

Die Kerassiwna antwortete nicht.

„Pfui, du grundschlechtes Weib! was soll das nun wieder bedeuten: sich einzuschließen und einfach einzuschlafen! Christa! he! Frau! mach auf!“

Keine Antwort, nichts: wie ausgestorben lag das Haus da; sogar das Schwein schien zu schlafen und grunzte nicht mehr.

‚Schöne Geschichte!‘ dachte Kerassenko; ‚die schläft aber mal fest! na, dann werd ich eben über den Zaun klettern und ans Fenster, das nach der Straße geht, pochen: sie schläft ja dicht am Fenster, da wird sie mich gleich hören.‘

Das tat er denn auch: er ging ans Fenster und begann zu klopfen, aber was mußte er da hören? — seine Frau sagte: „Schlafe, Mann, schlaf nur: achte nicht darauf, daß da einer klopft: das ist Teufelszeug, das bei uns umgeht.“

Der Kosak klopfte kräftiger und fing an zu schreien: „Gleich mach mir auf, oder ich schlage das Fenster ein.“

Jetzt schien die Christa ärgerlich zu werden, sie sagte: „Wer wagt da, um nachtschlafende Zeit bei ehrlichen Leuten zu klopfen?“

„Aber ich bin es ja, ich, dein Mann.“

„Wer?“

„Aber ich doch, dein Mann — ich, Kerassenko.“

„Mein Mann ist zu Hause, — geh nur, geh, wer immer du sein magst, störe uns nicht: mein Mann und ich liegen eng umschlungen und schlafen.“

‚Was ist das?‘ dachte Kerassenko, ‚schlafe ich denn noch, oder träume ich, oder ist dies Wirklichkeit?‘

Und wieder pochte er und rief aufs neue: „Christa, he, Christa! — mach doch auf, um Gottes Willen.“

Immer wieder rief und klopfte er, und bestand darauf, eingelassen zu werden; allein Christa blieb lange still und gab keine Antwort, schließlich aber rief

sie: „Pack dich endlich, — was ärgerst du uns; ich sage dir ja, mein Mann ist zu Hause und liegt in meinem Arm, er ist hier."

„Christa, vielleicht bildest du dir das nur ein?"

„Oho! — danke dafür! bin ich denn etwa so dumm, bin ich etwa so gefühllos, daß ich nichts zu unterscheiden weiß? nein, ich weiß besser, was ich mir einbilde und was ich mir nicht einbilde. Er ist hier, mein Mann ist hier, dicht neben mir ... jetzt schlage ich das Kreuz über ihn: Herrgott Jesus, und jetzt küsse ich ihn und umhalse ihn und küsse ihn wieder ... schön haben wir's beieinander; du aber, du schlechter Herumtreiber, scher dich zu deiner eignen Frau, — stör uns nicht beim Schlafen und Küssen. Gute Nacht, — geh mit Gott!"

‚Pfui du, hundert Teufel über dich und deinen Vater: was soll das nur bedeuten!' überlegte Kerassenko achselzuckend. ‚Vielleicht hab ich mich gar in der Hütte geirrt, als ich über den Zaun kletterte. — Aber nein, es ist doch meine Hütte.'

Er überquerte die breite Dorfstraße und begann vom hohen Ziehbrunnen aus abzuzählen: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sieben, neun ... diese da ist ganz bestimmt meine Hütte."

Wieder ging er zum Haus, klopfte und rief wieder, und wieder war es die gleiche Geschichte: nach langem Schweigen antwortete eine Weiberstimme, die jedes Mal ärgerlicher klang, aber immer das gleiche wiederholte.

„Pack dich fort; mein Mann ist bei mir."

Und dabei war es Christas Stimme — kein Zweifel, es war ihre Stimme.

„Also, hör zu, wenn dein Mann bei dir ist, — laß ihn zu mir reden.“

„Was soll er denn viel reden, wir haben ja schon alles besprochen.“

„Ich möchte nur hören, ob das ein Mensch ist, der bei dir liegt.“

„Freilich ist's einer: hör zu, wie wir uns küssen.“

„Pfui Teufel, sie schämen sich nicht: sie küssen sich wahrhaftig und wollen mir einreden, daß ich nicht ich bin, und schicken mich einfach aus meinem eigenen Hause fort. Aber wartet: ich bin auch nicht dumm, — ich geh und ruf die Leute herbei, die sollen mir sagen: ob dies mein Haus ist oder nicht, und ob ich, oder sonst wer, der Mann meiner Frau bin. — Hör Christa: ich geh jetzt und weck die Leute auf.“

„Geh nur, geh endlich“, entgegnete die Stimme. „Uns aber laß in Frieden: wir zwei haben uns sattgeküßt und liegen jetzt friedlich umarmt und sind glücklich. Die Leute kümmern uns keinen Deut.“

Und zum Überfluß kam auch noch die Bestätigung von einer anderen, ohne Zweifel männlichen Stimme: „Ja, wir zwei haben uns sattgeküßt und liegen jetzt friedlich umarmt; du aber scher dich zum Teufel.“

Da blieb nichts weiter zu tun: Kerassenko hatte sich nun überzeugt, daß ein anderer seines Amtes bei Christa waltete und so ging er denn hin und weckte die Nachbarn.

Wie lange es auch gedauert haben mochte, bis der

völlig verdutzte Kerassenko etwa zwei Dutzend Kosaken wachgetrommelt und mit ihnen und den aus Neugier freiwillig mitlaufenden Kosakenweibern wieder vor seinem Hause stand, — die Kerassitwna blieb bei ihrer Behauptung und beteuerte den vor der Hütte Stehenden in einem fort, da draußen bei ihnen wäre ein Kobold, denn ihr Mann sei ja daheim und liege in ihren Armen, und zum Beweis dieser Behauptung ließ sis alle des öfteren hören, wie sie ihren Mann küßte. Und alle Kosaken und Kosakenweiber hörten die Küsse und waren der Überzeugung, daß ein Irrtum nicht vorliegen könne, es waren ganz sicher echte Küsse, und obendrein vernahmen sie, wenn auch nicht besonders deutlich, so doch mit aller Bestimmtheit, eine Männerstimme, die nach den Beteuerungen der Kerassitwna die ihres Mannes war. Und zu allem Überfluß klang diese Stimme auf einmal dicht am Fenster und fragte, alle erschreckend: „Was lauft ihr Dummköpfe hinter einem Kobold her? — Ich liege zu Hause bei meiner Frau; euch führt ja ein Kobold an der Nase herum. Holt nur jeder weit aus und gebt ihm tüchtig eine drauf, — dann wird er gleich zerplatzen."

Die Kosaken bekreuzten sich, und einer, der dicht neben Kerassenko gestanden, versetzte ihm aus voller Kraft einen Stoß in den Nacken, — dann freilich nahm er sogleich Reißaus; die andern folgten seinem Beispiel. Ein jeder holte weit aus und erteilte Kerassenko einen derben Schlag, und im Verlauf einer Minute war dieser grausam verprügelt und mitleidlos an der Schwelle seiner verzauberten Hütte, in der ein

arglistiger Dämon ihn auf seinem ehelichen Lager so eifrig vertrat, seinem Schicksal überlassen. Er traute sich nicht mehr, seinem Herzen Luft zu machen, sondern hockte sich in den Schnee und weinte bitterlich, was sich ja für einen Kosaken keineswegs geziemt, und glaubte immer wieder, die Küsse seiner Kerassiwna zu hören. Glücklicherweise jedoch nehmen die Qualen eines jeden Menschen einmal ein Ende, so auch die Folter Kerassenkos: er schlief ein und träumte, daß seine Frau ihn am Kragen packe und in das wohlvertraute warme Ehebett schleppe; und als er erwachte, lag er in der Tat in seinem Bett in seiner Hütte und sah seine stattliche Kerassiwna am Ofen wirtschaften und Klöße und Käse zubereiten. Kurz, alles hatte seine gewöhnliche Ordnung, — als wäre nichts Besonderes vorgefallen: und weder vom Ferkel noch vom Kobold wurde die geringste Erwähnung getan. Kerassenko hätte freilich sehr gern darüber geredet, aber er wußte nicht, wie anfangen.

So ließ der Kosak denn fünf gerade sein und lebte hinfort in Frieden und Eintracht mit seiner Kerassiwna, da er ihr völlige Freiheit ließ, die sie denn auch, so viel es ihr paßte, ausnützte. Sie fing einen Handel an und reiste, wohin es ihr Spaß machte, und ihr häusliches Glück wurde dadurch keineswegs geringer, vielmehr wuchsen Wohlstand und Erfahrenheit. Der Ruf der Kerassiwna war allerdings für immer ruiniert: allgemein wußte man, daß sie eine Hexe war. Und die gerissene Kosakin widersprach dieser Ansicht niemals, da sie dadurch zu einer Macht im Dorf wurde: alle

fürchteten sie und schmeichelten ihr, holten ihren Rat ein und brachten ihr öfters ein Schock Eier oder sonst etwas, was sie im Haushalt brauchen konnte.

6

Dukatsch kannte die Kerassiwna natürlich auch und wußte, daß sie eine gescheite Frau war, mit der trotz ihres Hexentums es durchaus empfehlenswert war, jeden wichtigen Fall zu beraten. Und da Dukatsch selber unbeliebt war, so hatte er auch an der Kerassiwna nicht sonderlich viel auszusetzen. Einige Dorfbewohner behaupteten, die beiden oftmals unter der großen Weide, deren Zweigicht mit der die beiden Gärten trennenden Hecke verflochten war, zusammen gesehen zu haben. Und manche meinten sogar, daß hier ein wenig Sünde mit im Spiel gewesen sei, doch das war natürlich nur bloßes Gerede. Dukatsch und die Kerassiwna, die ungefähr den gleichen Ruf genossen, waren einfach Bekannte, die dies und jenes miteinander zu besprechen hatten.

So dachte denn Dukatsch auch bei dieser Angelegenheit, da die Einladung der Gevattern von solchem Mißerfolg gekrönt worden war, sogleich an die Kerassiwna; er erzählte ihr von dem Verdruß, den die Leute ihm zugefügt hätten, und fragte sie um Rat.

Die Kerassiwna hörte sich die Geschichte an, schüttelte den Kopf und sagte, ohne sich viel zu besinnen: „Nun, Pan Dukatsch, dann ladet eben mich zur Gevatterin.“

„Dich zur Gevatterin?“ wiederholte nachdenklich Dukatsch.

„Freilich, oder meint auch Ihr, daß ich eine Hexe sei?“

„Hm! ... alle sagen, daß du eine bist, ich hab indes nie einen Schwanz an dir gesehen.“

„Und werdet auch keinen jemals sehen.“

„Hm! dich zur Gevatterin ... was werden die Leute dazu sagen?“

„Welche Leute? ... etwa jene, die Eure Hütte nicht einmal betreten wollen, um drin auszuspucken?“

„Richtig, aber meine Dukatschicha, was wird die dazu sagen? die glaubt doch fest, daß du eine Hexe bist.“

„Und Ihr habt Angst vor ihr, nicht?“

„Angst! ... ich bin kein solcher Tropf wie dein Mann: ich fürchte mich nicht vor Weibern, wie überhaupt vor keinem Menschen: nur ... bist du auch wahr und wahrhaftig keine Hexe?“

„Schon gut, ich sehe, Pan Dukatsch, Ihr seid genau solch ein Tropf! meinetwegen, bittet denn zum Gevatter wen Ihr wollt.“

„Hm! aber so wart doch, wart, werd nicht gleich böse: du sollst ja Gevatterin sein. Aber, hör mal, wird denn der Peregudinsche Pope überhaupt die Taufe vornehmen, wenn du Gevatterin stehst?“

„Weshalb nicht?“

„Das mag Gott wissen: er ist ein Gelehrter, redet immer von der Heiligen Schrift, — er wird vielleicht gar sagen: nicht von meiner Herde.“

„Keine Angst, das wird er nicht sagen: wenn er auch zehnmal ein Gelehrter ist, so hört er doch gern

auf Frauen . . . er fängt zwar mit der Heiligen Schrift an, tut aber am Ende wie alle Männer doch nur das, was die Frau will. Ich kenne ihn gut, einmal war ich mit ihm und ein paar andern zusammen, und er wollte nicht trinken. Er meinte: es steht geschrieben: ‚Trinket keinen Wein, — denn in ihm ist die Verführung.' Ich aber sagte ihm drauf: ‚Verführung ist eines, ein anderes aber, ein Gläschen zu trinken,' — und er, er trank."

„Er trank?"

„Wahrhaftig, er trank."

„Das ist mir ein rechter: da gib nur acht, daß er uns den Jungen nicht gar im Rausch verdirbt, — ihn Iwan tauft oder gar Nikóla."

„Schau mir einer an! werd ich denn ein christliches Kind Nikóla taufen lassen? ich weiß doch, daß das ein moskowitischer Name ist."

„So ist es: Nikóla ist mit Haut und Haar ein Moskowiter."

Es ergab sich noch eine weitere Schwierigkeit, da die Kerassiwna keinen genügend warmen und weiten Pelz besaß, um das Kind darin einzuwickeln und nach Peregudy zu schaffen, und dabei war es ein sehr kalter Tag, ein wahrhaft ‚barbarisches Wetter', dafür aber war die Dukatschicha im Besitz eines herrlichen, mit blauem Nanking überzogenen Pelzes. Den holte der Dukatsch herbei, ohne erst seine Frau zu fragen, und gab ihn der Kerassiwna.

„Da nimm," sagte er, „zieh ihn an und behalte ihn, doch fackle nun nicht länger, damit die Leute nicht

schwatzen können, der Dukatsch habe sein Kind drei Tage lang ungetauft gelassen.“

Der Kerassitwna war es zunächst nicht ganz recht, aber schließlich nahm sie den Pelz doch an. Sie schlug die mit Hasenfell gefütterten Ärmel soweit als nur möglich zurück, damit alle den Pelz bewundern könnten, als sie, die Hexe, sich nun mit keck zurückgeschobener bunter Haube neben Agap in den mit zwei kräftigen Pferden aus dem Besitz des Dukatsch bespannten Schlitten setzte und sich auf den Weg nach dem Dorf Peregudy, welches ein wenig über acht Werst entfernt lag, zum Popen Jeremias machte. Die neugierigen Zuschauer stellten fest, daß sowohl der Gevatter als auch die Gevatterin ziemlich nüchtern waren, als sie abfuhren. Freilich hatte man zwischen den Knien Agaps, der das Gespann lenkte, ein rundes Fäßchen mit Beerenschnaps erblickt, aber das war augenscheinlich zur Bewirtung der dortigen Gemeinde bestimmt. Unter dem Latz des weiten blauen Pelzes, den die Kerassitwna trug, ruhte das Kind, dessen Taufe mit so sonderbaren Umständen verknüpft sein sollte, — was übrigens die gescheiten Leute schon vorher geahnt zu haben behaupteten. Wußten sie doch, daß Gott die Taufe des Sohnes eines so schlechten Menschen, wie es dieser Dukatsch war, nicht zulassen würde, und nun gar mit einer allbekannten Hexe als Gevatterin. Wie hätte sich das auf den guten kirchlichen Glauben gereimt! Nein, Gott war gerecht: Er konnte und würde das nicht zulassen.

Die Dukatschicha war der gleichen Meinung. Sie

weinte bittere Tränen über die gräßliche eigenwillige Tat ihres Mannes, der es fertig gebracht, ihrem einzigen, so lange ersehnten Kinde eine notorische Hexe als Patin zu geben.

Unter solchen Umständen also ging die Abfahrt Agaps und der Kerassiwna vonstatten, und solche Prophezeiungen begleiteten das Kind des Dukatsch aus dem Dorf Paripsy nach Peregudy zum Popen Jeremias.

Dieses alles trug sich an einem Dezembertage zu, zwei Tage vor dem heiligen Nikolaustag, etwa zwei Stunden vor der Mittagszeit, an einem Tage, an dem ziemlicher Frost herrschte und an welchem unmittelbar nach der Abfahrt Agaps und der Kerassiwna ein scharfer ‚Moskowiter-Wind' — also ein Nordwind — einsetzte, der sich bald darauf in einen heftigen Sturm umschlug. Der Himmel wurde bleifarben; feiner Schneestaub trieb mit dem Winde daher, um schließlich in ein Schneegestöber überzugehen.

Da die Leute dies Unwetter sahen, bekreuzten sich alle, die dem Kinde des Dukatsch übel gesinnt waren, gottesfürchtig und hatten ein Gefühl der Befriedigung: es war nun kein Zweifel mehr, Gott stand auf ihrer Seite.

7

Auch Dukatsch war von einer schlimmen Vorahnung verfolgt; trotz seiner Härte konnte er sich von einer gewissen abergläubischen Furcht nicht freimachen und — bekam es mit der Angst. In der Tat, was immer

der Grund dafür sein mochte: der Sturm, der die Gevattern und sein Kind bedrohte, war gerade zu der Zeit, da diese das Dorfgebiet verließen, ausgebrochen, er hatte sich gewissermaßen losgerissen, wie ein Hund sich von der Kette losreißt. Und um den Ärger noch zu vermehren, tat plötzlich die Dukatschicha, die ihr ganzes Leben lang ihrem Manne gegenüber in sklavischer Stummheit verharrt war, ihre sonst so verschlossenen Lippen auf und hub an zu sprechen.

„Gott hat uns, mir zum Trost, trotz unsres hohen Alters noch ein Kindlein geschenkt, du aber hast es aufgefressen.“

„Was heißt das,“ unterbrach sie Dukatsch, „wieso habe ich unser Kind aufgefressen?“

„Weil du es der Hexe gegeben hast. Wann ward es in der christlichen Kosakenschaft je erhört, daß man ein Kind einer Hexe zu taufen gegeben?“

„Und sie wird obendrein noch ein Kreuz über unser Kind schlagen.“

„Noch nie ist das geschehen, und nie wird es geschehen, daß der Herrgott eine arglistige Hexe an Sein christliches Taufbecken heranläßt.“

„Wer sagt denn, daß die Kerassimna eine Hexe ist?“

„Alle sagen es.“

„Was reden die Leute nicht alles, keiner hat noch den Schwanz bei ihr gesehen.“

„Den Schwanz nicht, aber man hat gesehen, wie sie ihren Mann verzaubert hat.“

„Warum auch nicht? einen solchen Tölpel!“

„Und der Podnebessnaja hat sie alle Leute ab-

spenstig gemacht, keiner kauft mehr Semmeln von ihr.“

„Weil die Podnebessnaja gern weich schläft und nachts ihren Teig nicht tüchtig genug walkt, da sind ihre Semmeln eben schlechter.“

„Mit Euch kann man ja nicht reden, fragt aber, wenn Ihr wollt, fragt alle guten Menschen — und alle guten Menschen werden Euch sagen, daß die Kerassiwna eine Hexe ist.“

„Was brauchen wir die guten Menschen zu fragen, ich bin selber ein guter Mensch.“

Die Dukatschicha sah ihren Mann mit seltsamem Blicke an und fragte: „Wie? ... Ihr glaubt ein guter Mensch zu sein?“

„Natürlich; was glaubst denn du, bin ich etwa kein guter Mensch?“

„Ganz bestimmt nicht.“

„Wer hat das gesagt?“

„Und wer hat Euch gesagt, daß Ihr gut seid?“

„Aber wer hat gesagt, daß ich nicht gut bin?“

„Wem habt Ihr je Gutes erwiesen?“

„Wem ich Gutes erwiesen habe?“

„Ja.“

‚Alle hundert Teufel ... wahr ist's, ich kann mich wirklich nicht erinnern, wann ich je einem etwas Gutes getan‘ dachte Dukatsch, und da er an Widerspruch nicht gewöhnt war und daher dieses ihm unangenehme Gespräch nicht fortsetzen wollte, fügte er hinzu: „Das fehlt mir noch grade, mit dir, einem Weibsbild, lange zu reden.“

Und um nicht länger mit der Frau unter vier Augen in der Hütte sein zu müssen, riß er nach diesen Worten die Lammfellmütze, die er seinerzeit Agap fortgenommen, vom Wandbrett herunter und ging hinaus.

8

Vermutlich fühlte sich Dukatsch in seiner Seele sehr bedrückt, da er es über zwei Stunden unter freiem Himmel aushielt, obwohl draußen die wahre Hölle wütete: ein heftiger Sturm tobte die ganze Zeit über, peitschte feinen Schneestaub ins Gesicht und jagte so dichte Schneemassen vor sich her, daß es kaum möglich war Atem zu holen.

Wenn das bereits in der schützenden Nähe des Wohnhauses so war, wie mochte es erst draußen auf der offenen Steppe zugehen, wo die Gevattern und das Kind der ganzen grauenhaften Wut des Schneesturms ausgesetzt waren? Ein Erwachsener konnte es kaum aushalten, brauchte es da wohl noch viel, ein Kindchen zu ersticken?

Das war klar, und Dukatsch grübelte darüber nach, denn er war sicherlich nicht zum Vergnügen durch die furchtbaren Schneewehen gestapft und auf den Damm geklettert, der sich hinter dem Dorfe hinzog; dort hatte er lange, im Zwielicht des Schneetreibens gesessen und voller Ungeduld nach einer Richtung ausgespäht, obwohl das Auge nichts zu unterscheiden vermochte. Aber obwohl Dukatsch bis zum Hereinbrechen der Dunkelheit mitten auf dem Damm ausharrte, nichts kam auf ihn zu, weder von vorn noch von der Seite,

und er vermochte nichts anderes zu erblicken als die undeutlichen endlos langen Reihen von Gespenstern, die über seinem Kopf einen Reigen zu tanzen schienen und ihn mit Schnee überschütteten. Schließlich konnte er es nicht länger aushalten, und als es infolge der hereinbrechenden Nacht noch dunkler wurde, zog er ächzend die Füße aus dem Schneehaufen, der mittlerweile darüber geweht war, und wanderte heimwärts.

Es war ein langer und mühseliger Weg, den er zurückzulegen hatte, mehrmals mußte er stehen bleiben, mehrmals verlor er den Weg und fand ihn aufs neue. Im Weiterschreiten stieß er auf etwas, befühlte es mit den Händen und stellte fest, daß er ein Holzkreuz gepackt hielt, — eines jener hohen Holzkreuze, wie sie in Kleinrußland an den Straßen stehen.

‚Oho, da bin ich ja aus dem Dorf hinausgeraten, ich muß umkehren', dachte Dukatsch und wandte sich nach der entgegengesetzten Richtung, allein er hatte noch keine drei Schritte gemacht, als das Kreuz bereits wieder vor ihm aufragte.

Der Kosak stand eine Weile still, um wieder zu Atem zu kommen, und schritt, als er sich endlich wieder erholt hatte, in anderer Richtung weiter, aber wiederum versperrte ihm das Kreuz alsbald den Weg.

‚Wandert es eigentlich vor mir her, oder was geht sonst vor?' Und er tastete mit den Händen umher und stieß auf ein zweites Kreuz und auf noch eines, und wieder eines.

‚Aha! jetzt verstehe ich: ich bin auf den Friedhof geraten. Da ist ja auch das Licht bei unserm Popen.

Der Lumpenkerl wollte seinem Popenmädchen nicht gestatten, in mein Haus zu kommen und mein Kind zu taufen. Braucht er auch nicht; aber wo zum Teufel mag denn der Wächter Matwejko sein?'

Dukatsch wollte sich auf die Suche nach dem Wächterhäuschen begeben, taumelte jedoch plötzlich in eine Grube und schlug so schwer auf etwas Hartes auf, daß er lange besinnungslos liegen blieb. Als er wieder zu sich kam, war ringsumher alles ruhig, über ihm lag dunkelblau der Himmel, und auch die Sterne schimmerten wieder.

Dukatsch begriff, daß er in einem Grabe lag, und begann mit Händen und Füßen zu arbeiten, um herauszukommen; aber das war sehr schwer, er mußte sich eine ganze Stunde lang mühen, bis er wieder draußen war, darauf freilich spuckte er erbittert aus.

Sicher war reichlich eine Stunde vergangen, — der Sturm hatte sich gelegt, und die Sterne standen wieder am Himmelszelt.

9

Dukatsch wanderte nach Hause, verwundert, daß weder in seiner Hütte, noch bei den Nachbarn Licht zu sehen war. Offenbar war die Nacht bereits weit vorgeschritten. Sollten Agap und die Kerassiwna mit dem Kinde auch jetzt noch nicht heimgekommen sein?

Dukatsch spürte einen Druck auf seinem Herzen, wie er ihn seit langem nicht mehr gekannt, er öffnete die Tür mit unsicherer Hand.

In der Stube war es dunkel, aus dem blinden

Winkel hinter dem Ofen drang jedoch jämmerliches Schluchzen hervor. Da weinte die Dukatschicha. Der Kosak begriff sofort, weshalb sie so bitterlich weinte, konnte es aber doch nicht über sich bringen zu schweigen, sondern fragte: „Sind sie denn immer noch nicht —?“

„Immer noch frißt die Hexe mein Kind“, fiel die Dukatschicha ein.

„Dummes Weib“, schalt Dukatsch streng.

„Freilich, Ihr habt mich ja so dumm gemacht; aber wenn ich auch dumm bin, nicht ich habe mein Kind der Hexe gegeben.“

„Geh zum Kuckuck mit deiner ewigen Hexe: ich hab mir fast den Hals gebrochen, weil ich in ein Grab gefallen bin.“

„Aha, in ein Grab . . . das war sie, die Euch zum Grabe geführt hat. Geht schnell und schlagt was tot.“

„Wen totschlagen? was schwatzest du?“

„Geht, schlagt wenigstens ein Schaf tot, — denn sonst wird das mit dem Grabe von ihr nicht vergebens getan worden sein und Ihr müßt bald sterben. Geb's Gott: was brauchen wir auch zu leben, wir, von denen alle Leute sagen werden, daß sie ihr Kind einer Hexe gegeben.“

Und sie fuhr fort, dieses Thema auszuspinnen, derweil Dukatsch nachgrübelte: ‚wahrhaftig, wo bleibt Agap nur? wo mag er hingeraten sein? wenn sie nach Peregudy noch vor Ausbruch des Schneegestöbers gekommen sind, werden sie natürlich dort

den Sturm abgewartet haben; aber dann wären sie doch weggefahren, sobald es sich aufklärte, und könnten jetzt bereits wieder zu Hause sein. Am Ende hat der Agap zu lange aus dem Fäßchen gesogen?'

Dies letztere schien ihm eine ganz glaubhafte Erklärung, und er beeilte sich, seinen Gedanken der Dukatschicha mitzuteilen, allein sie stöhnte nur noch ärger: „Was braucht's da lange herumzuraten: wir werden unser Kind nicht wiedersehen, die Kerassiwna, diese Hexe, hat es gefressen und auch das Unwetter hat sie heruntergeschickt, derweilen sie selber jetzt mit dem Kind über die Berge fliegt und sein rotes Blut trinkt."

Und mit solchen Worten rückte die Dukatschicha ihrem Manne so scharf auf den Leib, daß er loswetterte, aufs neue die Mütze vom Wandbrett riß, sein Gewehr packte und fortging, einen Hasen zu schießen und ihn in jenes Grab zu werfen, in das er selber vor kurzem hineingefallen war; seine Frau aber blieb zu Hause, um ihr Leid hinter dem Ofen auszuweinen.

10

Der bedrückte und auf so ungewohnte Weise erregte Dukatsch wußte eigentlich nicht recht, wohin er gehen sollte, da ihm aber das Wort vom Hasen entschlüpft war, hatte er, mechanisch ausschreitend, ohne recht zu wissen wie, auf einmal die Tenne erreicht, welche die gierigen Hasen im Winter auf-

zusuchen pflegten; dort setzte er sich hinter eine Haferschütte und versank in Nachdenken.

Düstere Vorahnungen quälten ihn, Sorge schlich sich in seine Seele und weckte darin peinigende Erinnerungen auf. Wie unangenehm ihm auch die Worte der Frau waren, er sah ein, daß sie recht hatte. Er hatte in der Tat Zeit seines Lebens keinem Menschen etwas Gutes erwiesen, vielen aber mancherlei Leid zugefügt. Und jetzt mußte, um seiner Verstocktheit willen, sein einziges, lange ersehntes Kind ums Leben kommen, und er war in ein Grab gestürzt, was nach dem allgemeinen Volksglauben unausbleiblich Böses zu bedeuten hatte. Morgen würden es alle Leute wissen und die Leute waren doch seine Feinde . . . allein wer weiß . . . vielleicht würde sich das Kind wieder einfinden, und so beschloß er denn, um dies lange Warten in der Nacht abzukürzen, einem Hasen aufzulauern, ihn abzuschießen und in das Grab zu werfen, um dadurch das drohende Unheil von seinem Haupte abzuwenden.

Dukatsch seufzte tief auf und spähte umher, ob nicht ein Hase übers Feld spränge oder unten an den Getreideschobern herumzupfte.

Richtig: da wartete ja ein Hase auf ihn wie der Widder auf Abraham, — beim letzten Schober, in gleicher Höhe mit diesem, saß auf der schneebedeckten Hecke ein großer grauer Hase. Er schien vorsichtig zu wittern und bot ein unvergleichlich gutes Ziel.

Dukatsch war ein alter und erfahrener Jäger, er hatte auf der Jagd die merkwürdigsten Sachen

erlebt, doch daß sich ein Tier so dicht in die Schußlinie stellte, war ihm noch nicht vorgekommen, und so bedachte er sich denn nicht erst lange, packte die Gelegenheit beim Schopf, legte an und gab Feuer.

Der Schuß rollte hin, und zu gleicher Zeit wehte ein schwaches Stöhnen durch die Luft; Dukatsch hatte jedoch keine Zeit das zu beachten — er eilte, den schwelenden Pfropfen mit dem Fuß auszutreten, und erstarrte darauf vor Unruhe und Bestürzung: der Hase, der jetzt nur wenige Schritte von ihm entfernt war, hockte immer noch am gleichen Platz und rührte sich nicht.

In Dukatsch stieg die Angst auf: da schien wirklich der Teufel sein Spiel mit ihm zu treiben, — sollte das dort am Ende gar ein Werwolf sein? Er formte einen Schneeball und warf ihn nach dem Hasen. Der Schneeklumpen traf sein Ziel und zerstäubte, allein der Hase rührte und regte sich nicht, — wiederum aber ging es wie ein Stöhnen durch die Luft. ‚Welch neues Unheil?‘ fragte sich Dukatsch und schritt, sich bekreuzend, vorsichtig auf das zu, was er für einen Hasen gehalten, was aber nie ein Hase gewesen war, sondern eine Lammfellmütze, die aus dem Schnee hervorlugte. Dukatsch lüftete die Mütze und erblickte beim Schein der Sterne das leichenhafte Gesicht seines Neffen, über das ein dunkler klebriger, fadriechender Streifen sickerte. Blut.

Dukatsch erbebte am ganzen Leibe, er warf sein Gewehr hin und eilte ins Dorf zurück, wo er alles

aufweckte, — er beichtete seine Missetat und tat öffentlich seine Reue kund, indem er sagte: „Gott war gerecht, da Er mich strafte, — geht hin und schaufelt jene aus dem Schnee heraus, mich aber bindet und übergebt mich dem Gericht."

Man tat, worum Dukatsch bat; er wurde gebunden und in eine fremde Hütte gesperrt, das ganze Dorf aber versammelte sich auf der Tenne, um Agap auszuschaufeln.

II

In einem Haufen weißen Schnees, der so groß war, daß er den ganzen Schlitten überdeckte, wurden der blutüberströmte Agap und die erstarrte, wenn auch sonst unverletzte Kerassiwna gefunden, das Kind aber schlummerte gesund und wohlbehalten an ihrer Brust.

Die Pferde staken bis zum Bauch im Schnee und ließen die müden Köpfe über die Hecke hängen. Als man sie notdürftig aus dem angewehten Schnee befreit, setzten sie sich sogleich in Gang und zogen die erstarrten Gevattern und das Kind bis vor die Hütte. Die Dukatschicha wußte nicht recht, was sie tun sollte: ob sie mehr das Unglück ihres Mannes betrauern oder sich mehr über die glückliche Errettung ihres Kindes freuen mußte. Als sie den Knaben vor das Feuer trug und sah, daß ein Kreuz an seinem Halse hing, da begann sie vor Freude zu weinen, hielt ihn vors Heiligenbild und sagte in heißer Begeisterung mit vor Rührung erstickter

Stimme: „Herr, Du mein Gott! Da Du ihn errettet und ihm Dein Kreuz auferlegt hast, werde ich Deiner Güte nicht vergessen: ich werde mein Kind aufziehen und es Dir schenken, — möge es zu Deinem Diener werden."

So ward jenes Gelübde abgelegt, das von so großer Bedeutung für unsere Erzählung ist, in der man freilich bisher noch nichts vom ‚ungetauften Popen' zu sehen bekam, während er doch schon mitten in ihr steckt, genau wie damals Agaps Mütze in der Abrechnung.

Ich fahre also in meiner Erzählung fort: das Kind war gesund; und bald war auch die Kerassiwna vermittels einfacher Bauernmittel wieder zu sich gebracht, sie schien jedoch von dem, was vorgegangen, nichts zu begreifen und wiederholte nur auf jede Frage: „Das Kind ist getauft, und es heißt Ssawka."

Das war unter so aufregenden Umständen Antwort genug, und zudem gefiel der Name allgemein. Selbst der gebrochene Dukatsch billigte ihn: „Dank sei dem Popen von Peregudy," sagte er, „daß er den Jungen nicht verdorben und ihn nicht Nikóla getauft hat."

Die Kerassiwna hatte sich mittlerweile erholt und erzählte nun, der Pope habe freilich das Kind auf den Namen Nikóla taufen wollen; so, habe er gesagt, müsse es nach dem Kirchenbuche sein, sie aber hätte dennoch die Oberhand behalten: „Gott mit ihnen, sagte ich, mit den Kirchenbüchern, was haben

wir mit denen zu schaffen; ein Kosakenkind kann unmöglich nach dem Moskowitischen Nikóla genannt werden."

„Du bist ein gescheites Kosakenweib", lobte sie Dukatsch und gebot seiner Frau, der Kerassiwna eine Kuh zu schenken, und versprach ihr zudem, auch seinerseits noch ihres Dienstes dankbar zu gedenken, wenn er heil davonkäme.

Damit fand die ganze Taufsache zunächst ihren Abschluß, und es brach eine lange und düstere Zeit der Trauer über das Haus herein. Agap kam nicht mehr zur Besinnung: sein von einer dichten Schrotgarbe durchlöcherter Kopf war ganz schwarz geworden, ehe man ihn noch abwaschen konnte, und bereits gegen Abend des so schlimm angebrochenen Tages hatte Gott seine schwergeprüfte Seele zu sich genommen. Und am gleichen Abend noch führten drei mit langen Stecken bewaffnete Kosaken den alten Dukatsch in die Stadt und lieferten ihn der Obrigkeit ein, die ihn als einen Mörder ins Gefängnis warf.

Agap wurde bestattet, Dukatsch kam vor Gericht, das Kind wuchs und gedieh, die Kerassiwna jedoch war, obgleich sie sich körperlich wieder erholt hatte, keineswegs mehr die alte, — dauernd ging sie umher, als wüßte sie nicht, wo ihr der Kopf stehe. Sie ward schweigsam und traurig, saß oft in Gedanken versunken da und stritt auch nicht mehr mit ihrem Kerassenko, der seinerseits absolut nicht fassen konnte, was mit seiner Frau vorgegangen war. In

seinem Leben, das bisher von ihrem Eigensinn und ihrer Willkür regiert worden war, gab es nun keine Sorge mehr: nie hörte er Widerspruch oder gar Vorwürfe von seiten der Frau, und da seitdem weder im Traum noch im Wachen der Rogatschowsche Edelmann ihm noch vor Augen kam, wußte er sich nicht genug seines Glückes zu rühmen. Die erstaunliche Umwandlung, die sich im Charakter der Kerassiwna vollzogen hatte, wurde lange besprochen, ohne daß man darüber ins Reine zu kommen vermochte; auch auf dem Markt des kleinen Ortes war es ein beliebter Gesprächsstoff: und ihre Freundinnen, die zänkischen Marktweiber, sagten, sie sei ‚ganz und gar sanft' geworden. Und in der Tat, wenn es jetzt geschah, daß von ihrem Verkaufstisch, auf dem die Semmeln auslagen, nicht nur einer, sondern sogar zwei Käufer fortgelockt wurden, konnte es vorkommen, daß sie trotzdem weder dem Vater, noch der Mutter noch irgendeinem sonstigen Verwandten auch nur einen einzigen Teufel an den Hals wünschte. Was nun gar den Rogatschowschen Edelmann anbetraf, so lief das Gerücht um, daß er sich zweimal in Paripsy gezeigt, daß ihn die Kerassiwna aber nicht einmal habe ansehen wollen. Und ihre einstige Nebenbuhlerin, die Bäckerin Podnebessnaja erzählte, um nicht ihr Seelenheil einzubüßen, daß sie gehört hätte, wie der junge Herr, als er einst zur Kerassiwna gekommen, um eine Semmel zu kaufen, von dieser solche Antwort erhalten habe: „Hebe dich von mir, auf daß meine Augen dich

nimmer sehen mögen. Ich habe für dich nichts mehr, weder zum Schenken, noch zum Verkaufen." Da hätte der junge Herr sie gefragt, was ihr denn eigentlich zugestoßen sei, die Kerassiwna aber habe entgegnet: „Nichts, — schwer ist mir zumute: ich berge ein großes Geheimnis in meiner Seele."

Auch der alte Dukatsch war völlig umgewandelt worden; er mußte nach den Gepflogenheiten der guten alten Zeit drei Jahre lang auf das Urteil warten und infolge des Verdachts, er habe den Neffen vielleicht absichtlich getötet, im Gefängnis sitzen und wäre sogar, da seine Dorfgenossen kein gutes Zeugnis über sein Verhalten ablegten, beinahe als Ansiedler verschickt worden. Die Sache ging am Ende noch gut aus, weil die Dorfbewohner sich seiner schließlich erbarmten und sich bereit erklärten, ihn wieder aufzunehmen, wenn er die ihm auferlegte Kirchenbuße im Kloster abgebüßt haben würde.

So konnte Dukatsch nur dank der Nachsicht eben der gleichen Leute, die er sein Leben lang verachtet und gehaßt hatte, in seiner Heimat bleiben. . . . Das war eine furchtbare Lehre für ihn, die ihm jedoch zum Heil ausschlug. Nachdem die übliche Bußzeit abgelaufen und er also im ganzen fünf Jahre von Hause fern gewesen war, kehrte er als milder Greis nach Paripsy zurück, bekannte dort in aller Öffentlichkeit seinen Hochmut, bat alle um Verzeihung und ging dann wieder in das gleiche Kloster zurück, in dem er nach dem Beschluß des Gerichtes

seine Strafe verbüßt, und nahm dorthin seinen Topf mit den Rubelstücken mit, um ‚für drei Seelen' Messen lesen zu lassen. Für welche drei Seelen diese Messen abgehalten werden sollten, wußte freilich auch der alte Dukatsch nicht; doch die Kerassiwna hatte es ihn so geheißen und ihm dabei gesagt, daß sein entsetzlicher Charakter nicht nur den Agap zugrunde gerichtet habe, sondern auch noch zwei weitere Seelen, von denen freilich nur Gott und sie, die Kerassiwna, wüßten, sie aber könne es niemandem offenbaren.

So blieb das Rätsel ungelöst, wem der Segen des ins Kloster gewanderten Topfes mit den dicken altertümlichen Rubeln zukommen sollte.

Mittlerweile wuchs das Kind heran, bei dessen Eintritt in die Welt und bei dessen Taufe sich die geschilderten Begebenheiten zugetragen hatten. Die Mutter, eine einfache, aber herzensgute und liebevolle Frau, zog es auf, und es dankte ihr seinerseits durch Zärtlichkeit und durch gutes Betragen. Ich muß nochmals daran erinnern, daß die Dukatschicha ihr Kind, als man es wohlbehalten von der Brust der Kerassiwna genommen und ihr übergeben, ‚Gott geweiht' hatte. Solche ‚Weihgelübde' waren noch bis vor gar nicht zu langer Zeit in Kleinrußland Sitte und wurden streng eingehalten, besonders wenn die ‚Weihkinder' ihrerseits sich nicht widersetzten. Es kam übrigens nicht häufig vor, daß diese ‚Weihkinder' Widerstand leisteten, wahrscheinlich weil ihr Geist und Charakter von frühester

Jugend an so gebildet wurde, daß ihnen der Gedanke, sich ihrer Bestimmung zu entziehen, gar nicht erst kommen konnte. Wenn Kinder, die in diesem Sinne aufgezogen wurden, ein gewisses Alter erreicht hatten, dachten sie meist nicht nur nicht daran, Widerspruch gegen das von ihren Eltern geleistete Gelübde zu erheben, sondern strebten gewöhnlich selber, aus jenem ehrfürchtigen Gefühl, das dem lebendigen Glauben und der Liebe entspringt, danach, dies Gelübde zu erfüllen. Ssawwa Dukatschow wurde nun ebenfalls in diesem Sinne erzogen, und man konnte schon frühzeitig merken, daß er Neigung verspürte, die Versprechungen einzuhalten, die seine Mutter in bezug auf ihn gemacht hatte. Er war ein etwas zartes und schwächliches Kind und zeigte schon in den ersten Jahren große Gottesfurcht. Nie zerstörte er Vogelnester, quälte niemals junge Katzen, schlug nicht mit der Gerte nach Fröschen, sondern beschützte im Gegenteil alle schwachen Geschöpfe. Jedes Wort seiner zärtlichen Mutter war ihm unantastbares Gesetz — ebenso heilig wie angenehm —, kam es doch in jeder Hinsicht seinem liebebedürftigen Herzen entgegen. Gott zu lieben war ihm Bedürfnis und höchste Freude, er liebte Ihn in allem, worin Gott sich widerspiegelt, in allem, was Ihn dem Menschen, zu dem Er gekommen und bei dem Er sein Haus aufgeschlagen, verständlich und unschätzbar macht. Das Kind wuchs ja auch in einer durchaus religiösen Umgebung heran: die Mutter war fromm und gottesfürchtig, der Vater

lebte als Büßer in einem Kloster. Aus vielen halben Worten wußte es ferner, daß bei seiner Geburt etwas geschehen war, was das Leben des ganzen Hauses von Grund auf geändert hatte, — und all dies gewann in seinen Augen einen mystischen Charakter. So wuchs es denn unter dem Schutze Gottes auf und war sich bewußt, daß es immer in Seinen Händen bleiben würde. Im Alter von acht Jahren wurde es zu dem Bruder der Podnebessnaja, Ochrim Pidnebessnij, in die Lehre gegeben, der in Paripsy in einem Winkelgäßchen hinter der Schenke seiner Schwester wohnte, aber zu deren Geschäft in keinerlei Beziehung stand, sondern ein absonderliches Leben führte.

12

Ochrim Pidnebessnij gehörte zu jenem neuen und sehr interessanten kleinrussischen Typus, der bereits im ersten Viertel unseres Jahrhunderts in den jenseits des Dnjepr gelegenen Siedelungen auftauchte und sich rasch entwickelte. Dieser Typus hat heutzutage seine bestimmt ausgeprägte Eigenart, die sich besonders scharf in dem starken Einfluß zeigt, den er auf das religiöse Verhalten der dortigen Bevölkerung ausübt. Es ist in der Tat unbegreiflich, daß unsere Volkserforscher und Volksfreunde, die in alle Einzelheiten des Volkslebens eindrangen, das kleinrussische niedere Volk bisher übersehen und ihm keine Beachtung geschenkt haben, obwohl es doch die Ursache war, daß das religiöse Leben Südruß-

lands in ein völlig neues Flußbett geleitet wurde. Hier ist nicht der Ort, sich über diese Tatsache zu verbreiten, und ich wäre auch kaum in der Lage dazu; es sei nur kurz gesagt, daß es unter diesen Leuten eine Art von weltlichen Einsiedlern gab: sie erbauten sich in irgendeinem Winkelgäßchen, gewöhnlich neben ihrem Vaterhaus, ein kleines Häuschen und waren sowohl auf die Sauberkeit der Seele als auch auf die Reinlichkeit von Kirchen und Umgebung bedacht. Den Umgang mit andern mieden sie nicht und waren keineswegs menschenscheu, sie schafften und arbeiteten mit den andern Familienmitgliedern gemeinsam und waren ein Muster an Fleiß und geordneter Häuslichkeit, verschmähten auch Vergnügungen nicht, aber sie prägten allem und jedem ihren ein wenig puritanischen Charakter auf. Die ‚Gelehrtheit' wurde bei ihnen hoch in Ehren gehalten, und ein jeder von ihnen war des Schreibens und Lesens durchaus mächtig; ihre Schriftgelehrsamkeit diente ihnen aber hauptsächlich zur Lektüre von Gottes Wort, der sie sich mit feurigem Eifer und großer Ehrfurcht unterzogen; indes war es ihre feste Überzeugung, daß das Wort Gottes in seiner Reinheit nur in einem einzigen Buche, nämlich dem Neuen Testament zu finden sei, — in den ‚menschlichen Überlieferungen' jedoch, an welche die Geistlichkeit sich hielte, wäre alles verdreht und verdorben. Es wird behauptet, daß dieser Gedanke unter dem Einfluß deutscher Kolonisten entstanden sei; meiner Ansicht nach ist es jedoch

gleichgültig, wer den Einfluß ausübte, ich weiß nur das eine, daß diese Anschauung die Ursache dazu wurde, daß sich später die Sekte der sogenannten ‚Stundisten‘ gebildet hat.

Der Bruder der Pidnebessnja also, der Kosak Ochrim, welcher ledig geblieben war, gehörte ebenfalls zu dieser Art von Leuten: er hatte sich selber Schreiben und Lesen beigebracht und hielt es nun für seine Pflicht, es andere zu lehren. Er unterrichtete alle, die zu ihm kamen, stets unentgeltlich, da er für seine Mühe nur jenen Lohn erhoffte, der denen verheißen ist, die da ‚lehren und unterweisen‘. Im Sommer, zur Zeit der Feldarbeiten, ebbte die Teilnahme am Unterricht gewöhnlich ab, stieg aber mit dem Herbst und überdauerte ungeschwächt den ganzen Winter, bis aufs neue die Zeit der Frühjahrsbestellung heranrückte. Die Kinder wurden während des Tages unterwiesen, des Abends aber versammelten sie sich bei ihm genau so wie bei den andern Dorfbewohnern die Abendgäste, die Spinnstubenarbeiterinnen. Mit dem Unterschied freilich, daß bei Ochrim keine törichten Lieder gesungen und nicht müßig Zeug geschwätzt wurde; bei Ochrim spannen die Mädchen Flachs und Wolle, während er Met und einen Teller mit Nüssen zur Bewirtung ‚im Namen Christi‘ auf den Tisch stellte und sich als Gegengabe die Erlaubnis erbat, ‚von Christus sprechen‘ zu dürfen. Das junge Volk gestattete ihm dies, und Ochrim erquickte die guten Seelen mit Met, Nüssen und Gesprächen über das Evangelium und

bereitete ihnen damit solche Freude, daß bald kein einziges Mädchen und kein einziger Bursch mehr wo anders Abendgast sein wollte. Und auch wenn Met und Nüsse fehlten, wurden diese Gespräche über das Evangelium fortgesetzt.

Wie in den andern Spinnstuben, so fanden sich auch bei Ochrim Burschen und Mädchen zusammen, die später Ehen eingingen; doch hatten alle diese bei Ochrim geknüpften Ehebündnisse ein Gemeinsames, das ungewöhnlich auffallend war und Ochrim einen außerordentlich guten Leumund verschaffte: die jungen Leute, die sich während der Ochrimschen Abendunterhaltungen ineinander verliebt und später miteinander verheiratet hatten, führten alle ohne Ausnahme glückliche Ehen. Wahrscheinlich rührte das einfach daher, daß sie sich in einer friedlich geistlichen Atmosphäre kennen und lieben gelernt hatten und nicht im Aufruhr ungezügelter Leidenschaften, wenn das Verlangen des Blutes die Wahl bestimmt und die Neigung nicht aus einem feingestimmten Herzen erwächst. Kurz, es traf ein wie die Schrift sagt: ‚Gott setzte ins Haus, die gleichen Sinnes waren, und nicht die von Bitternis Erfüllten'. Dies alles brachte dem Rufe Pidnebessnijs Nutzen, so daß er trotz seiner Einfalt und Anspruchslosigkeit in Paripsy eine ungemein geachtete Stellung einnahm, — die eines gottgefälligen Menschen. Um seinen Urteilsspruch wurde er freilich nicht angegangen, aber nur deswegen nicht, weil er niemals jemand verurteilte; bei ihm zu lernen aber wünschten alle, die ‚Auferstehung' erhofften.

13

Solcher Leute wie Ochrim Pidnebessnij gab es damals in Kleinrußland bereits mehrere, da sie jedoch alles Aufsehen mieden, blieben sie für jedermann außer für die einfachen Bauern verborgen und gänzlich unbeachtet.

Erst ein ganzes Vierteljahrhundert danach zeigten sich diese Leute selber der Öffentlichkeit, indem sie einen engen und fest zusammenhaltenden religiösen Bund schlossen, der unter jenem Namen der ‚Stundisten' bekannt geworden ist. Ich habe einen ihrer Führer sehr gut gekannt: es war ein freundlicher, gütiger, reiner und ehelos lebender Kosak. Gleich der Mehrzahl seiner Gleichstrebenden hatte er Lesen und Schreiben ohne fremde Hilfe erlernt und brachte es nun allen Burschen und Mädchen des ganzen Umkreises bei. Die Mädchen unterrichtete er an den Abenden oder, wie man in Großrußland sagen würde, in den ‚Spinnstuben', wo sich alle bei ihm zur Arbeit versammelten. Sie spannen und nähten, er aber erzählte ihnen von Christus.

Seine Auslegungen der Bibel waren unendlich einfach und klar und ohne jede Dogmatik und hatten fast ohne Ausnahme die sittliche Erziehung des Menschen im Sinne von Jesu Lehre zum Ziel. Dieser Prediger und Kosak wohnte auf der linken Seite des Dnjepr an einem Ort, in dem es noch keine Stundisten gab.

Übrigens hatte diese Lehre in der Zeit, da meine Geschichte spielt, auch am rechten Ufer des Dnjepr noch keineswegs bestimmte Formen angenommen.

14

Der junge Ssawka Dukatschow wurde also zu Pidnebessnij gegeben, damit er bei diesem Lesen und Schreiben lernen solle, und dieser gewann das Kind, dessen rasche Fortschritte und heiße Liebe zur Religion ihm Freude machten, sehr lieb. Ssawwa vergalt die Zuneigung seines gutherzigen Lehres mit treuer Liebe. So wob sich aus dieser Zärtlichkeit nach und nach ein so festes Band zwischen den beiden, daß der Knabe, als der alte Dukatsch ihn ins Kloster holte, um den Sohn gemäß dem Gelübde der Mutter dem Dienste Gottes zu weihen, sich alsbald in unerträglicher Sehnsucht weniger nach seiner Mutter als nach seinem gradsinnigen Lehrer verzehrte. Diese Sehnsucht wurde so übermächtig in dem zarten Kinde, daß sein schwacher Organismus sie nicht zu ertragen vermochte, ja, daß der Knabe erkrankte, bettlägerig wurde und wahrscheinlich sogar gestorben wäre, wenn Pidnebessnij ihn nicht gerade in dieser Zeit ganz unerwartet besucht hätte.

Er erkannte die Ursache der Erkrankung seines kleinen Freundes und gab sich daher, als er wieder nach Paripsy zurückgekehrt war, alle Mühe, der Dukatschicha klarzumachen, daß ein Opfer für Gott keineswegs die Tötung ihres Kindes nach sich zu ziehen brauche. Er riet ihr, das Kind nicht länger zu quälen, indem man es im Kloster begrübe, sondern ein ‚lebendes Opfer' aus ihm zu machen. Und Pidnebessnij wies ihr auch den Weg dazu, der zudem dem kleinrussischen Kosakenvolk keineswegs fremd und

unbekannt war: sein Rat war, den kleinen Ssawwa in eine geistliche Schule zu geben, nach deren Beendigung er dann das Seminar besuchen und so Dorfgeistlicher werden könne, denn ein Dorfgeistlicher vermöge den armen und unwissenden Menschen viel Gutes zu tun und könne dadurch zu einem Freunde Christi und einem Freunde Gottes werden.

Die Dukatschicha ließ sich von diesen Gründen überzeugen, und so wurde denn der Knabe Ssawka aus dem Kloster genommen und in eine geistliche Schule getan. Alle im Dorf billigten diesen Entschluß, mit Ausnahme der Kerassiwna, in deren Herz sich, wohl um früherer Sünden willen, ein finsterer Geist des Widerspruchs eingenistet hatte, der sich am tollsten und merkwürdigsten zeigte, sobald es sich um ihr Patenkind handelte. Sie schien den Knaben zu lieben und viel für ihn übrig zu haben, und dennoch stürzte sie weiß Gott die Leute seinethalben in große Verwirrung.

Schon während seiner Kinderzeit hatte es begonnen. Ssawka wurde zum Beispiel zur Kommunion getragen, da schrie die Kerassiwna: „Was macht ihr da! laßt doch, tragt es nicht hin . . . dies Kind ist ja . . . es darf keinesfalls kommunizieren.“

Wenn man ihrer nicht achtete, wurde sie ganz grün im Gesicht und lachte entweder wild oder flehte die Leute in der Kirche an: „Laßt mich schnell hinaus, meine Augen sollen nicht sehen, wie er das Blut Christi empfängt.“

Fragte man sie aber, warum ihr das so furcht-

bar sei, dann erwiderte sie: „Nichts, schwer ist mir ums Herz!“ — so daß man allgemein zu der Überzeugung kam, ein Teufel habe, seitdem sie sich gebessert und von ihren Hexenkünsten gelassen, in ihrer Seele ein schmuckes Kämmerlein gefunden und sich darin in Gemeinschaft mit anderen Kobolden, die den kleinen Ssawka nicht liebten, häuslich niedergelassen.

Und wie wurden diese ‚Kobolde‘ erst wild geschäftig, als man Ssawka ins Kloster brachte: da peitschten sie die Kerassimowna dermaßen auf, daß sie drei Werst weit hinter dem Schlitten herjagte und in einem fort schrie: „Richtet seine Seele nicht zugrunde, bringt ihn nicht ins Kloster, er gehört nicht dorthin.“

Natürlich hörte man nicht auf sie; als aber die Rede davon war, den Knaben in eine Schule zu tun, ‚die man als Pope verläßt‘, da stieß der Kerassimowna gar ein Unglück zu: sie wurde vom Schlage getroffen, verlor für lange Zeit den Gebrauch ihrer Zunge und gewann ihn erst wieder, als die Aufnahme des Kindes bereits eine vollzogene Tatsache war.

Der Aufnahme Ssawkas hatte sich zunächst ein kleines Hindernis entgegengestellt: sein Name war nämlich nirgendwo in den Taufregistern der Peregudinschen Kirche zu finden; doch wird dieser Umstand, der in bürgerlichen Schulen völlig unmöglich wäre, in den Schulen der Geistlichkeit weniger streng genommen. Man weiß in diesen bereits, daß

gerade die Geistlichen es oft versäumen, ihre eigenen Kinder ins Taufregister einzutragen. Gleich nach der Taufe wird ja tüchtig getrunken, — da scheut man sich zu schreiben, weil die Hand zittert; am Tage darauf muß man den Katzenjammer niedertrinken; am dritten kann man sich auf rein nichts mehr besinnen, und späterhin denkt man nicht mehr daran, die Eintragung zu machen. Das war schon des öfteren vorgekommen, und so nahm man an, daß hier ein ähnlicher Fall vorliege; der Vorsteher der Schule schalt die Geistlichen zwar Trunkenbolde, nahm aber dennoch den Knaben auf, da er in die Beichtlisten eingetragen war. Und in den Beichtlisten freilich war Ssawwa aufs beste vertreten: ein- und sogar mehrmals im Jahr war sein Name dort eingetragen.

Auf diese Weise wurde die Angelegenheit in Ordnung gebracht, — und der gute Ssawwa lernte ausgezeichnet, machte die Schule durch, beendete das Seminar und ward schließlich dazu ausersehen, die Akademie zu besuchen; allein er lehnte dies zum Erstaunen aller ab und äußerte den Wunsch, einfacher Dorfgeistlicher zu werden, und zwar Geistlicher seines Heimatdorfes. Der Vater des jungen Theologen, der alte Dukatsch, war damals bereits gestorben; seine alte Mutter jedoch lebte noch, und zwar immer noch im gleichen Dorf Paripsy, in welchem der dortige Geistliche dazumal gerade das Zeitliche gesegnet hatte und somit dessen Stelle frei geworden war. Er erhielt alsbald den Posten. Die

unerwartete Nachricht, daß Ssawwa dieses Amt übernehmen würde, freute die Kosaken von Paripsy ungemein, nur die sehr gealterte Kerassiwna schien darob völlig den Verstand zu verlieren.

Als sie hörte, daß ihr Patenkind Ssawwa Pope werden sollte, riß sie sonder Scham Hemd und Rock vom Leibe, warf sich auf den Düngerhaufen und heulte: „Oh, Erde, Erde! nimm uns beide auf!“ — als jedoch endlich der böse Geist von ihr gewichen war, erhob sie sich, schlug das Kreuz über sich und begab sich in ihre Hütte. Und eine Stunde später konnte man sie, ganz dunkel gekleidet und auf einen Stock gestützt, die große Landstraße nach der Gouvernementsstadt wandern sehen, in der Ssawwa Dukatschows Ordinierung erfolgen sollte.

Mehrere Leute, die ihr begegneten, bemerkten, daß sie große Eile zu haben schien, — weder rastete sie, noch ließ sie sich in Gespräche ein und hatte dabei ein Aussehen, als ginge sie ihrem Tode entgegen: sie schaute gen Himmel und bewegte flüsternd die Lippen; wahrscheinlich betete sie zu Gott. Aber auch jetzt wollte Gott ihr Gebet nicht erhören. Obgleich sie gerade in dem Augenblick die Kathedrale betrat, da die Hilfsgeistlichen den Kandidaten auf den Nacken schlugen und ihr ‚Laßt also geschehen‘ riefen, so achtete doch niemand des Bauernweibes, das in der Menge zu schreien anhub: „Oh, es darf nicht geschehen, es darf nicht!“ Der Kandidat ward eingekleidet, das Weib aber wurde aus der Kirche ge-

stoßen, in Polizeigewahrsam gesteckt und nach zehn Tagen, nachdem sie derweil die ganze Wäsche der Polizeiaufseher gewaschen und zwei Fässer voll Kohl geschnitten, wieder freigelassen. Der Kerassiwna war nur eines wichtig: „Ist Ssawwa bereits Pope?' Und als man ihr sagte, daß er in der Tat bereits Pope wäre, fiel sie auf ihre Knie nieder und rutschte auf den Knien die achtzig Werst nach Paripsy zurück, wo in diesen Tagen der neue Pope Ssawwa unterdes eingetroffen war.

15

Die Kosaken von Paripsy waren, wie gesagt, hoch erfreut darüber, daß sie einen aus ihrem eignen Stande stammenden Kosakensohn zum frommen Vater bekommen hatten, und empfingen daher den Popen Ssawwa mit großer Herzlichkeit. Ihre Zuneigung erwarb er sich alsbald dadurch, daß er seine alte Mutter mit großer Ehrfurcht behandelte und sich bei seiner Ankunft sofort nach seiner Patin erkundigte, obgleich ihm sicher zu Ohren gekommen war, daß sie unter anderm auch noch eine Hexe gewesen war. Er mißachtete sie in keiner Weise. Der allgemeine Eindruck war, es würde ein guter Geistlicher aus ihm werden, und in der Tat, die Ansicht der Leute wurde nicht getäuscht. So war er denn bald bei allen beliebt, und selbst die Kerassiwna hatte nichts gegen ihn einzuwenden, wenn sie auch hin und wieder die Stirn runzelte, schwer aufseufzte und vor sich hinmurmelte: „Wär

alles ganz gut und schön, gäbe es nur in diesem Fischsüpplein einen richtigen Fisch.“

Ihrer Meinung nach war eben kein Fisch in der Fischsuppe, und ohne Fisch gibt es ja keine richtige Fischsuppe. Mochte also der Pope Ssawwa noch so gut sein, sie wußte, daß er dennoch nichts wert war und daß die Zeit das offenbaren würde.

Und in der Tat zeigte er einige Eigentümlichkeiten, die allgemein auffielen: obwohl er sehr arm war, stand er dem Gelde völlig gleichgültig gegenüber; zum andern heulte er nicht sonderlich, als er früh zum Witwer geworden war, und nahm sich auch keine junge Taglöhnerin ins Haus; und drittens tat er dieses: mehreren Frauen, die zu ihm kamen und ihm mitteilten, sie hätten ein Gelübde getan, nach Kiew zu wallfahren, erteilte er den Rat, den Bittgang zu unterlassen und statt dessen lieber den Armen und Kranken zu helfen und vor allem in der Familie für ein gutes Leben zu sorgen und dadurch Ruhe und Ordnung zu schaffen; was aber das abgelegte Gelübde betraf, so erbot er sich — und das war eine unerhörte Vermessenheit —, sie von diesem Gelübde zu entbinden und die Verantwortung dafür auf sich zu nehmen. ‚Von einem Gelübde entbinden, das man den Heiligen abgelegt! . . .‘ Das kam vielen als solch große Gotteslästerung vor, daß sie meinten, ein Getaufter könne sie unmöglich aussprechen. Und zudem blieb es nicht dabei allein, — der Pope Ssawwa gab bald Anlaß zu noch größeren Zweifeln: als er das erste

Mal während der großen Fastenzeit der ganzen Gemeinde die Beichte abgenommen, stellte sich hinterher heraus, daß er keinem einzigen verboten hatte, zu essen was Gott beschert hätte, und ebensowenig keinem der Sünder Bußverbeugungen als Strafe zudiktiert hatte, und wenn er auch dem einen oder andern Kirchenbuße auferlegt, so traten dabei nur neue Seltsamkeiten zutage. So hatte Vater Ssawwa zum Beispiel dem Müller Gawrilka, der bekanntlich den ihm zufallenden Mahlzins mit einer sehr tiefen Kelle schöpfte, befohlen, sofort nach der Beichte heimzugehen und die Ränder dieser Kelle abzuschneiden, auf daß er den Leuten nicht mehr zu viel Korn unberechtigt abnehmen könne. Andernfalls würde er ihn nicht zum Abendmahl zulassen, und er belegte diese Entscheidung mit den Worten der Heiligen Schrift, daß Gott über ein ungerechtes Maß zürne und den Sünder dafür strafen wolle. Der Müller tat wie ihm befohlen, alle verziehen ihm die bisherige Kränkung, und fortan ging das Mahlen in der Mühle glatt vonstatten. Der Müller aber bekannte vor allem Volk, daß die Kirchenbuße, die Ssawwa ihm aufgetragen, diese seine Sinnesänderung bewirkt. — Ein junges, sehr hitziges Kosakenweib, das eine zweite Heirat geschlossen hatte, mißhandelte die Kinder aus erster Ehe. Auch hier mischte sich Vater Ssawwa ein, und nachdem ihn die junge Stiefmutter einmal am Tage vor dem Abendmahl aufgesucht, war sie wie umgewandelt und behandelte seitdem ihre Stieftöchter

und Stiefsöhne liebevoll. Sühneopfer nahm Vater Ssawwa wohl an, — jedoch nicht zu Weihrauch und Kerzen, sondern zum Wohle zweier Waisenkinder, Michalka und Potapka, die kein Heim und Obdach besaßen und denen er eine Erdhütte neben dem Glockenturm als Wohnung eingeräumt hatte.

„Ja," pflegte dann und wann der Pope Ssawwa zu einem Weib oder einem Mädchen zu sprechen, „bitte Gott, daß Er dir verzeihen möge, und bete, auf daß du hinfort nicht mehr sündigest, aber gib du dir auch selber Mühe und sei deinem Gott gefällig."

„Ich wäre von Herzen froh, Väterchen, nur weiß ich nicht: was Ihm gefällig ist . . . soll ich nach Kiew wallfahren?"

„Nein, du brauchst nicht fortzugehen, — sei fleißig in deinem Hause und tue nicht mehr was du getan, zuvor aber geh hin und nimm den Gotteskindern Michalka und Potap Maß und nähe jedem von ihnen ein Höschen, meinetwegen kurze, aber dem Hemdchen entsprechend. Die beiden sind groß geworden und schämen sich, ihre nackten Bäuchlein zu zeigen."

Diese Buße nahmen die Sünderinnen gern auf sich, und Michalka und Potapka lebten in der Hut Vater Ssawwas wie in Abrahams Schoß, — sie zeigten nicht nur ihre ‚nackten Bäuchlein' nicht mehr, sondern wurden sich kaum bewußt, Waisen zu sein.

Solche und ähnliche Kirchenbußen, die Vater Ssawwa auferlegte, konnten von allen leicht ertragen

werden, und zudem waren sie vielen ganz nach dem Herzen und verliehen ihnen großen Trost. Allein Vater Ssawwa tat schließlich etwas Törichtes, was ihm teuer zu stehen kam. Nach und nach wurde seine kleine Kirche von immer mehr Leuten aus der Umgegend besucht, auch aus der Gemeinde Peregudy, in welcher er einst getauft worden war und der jetzt ein anderer Pope vorstand, — nicht mehr der gleiche, mit dem die Kerassiwna in ihrer Jugend manches Gläschen getrunken und zu dem sie um der alten Bekanntschaft willen den kleinen Ssawwa Dukatschow zur Taufe gebracht. Dieser Zulauf, den Vater Ssawwa fand, war der Anlaß zu feindseligen Empfindungen des Peregudyschen Popen gegen ihn, und dazu kam noch ein anderer Vorfall, der dem Popen Ssawwa sehr schadete: ein reicher Kosak namens Osseledez aus der Gemeinde Peregudy lag im Sterben und wollte in seinem Testament ‚einen ganzen Haufen Rubel für das große Geläut' bestimmen, das heißt für den Ankauf einer großen Glocke; nachdem er jedoch mit Vater Ssawwa gesprochen, kam er ganz plötzlich und schroff von dieser Absicht ab und vermachte nicht nur nichts für das große Geläut, sondern berief drei angesehene Männer, denen er erklärte, er vertraue ihnen den Haufen Geldes an und knüpfe nur die Bedingung daran, daß das Geld für ein ‚Gotteswerk' verwandt werden solle, ‚welches Vater Ssawwa nennen würde'. Und als der Kosak gestorben war, ließ Vater Ssawwa für diese Masse

Geldes ein geräumiges helles Häuschen erbauen, dessen Fenster sogar geöffnet werden konnten, und versammelte darin die Kinder, um sie in Lesen und Schreiben und in Gottes Wort zu unterrichten.

Die Kosaken sahen das wohl für ein gutes Werk an, wußten jedoch nicht, ob es auch ein gottgefälliges Werk wäre; und der Pope von Peregudy machte ihnen klar, daß dies keineswegs ein gottgefälliges Werk sein könne. Er versprach sogar Anzeige zu erstatten und führte dies auch aus. Vater Ssawwa wurde also vor den Bischof gerufen, aber in Frieden wieder entlassen, und so fuhr er denn in seinem Werk in alter Weise fort: predigte und lehrte, sowohl in der Schule als auch in seinem Hause, auf dem Felde wie auch in seiner kleinen Holzkirche. So verstrichen mehrere Jahre. Der Peregudysche Pope hatte während dieser Zeit, um mit Vater Ssawwa zu wetteifern, in seiner Gemeinde eine Kirche aus Stein erbaut, welche unvergleichlich schöner war als die in Paripsy, und hatte zudem ein reichgeschmücktes Heiligenbild beschafft, von dem er den Leuten manch Wunder zu berichten wußte; allein Vater Ssawwa beneidete ihn nicht, nicht einmal der Wunder wegen, und setzte stetig sein stilles Werk nach seiner Weise fort. Er betete in der alten Holzkirche und las Gottes Wort, und war auch die kleine Kirche bisweilen zu eng für die Leute, so hatte dafür der Pope von Peregudy in seinem steinernen Tempel so viel Platz, daß er fast stets mit seinem Glöckner allein die ganze Kirche

durchwandern und zusehen konnte, wie eine Kirchenmaus dreist auf den erhöhten Altarplatz emporhuschte und sich darunter versteckte. So kam es denn, daß der Pope von Peregudy zu guter Letzt voller Groll auf seinen Nachbarn, den Vater Ssawwa, schaute, er mochte aber gegen ihn noch so viel wüten, er konnte ihm doch keinerlei Schaden zufügen, da Vater Ssawwa durchaus nicht beizukommen war; zudem stand der Erzbischof auf dessen Seite, und das ging sogar so weit, daß der Erzbischof ihm auch jene große Schuld verzieh und ihm recht gab, seinerzeit den Willen des Kosaken Osseledez beeinflußt zu haben, so daß für den ‚Haufen Geld', der doch für das ‚große Geläut' bestimmt gewesen war, eine Schule erbaut worden war. Lange Zeit ertrug der Pope von Peregudy diesen Zustand und begnügte sich damit, über Vater Ssawwa allerlei Widersinnigkeiten auszustreuen, wie etwa die, daß er ein Zauberer sei, daß seine Patin, wie allgemein bekannt, in ihrer Jugend ein lockeres Leben geführt hätte und immer noch eine Hexe wäre, da sie ja nie zur Beichte gehe und auch nicht sterben könne, denn es stehe geschrieben: ‚Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er in sich gehe und sich bekehre.' Die Kerassiwna aber ging nicht in sich und bekehrte sich nicht, — sie hielt zwar die Fasten ein, aber man sah sie nie zur Beichte gehn.

Und das letztere stimmte in der Tat: die alte Kerassiwna hatte längst ihren Schwächen entsagt

und lebte ehrbar und gottesfürchtig, aber sie ging dennoch nie zur Beichte. So tauchte denn aufs neue das Gerücht auf, sie sei eine Hexe, und als zweites entstand ein Gerede, vielleicht sei Vater Ssawwa nur dank ihrer Zaubermittel ein so guter Mensch geworden.

Solch ein Gerede war wieder im Umlauf, als noch ein anderer, an sich nichtssagender Vorfall dazukam, der es verstärkte: die Kühe wollten auf einmal keine Milch mehr geben . . . wer anders als eine Hexe konnte schuld daran sein? und wer war wohl eine größere Hexe als die alte Kerassiwna, von der alle wußten, daß sie das ganze Dorf verhext, den Ehemann in einen Teufel verwandelt, alle ihre Altersgenossen überlebt hatte und immer noch am Leben war, aber weder beichten noch sterben wollte.

Da gab es nur eine Abhilfe: man mußte sie sowohl zu dem einen wie zu dem andern zwingen, und das nahmen einige gute Leute auf sich, die einander das Wort gaben: wer als erster die alte Kerassiwna im Dunkeln treffen würde, der sollte ihr einen Schlag geben, — einen einzigen, aber mit voller Wucht, wie es einem wahren rechtgläubigen Christen geziemt, eine Hexe zu schlagen, — und dabei zu ihr sagen: ‚Verrecke, sonst setzt es noch mehr.'

Einer von diesen Gottesverehrern, die sich zu dieser Heldentat entschlossen, hatte denn auch Glück: er stieß in einem einsamen Winkel auf die alte

Kerassiwna und bewirtete sie mit einem einzigen Schlage so gründlich, daß sie vornüber fiel und stöhnte: „Oh, ich muß sterben: ruft eilends den Popen, — ich will meine Sünden bekennen."

Sie wußte sofort, woher sie den tödlichen Schlag erhalten! Als man sie aber in ihr Haus getragen hatte und der Vater Ssawwa, der erschreckt herbeieilte, kaum eingetreten war, da hatte sie sich bereits eines anderen besonnen und wollte ihr Bekenntnis hinausschieben: „Dir", sagte sie, „darf ich es nicht beichten, — dir beichten hilft mir nicht, ich will einen anderen Popen."

Der gutherzige Vater Ssawwa schickte sogleich zu dem Geistlichen nach Peregudy, obwohl dieser doch sein Widersacher war, und trug nur um eines Sorge, daß er sich am Ende sträuben könnte und sich weigern würde zu kommen, doch seine Sorge war überflüssig: der Peregudinsche Geistliche kam sogleich, begab sich zu der Sterbenden und blieb lange, lange bei ihr; endlich trat er wieder aus der Hütte, blieb auf der Vortreppe stehen, schob das Viatikum hinter den Brustplatz und brach in ein äußerst unziemliches Lachen aus. Er lachte und lachte dermaßen, daß er gar nicht aufhören konnte, und die Leute unten starrten ihn an und konnten nicht begreifen, was das zu bedeuten hatte.

„Hört doch auf, — laßt doch, Vater, Ihr lacht ja, daß wir ordentlich Angst bekommen", sagten sie zu ihm.

Er aber antwortete: „So muß es auch sein, daß

ihr Angst bekommt, und alle sollen Angst bekommen, alle in der ganzen getauften Welt, denn bei euch hat sich ein Heidentum eingenistet, wie es seit dem allerersten Tage, da der heilige Fürst Wladimir das Christentum angenommen, nicht erlebt ward."

„Oh, Gott mit Euch, — jagt uns doch nicht solchen Schrecken ein: kommt, seid gut und geht zu Vater Ssawwa und sprecht mit dem: ihm wird schon das Richtige einfallen, wie Seelen der Christen gerettet werden können."

Allein der Pope aus Peregudy mußte nur noch immer stärker lachen, und plötzlich wurde er ganz grün im Gesicht, rollte die Augen und erwiderte: „Dummköpfe die ihr seid, unwissende und ungebildete Menschen: eine Schule habt ihr gebaut, aber eure Augen aufmachen das könnt ihr nicht."

„Deshalb bitten wir Euch ja: Ihr möchtet zu unserm Vater Ssawwa gehen, — der weilt in seinem Hause: setzt Euch mit ihm zusammen und besprecht Euch mit ihm. Er hat Augen, die alles sehen."

„Die alles sehen!" schrie der Peregudinsche Pope, „nichts sieht er: er weiß nicht einmal, was er selber für einer in der Welt ist."

„Was er ist, das wissen wir alle, er ist unser Vater Priester, unser Pope."

„Ein schöner Pope!"

„Freilich ist er unser Pope."

„Und ich werde euch zeigen, daß er keineswegs ein Pope ist."

„Kein Pope?"

„Kein Pope und nicht einmal ein Christ."

„Auch kein Christ! geht, geht, was faselt Ihr da?"

„Nein, ich fasele durchaus nicht — er ist in der Tat kein Christ."

„Was sollte er denn sonst sein?"

„Was er sonst ist?"

„Ja! was sonst?"

„Mag der Teufel wissen, was er ist."

Entsetzt prallten die Leute zurück und bekreuzten sich, der Pope aus Peregudy aber schwang sich in den Schlitten und rief: „Ich fahre jetzt geradeswegs zum Propst hin und werde ihm eine Botschaft überbringen, die der ganzen Christenwelt eine furchtbare Schande kund tun und offenbaren wird, daß euer Pope gar kein Pope und auch kein Christ ist und daß eure Kinderchen keine Christen sind und daß alle, die durch ihn verheiratet wurden, so gut wie nicht verheiratet sind, und daß jeder, den er bestattete, wie ein Hund ohne Absolution gestorben ist und nun in der Höllenglut leiden muß und sich in aller Ewigkeit wird quälen müssen, da niemand ihn mehr von dort erlösen kann. So ist es; und alles, was ich sage, ist wahrhaftig wahr, und jetzt bringe ich alles vor den Propst, ihr aber, wenn ihr mir nicht glaubt, geht alle miteinander zur Kerassiwna, so lange sie noch atmet, — ich habe ihr mit einem schrecklichen Fluche anbefohlen, euch alles zu gestehen: damit ihr wisset, wer eigentlich dieser

Mensch ist, den ihr euern Popen Ssawwa nennt. Er hat nun schon genug Leute ins Unheil gestürzt: und seht, da sitzt eine Elster auf seinem Dache und krächzt: ‚Ssawka, wirf deinen Talar ab!‘ — Schon gut; wir werden uns bald wiedersehen. Junge! fahr zu, geschwind zum Propst, und du, kleine Elster, krächze noch lauter: ‚Ssawka, wirf deinen Talar ab!‘ Ich werde mit dem Propst gleich wieder hier sein.“

Nach diesen Worten fuhr der Peregudinsche Pope davon, und der ganze Schwarm von Leuten, die hier vor der kleinen Hütte versammelt waren, wollte sogleich in hellem Haufen bei der Kerassiwna eindringen, um sie zu befragen: was sie ihrem Patenkind, dem Vater Ssawka, nachgesagt hätte; nach einiger Überlegung jedoch kamen sie zu einem anderen Entschluß, sie ordneten zwei Kosaken zu ihr ab und schickten als dritten den Popen Ssawwa selber in die Hütte.

16

Die Kosaken und Vater Ssawwa traten in die Hütte der Kerassiwna und trafen das Weib bitterlich weinend und vor den Heiligenbildern kniend an.

„Verzeih mir, Seelchen, mein geliebtes unseliges,“ wandte sie sich an Ssawwa: „ich habe in meinem Herzen dein Unglück und meine Schuld dreißig Jahre lang verborgen getragen, ich fürchtete mich im Wachen ein Wort darüber zu sprechen, fürchtete mich es im Traum zu verraten, nun aber, da ich

vor den Allerhöchsten treten muß, habe ich alles gebeichtet."

Obwohl es denkbar war, daß Vater Ssawwa ein wenig erschrak, daß dieses ganze Geheimnis ihn vielleicht zu nah berühren konnte, ließ er sich nichts dergleichen anmerken, sondern fragte ruhig: „Worin besteht denn dieses große Geheimnis?"

„Ich habe eine große Sünde begangen, habe sie an dir begangen."

„An mir?" fragte Vater Ssawwa.

„Ja, an dir; ich habe dein ganzes Leben verdorben, denn ob du auch schriftgelehrt und ein Pope geworden bist, du darfst dennoch keines von beiden sein, denn du bist bis heute ein Ungetaufter."

Es dürfte nicht schwer sein sich vorzustellen, was der sanfte Vater Ssawwa bei dieser Eröffnung empfinden mochte. Zunächst glaubte er freilich, daß es nichts als eine krankhafte Phantasie der Sterbenden wäre, lächelte freundlich und beruhigte sie: „Laß gut sein, laß nur: wie kann ich denn ein Ungetaufter sein, da du selber meine Patin bist?"

Allein die Kerassitwna bewies in dem. was sie nun erzählte, daß sie völlig klaren Geistes und logisch zu denken imstande war.

„Sprich nicht davon," sagte sie, „was bin ich denn für eine Patin? du bist keineswegs getauft worden. Aber wer eigentlich die Schuld trägt, — ich weiß es nicht und habe es zeitlebens nicht herausbekommen können: es muß um unserer Sünden willen geschehen sein, und am meisten von Nikóla

verursacht und von dessen großer moskowitischer Schlauheit. Doch da kommt der Peregudinsche Geistliche mit dem Propst zurück, bleibe auch du da: ich werde dann allen die ganze Sache berichten."

Der Propst wollte sich zunächst nicht recht mit der Anwesenheit Vater Ssawwas und der Kosaken während des Bekenntnisses der Kerassiwna einverstanden erklären, allein diese bestand darauf und drohte, sie würde sonst überhaupt kein Wort sagen.

So aber lautete ihre Beichte.

17

„Der Pope Ssawwa", begann sie, „ist gar kein Pope und heißt auch nicht Ssawwa, da er nicht getauft worden ist, und niemand auf der Welt weiß um diese Sache als ich allein. Der Ursprung von allem lag darin, daß sein verstorbener Vater, der alte Dukatsch, ein schlechter Mensch gewesen: niemand mochte ihn und alle fürchteten ihn, und so wollte niemand Gevatter stehen, um den Sohn zu taufen, der ihm geboren worden war. Der alte Dukatsch lud den jungen Herrn vom Gericht und die Tochter unseres damaligen, nun gestorbenen geistlichen Vaters zu Paten, allein sie weigerten sich zu kommen. Da wurde der alte Dukatsch noch zorniger auf alle Leute und auf den geistlichen Vater selber, — und wollte diesen nicht bitten, das Kind zu taufen: ‚ich komme auch ohne sie aus', sagte er, ‚und brauche sie nicht einzuladen.' So rief er denn

seinen Neffen Agapka, der eine Waise und ein Dummkopf war und bei ihm wohnte, und hieß ihn ein paar Pferde einspannen und bat mich zur Gevatterin: ‚Kerassiwna und Agap,‘ sagte er, ‚fahrt noch heute in das Nachbardorf und laßt dort mein Kind taufen.‘ Und er schenkte mir einen Pelz, aber Gott mit ihm, ich habe ihn seit damals nicht mehr angezogen; da hängt er heute noch nach diesen langen dreißig Jahren ganz heil. Und der alte Dukatsch gebot mir, auf eines zu achten: ‚Gib acht‘, bat er mich, ‚schau zu, da ja der Agap ein Dummkopf ist und nichts versteht, schau zu, daß der Pope dem Jungen, wovor Gott uns behüten möge, nicht aus irgendwelcher Bosheit einen unchristlichen oder schwerverständlichen oder gar moskowitischen Namen gibt. Heute ist der Tag der heiligen Barbara und das ist sehr gefährlich, denn neben der Barbara wohnt gleich der Nikóla, und der Nikóla ist der allerärgste Moskowiter und will uns Kosaken nie helfen, sondern steht immer nur den Moskowitern bei. Es mag geschehen was will und das Recht noch so auf unserer Seite sein, der Nikōla geht hin und schwatzt Gott dieses und jenes vor und dreht und wendet alles den Russen zuliebe nnd wird immer seinen Moskowitern helfen und ihnen beistehen, uns Kosaken aber kränken. Gott bewahre uns davor, daß wir unsern Kindern seinen Namen geben. Gleich neben ihm jedoch wohnt hier der heilige Ssawka. Der ist selber ein Kosak und will uns ganz besonders wohl. Und es mag sein wie es will, und

wenn er auch nicht sehr angesehen ist, er wird stets für seine Kosaken einstehen.'

Ich antwortete ihm: ,Richtig, aber er hat nicht viel Macht, der heilige Ssawka.'

Der Dukatsch jedoch entgegnete: ,Tut nichts, wenn er auch nicht große Macht hat, so ist er doch ein ganz Durchtriebener: und wo er nichts mit seiner Macht ausrichten kann, da greift er zur List und haut seine Kosaken schon irgendwie heraus. Und seine Macht können wir ihm stärken: wir stellen Kerzen auf und lassen eine Messe lesen; dann sieht Gott, daß die Menschen auch den heiligen Ssawka hochschätzen, und wird ihm Mut machen, und so wird er dadurch an Macht gewinnen.'

Ich versprach alles, worum Dukatsch mich bat. Ich wickelte das Kind in den Pelz und hängte mir sein Kreuz um den Hals; das Fäßchen mit Pflaumenschnaps aber stellten wir zu unseren Füßen auf, und dann gings fort. Allein wir hatten kaum eine Werst zurückgelegt, als der Schneesturm losbrach, — wir konnten einfach nicht weiter, man sah die Hand vor den Augen nicht.

Da sagte ich zum Agap: ,Wir können nicht weiter, laß uns umkehren.' Allein er hatte vor seinem Onkel Angst und wollte um keinen Preis zurück. ,Mit Gottes Hilfe kommen wir doch noch hin', sagte er. ,Und ob ich erfriere oder der Onkel mich totschlägt, ist mir einerlei'. Und so trieb er denn die Pferde immer von neuem an, und es blieb bei dem, was er sich in den Kopf gesetzt.

Mittlerweile war es so dunkel geworden, daß man den Weg nicht mehr erkennen konnte. Wir fuhren und fuhren, ohne zu wissen wohin. Die Pferde irrten vom Wege ab und gingen im Kreis, bald hierhin bald dorthin, und wir kamen nicht ans Ziel. Uns fror schrecklich, und so nahmen wir denn, um nicht zu erstarren, einen Schluck aus dem Fäßchen, das wir dem Popen von Peregudy hätten überbringen sollen. Ich schaute nach dem Kind und dachte bei mir: ,Gott helfe uns, daß es nicht ersticke.' Doch nein es lag da und war ganz warm und atmete so gut, daß eine kleine Dampfwolke von seinem Mündchen aufstieg. Ich machte ihm über dem Gesichtchen eine kleine Öffnung, damit es genug Luft kriege, und wir fuhren weiter und fuhren und fuhren immerzu und merkten endlich, daß es immer nur im Kreise ging, und dabei war nirgends ein Lichtschimmer in der Dunkelheit zu entdecken, die Pferde aber liefen wie und wohin sie wollten. Wir wären jetzt gern nach Hause gefahren, wie wir's zu Anfang überlegt, um erst den Schneesturm abzuwarten, allein auch das war nicht möglich, denn wir hatten vollkommen die Richtung verloren: wir wußten nicht, wo Paripsy oder wo Peregudy liegen mochte. Ich bat Agap, abzusteigen und die Pferde am Zügel zu führen, er erwiderte jedoch: ,Wie klug du redest: mich friert.' Ich versprach ihm zu Hause ein Goldstück zu geben, da meinte er aber: ,Was soll ich mit dem Goldstück, da wir beide hier krepieren werden. Wenn Ihr mir

aber etwas Gutes erweisen wollt, so laßt mich einen ordentlichen Schluck aus dem Fäßchen tun.' Ich sagte: ‚Trink, wieviel du magst', na, und das ließ er sich nicht zweimal sagen. Er trank ordentlich und ging dann vor, um die Pferde beim Zügel zu ergreifen, allein er kam sofort wieder zurück und zitterte am ganzen Körper.

‚Was fehlt dir,' fragte ich, ‚was ist dir denn passiert?'

Worauf er mir erwiderte: ‚Schau nur an, wie gescheit du immer redest: wie soll ich es denn mit dem Nikóla aufnehmen?'

‚Was schwatzest du, Dummkopf; brauchst du es denn mit dem Nikóla aufzunehmen?'

‚Wie ist es sonst zu verstehen,' antwortete er, daß er dort vor uns steht?'

‚Wo steht?'

‚Nun dort vorn,' sagte er, ‚dort vor dem Gespann, bei den Pferden.'

‚Schäm dich, du Einfaltspinsel,' entgegnete ich, ‚du bist ja betrunken.'

‚Oho, schon gut,' versetzte er, ‚betrunken? dein Mann war nicht betrunken und hat doch einen Kobold gesehen, und ich sehe ihn auch.'

‚Schön,' sagte ich ihm darauf, ‚schon recht, daß du mich daran erinnerst, was mein Mann gesehen haben soll, — ich weiß besser als du, was er gesehen hat, aber sag: was glaubst du dort vorn zu sehen?'

‚Nun, da steht etwas riesig Großes und hat

eine russische goldene Mütze auf, aus der Funken fliegen.‘

‚Die fliegen aus dir selber,‘ entgegnete ich ihm, ‚die fliegen dir, weil du berauscht bist, aus den Augen.‘

‚Keineswegs,‘ widerstritt er, ‚es ist der Nikóla in der Moskauer Mütze. Der läßt uns nicht weiterfahren.‘

Ich dachte, es brauchte nicht wahr zu sein, aber es könnte vielleicht doch wahr sein, weil wir den Jungen Ssawka und nicht Nikóla nennen wollten, und sagte also: ‚So mag es denn nach seinem Willen geschehen: sollen wir nicht, so wollen wir auch nicht, — heute geben wir nach und tun morgen nach unserem Gutdünken. Laß die Pferde laufen wie sie wollen, sie werden uns sicher nach Hause zurückbringen, und von mir aus darfst du das ganze Fäßchen leertrinken.‘

So stachelte ich den Agap ordentlich an.

‚Trink nur‘, sagte ich, ‚und später halt's Maul; ich aber werde schon irgend etwas zusammenlügen, und niemanden wird es in den Sinn kommen zu denken, daß wir lügen. Wir werden einfach sagen, wir haben das Kind taufen lassen, wie Dukatsch es wollte, und haben ihm den ehrlichen Kosakennamen Ssawka gegeben, — ich werde ihm gleich das Kreuzlein um den Hals hängen; und am Sonntag werden wir dann sagen: der fromme Vater hat uns geheißen, ihm das Kind zur Kommunion zu bringen, und dann können wir Taufe und Kom-

munion gleich in einem abmachen, — so wird alles in die richtige christliche Ordnung kommen.‘

Ich schaute von neuem nach dem Kinde, so nett lag es da und schlief, so schön warm war es, eine Schneeflocke schmolz gerade auf seinem Stirnchen, und mit dem Schneewasser zeichnete ich ein Kreuz über seinem Gesichtchen und sprach dabei: im Namen des Vaters und des Sohnes und hängte ihm das Kreuzlein um, derweil aber fuhren wir hin nach Gottes Willen, wohin uns die Pferde bringen mochten.

Endlos schritten die Pferde aus, — bald trabten sie ein wenig, bald blieben sie stehen, dann wieder zogen sie weiter, und dabei wurde das Unwetter immer furchtbarer und die Kälte immer ärger. Agap war mittlerweile völlig betrunken geworden, erst hatte er noch vor sich hin gemurmelt, schließlich aber gab er auf nichts mehr Antwort und war in den Schlitten gefallen und schnarchte nur noch. Ich erstarrte langsam zu Eis und kam erst wieder zu mir, als man mich im Hause des Dukatsch mit Schnee abzureiben begann. Da erwachte ich, und gleich fiel mir ein, was ich mir vorgenommen hatte zu erzählen; das sagte ich denn auch, sagte daß das Kind getauft sei und den Namen Ssawwa empfangen habe. Alle glaubten mir, und ich machte mir auch keine Sorge, da ich überzeugt war, am kommenden Sonntag, wie gesagt, alles richtig in Ordnung bringen zu können. Denn ich wußte da noch nicht, daß Agap erschossen worden und als-

bald gestorben war und daß der alte Dukatsch deswegen ins Gefängnis kommen sollte; und als ich es erfuhr, wollte ich zumindest der alten Dukatschicha alles gestehen, aber dann konnte ich mich nicht dazu entschließen, da doch dazumal in der Familie so große Trauer eingezogen war. Ich werde später alles benennen, dachte ich, aber auch später konnte ich mich nicht dazu überwinden, und so verschob ich denn das Geständnis von Tag zu Tag. So verging die Zeit, der Junge wuchs heran; er wurde von allen Ssawwa gerufen, man tat ihn in die Lehre, — und immer noch konnte ich mich nicht entschließen, das Geheimnis preiszugeben, und dabei quälte es mich doch so sehr; jeden Tag nahm ich mir vor zu gestehen, daß er nicht getauft worden war; und als ich dann gar hörte, er solle Pope werden, da rannte ich in die Stadt, um es dort zu beichten, allein man ließ mich nicht vor, und so wurde er denn ausgeweiht und nun hatte es keinen Zweck mehr den Mund aufzutun. Ich hatte seitdem jedoch keine Minute mehr Ruhe und litt entsetzlich darunter, daß um meiner Schuld willen die ganze Christenheit in meiner Heimat zum Gespött werden würde, weil sie einen Ungetauften zum Popen gehabt. Derweilen wurde ich immer älter, und je mehr ich nun einsehen mußte, wie die Leute ihn immer lieber gewannen, desto mehr bedrückte es mich, und ich bekam große Furcht, daß die Erde mich nicht aufnehmen würde. Doch jetzt in meiner Todesstunde konnte ich es nicht länger mehr er-

tragen und mußte es bekennen. Mögen mir alle Christen, deren Seelen ich durch den ungetauften Popen verdorben, verzeihen, scharrt mich meinetwegen lebendig in die Erde, ich werde die Strafe mit Freuden auf mich nehmen."

Der Propst und der Pope aus Peregudy hatten aufmerksam zugehört und alles niedergeschrieben, darauf setzten sie ihren Namen darunter, lasen das Schriftstück Vater Ssawwa noch einmal vor, trugen es dann in die Kirche und versiegelten deren Türen, worauf sie in die Gouvernementsstadt zum Bischof fuhren und Vater Ssawwa gleich mitnahmen.

Alsbald aber hub ein großes Lärmen unter den Leuten an und sie beredeten die Sache eifrig miteinander: Was mag das nur sein mit unserem frommen Vater, und wie und aus welchem Grunde? und kann es denn überhaupt stimmen was die Kerassimwna da erzählt hat? braucht man einer solchen Hexe denn zu glauben?

So redeten sie hin und her und kamen zum Schluß allesamt überein, daß nur der Nikóla an allem schuld sei und daß man jetzt die Macht des heiligen Ssawwa so viel wie möglich ‚stärken' und selber direkt zum Bischof gehen müsse. Sie brachen die Kirche auf und zündeten vor den zwölf Heiligenbildern alle Kerzen an, die sie nur im Schrein finden konnten, und schickten darauf dem Propst sechs ordentliche Kosaken nach, die den Bischof bitten sollten, es möge ihm ja nicht in den Sinn kommen, ihren Vater Ssawwa anzurühren, und sie sollten

ihm außerdem ausrichten, daß ‚sie keinem anderen als diesem frommen Vater gehorchen und sonst einfach einen anderen Glauben annehmen würden, wenn auch nicht gerade den katholischen, so doch den türkischen, denn sie wollten keinesfalls ohne ihren Vater Ssawwa in der rechtgläubigen Kirche bleiben‘.

Das war eine Sache für den Bischof, mit einem andern Knoten, der zu lösen war, einem weit schwierigeren als jener damals da ‚der Diakonus den Trepak gestampft . . . doch der Trepak hat nicht geklagt; warum also hat der Propst den Bericht abgefaßt?‘

Die Kerassiwna war gleich, nachdem sie voll Reue alles bekannt, gestorben und die Abgesandten waren auf dem Wege zum Bischof und grübelten die ganze Nacht hindurch darüber nach, was sie tun sollten, wenn der Bischof sie nicht erhören und ihnen den Vater Ssawwa nehmen würde.

Allein ihr Grübeln festigte ihren Entschluß nur noch mehr: sie wollten in diesem Fall ins Dorf zurückkehren, den Schnaps in allen Schenken auf einmal austrinken, damit er keinem anderen in die Hände falle, und beschlossen darauf jeder drei Weiber zu nehmen, die reicheren sogar vier, und richtige Türken zu werden, unter keinen Umständen aber wollten sie sich einen anderen Popen schicken lassen, so lange ihr guter Ssawwa noch am Leben wäre. Denn wie war das zu glauben, daß er ein Ungetaufter wäre, da er doch schon so viele christliche

Leute getauft, zur Kommunion geleitet, sie getraut und bestattet hatte? nun sollten wohl gar alle diese Leute in der ‚Lage von Heiden‘ sein? In einem einzigen Punkt wollten sie dem Bischof nachgeben, — wenn Vater Ssawwa nicht länger Pope sein dürfte, so mochte ihn der Bischof heimlich taufen und ihn trotzdem bei ihnen lassen, andernfalls würden ‚sie eben in Zukunft dem türkischen Glauben angehören‘.

18

Es war Winter und um die Dämmerungsstunde, und genau der gleiche Tag des Nikolaus und des Ssawwa, an dem die Kerassiwna vor fünfunddreißig Jahren von Paripsy nach Peregudy gefahren war, um den kleinen Sohn des Dukatsch taufen zu lassen.

Die Gouvernementsstadt, in welcher der Bischof residierte, lag vierzig Werst von Paripsy entfernt. Der Trupp Kosaken, der zur Befreiung des Vaters Ssawwa ausgezogen, hatte ausgetüftelt, daß sie fünfzehn Werst reiten, sich dann in der Herberge des Juden Jossel ein wenig stärken und wärmen wollten, und dann am nächsten Morgen rechtzeitig bei dem Bischof eintreffen würden.

Es kam jedoch ein wenig anders. Der Zufall liebt es, die Ereignisse zu wiederholen, und so spielte er denn den ausgezogenen Kosaken den gleichen Schabernack, den er der Kerassiwna und dem Agap vor fünfunddreißig Jahren gespielt hatte: wieder erhob sich ein heftiger Schneesturm, die Kosaken ver-

loren den Weg und irrten in der Steppe umher, ohne zu wissen wo sie eigentlich waren, und sahen plötzlich, etwa gegen die Stunde der Morgendämmerung einen Menschen vor sich, der nicht einmal an einem gewöhnlichen Ort, sondern auf dem Eise neben einem Eisloch stand und ihnen ein lustiges ‚Guten Morgen, Burschen!‘ zurief.

Die Kosaken erwiderten die Begrüßung.

Und jener fragte sie: „Was treibt euch um solche Zeit her? seht nur, ihr seid beinahe ins Wasser geraten.“

„Wir haben großen Kummer“, entgegneten sie ihm, „und sind jetzt auf dem Wege zum Bischof: wir wollen vor ihn treten, ehe noch unsere Feinde da sind, damit er nach unserem Willen tun möge.“

„Was soll er denn tun?“

„Er soll uns unsern ungetauften Popen lassen, weil wir ohne ihn unglücklich sind, sonst werden wir schnurstracks Türken werden.“

„Türken wollt ihr werden! die Türken dürfen ja keinen Schnaps trinken.“

„Den werden wir eben allen auf einmal vorher austrinken.“

„Schau einer an, wie schlau ihr seid.“

„Ja, was sollen wir denn anders tun, wenn man uns so kränkt und uns unsern guten Popen nehmen will?“

Da sagte der Fremde: „Nun erzählt mir einmal alles ordentlich und mit Verstand.“

Sie erzählten ihm alles. Gleich so wie sie waren,

vor dem Eisloch stehend, erzählten sie ihm alles der Reihe nach, um wiederum hinzuzufügen, daß sie ‚den ganzen rechtgläubigen Glauben aufgeben' würden, wenn der Bischof ihnen den Ssawwa nicht lassen wollte.

Nachdem er alles angehört, tröstete sie der Fremde: „Nun, Kinder, habt nur keine Angst, ich glaube, daß der Bischof gut für euch entscheiden wird."

„Wir meinen ja auch," sagten sie, „daß einer in so hoher Stellung gut entscheiden muß, Gott kennt seinen Rang in der Kirche . . ."

„Sicherlich, er wird sicher gut entscheiden, und tut er es nicht, will ich euch helfen."

„Du? . . . ja, wer bist du denn?"

„Wie nennt man dich?"

„Ich heiße Ssawwa."

Die Kosaken stießen sich an: ‚Paßt auf, das ist der Ssawwa selbst.'

Und jener Ssawwa sagte ihnen noch: „Seht, ihr seid da angelangt, wo ihr hinkommen wolltet, — dort auf dem Hügel steht das Kloster, darin der Bischof wohnt."

Sie blickten auf: es war derweilen heller geworden, und wirklich ragte vor ihnen auf dem Hügel jenseits des Flusses das Kloster.

Die Kosaken waren baß darüber erstaunt, daß sie bei so argem Wetter, ohne Rast gemacht zu haben, vierzig Werst zurückgelegt hatten, sie stiegen nun den Hügel hinan, setzten sich vor der Klosterpforte nieder, holten aus ihren Ranzen hervor, was

darin Gutes zu essen war um sich zu stärken, und warteten dann, bis zur Morgenmesse geläutet und das Tor geöffnet wurde.

Da traten sie ein, hörten die Messe an und begaben sich danach zu der Freitreppe des Bischofs, wo sie um Gehör baten.

Wenn auch unsere Oberhirten im allgemeinen nicht gerade gern mit dem niederen Volk sprechen, in diesem Fall wurden die Kosaken sogleich eingelassen und ins Empfangszimmer geführt, freilich mußten sie dort lange, lange warten, und inzwischen gesellte sich auch der Pope aus Peregudy und der Propst zu ihnen und auch der Pope Ssawwa sowie viele andere Leute.

Endlich erschien der Bischof und befragte alle, sprach jedoch kein einziges Wort zu dem Propst und den Kosaken, bevor er nicht alle anderen aus dem Saal entlassen hatte, dann aber wendete er sich direkt an die Kosaken: „Wie steht das nun mit euch, Kinder, ihr fühlt euch gekränkt? ihr wollt gar so sehr euern ungetauften Popen wieder haben?“

Diese antworteten ihm: „Seid gut und gnädig zu uns, Euer Hochehrwürden: wie sollten wir uns denn nicht gekränkt fühlen? . . . er war doch ein Pope, solch ein Pope, in der ganzen Christenheit wird man keinen zweiten solchen finden . . .“

Der Bischof lächelte. „Da habt ihr recht,“ sagte er, „solchen Popen wird man bestimmt nicht mehr finden,“ — und darauf wendete er sich an den Propst und befahl diesem: „Geh in die Sakristei:

dort hat dir der Ssawwa ein Buch hingelegt, bring es hierher und lies die Stelle, die aufgeschlagen ist." Und setzte sich nieder.

Der Propst kam mit dem Buch zurück und fing an laut zu lesen: ‚Ich will euch nicht in Unkenntnis lassen, Brüder, daß unsere Väter alle unter der Wolke gewesen sind und alle das Meer durchschritten haben und sind alle in Mose getauft in der Wolke und im Meere. Und sie aßen die geistliche Speise allesamt und tranken den geistlichen Wein allesamt, so von dem geistlichen künftigen Felsen kommet: der Fels aber ist Christus.‘

Hier unterbrach ihn der Bischof und fragte: „Verstehst du, was du liesest?"

Der Propst erwiderte: „Ja, ich verstehe."

„Und hast du dieses erst soeben verstanden?"

Der Propst wußte nicht, was er antworten sollte, und sagte auf gut Glück: „Gelesen habe ich diese Worte auch früher schon."

„Nun, wenn du sie gelesen hattest, warum hast du dann so viel Unruhe verursacht und diese guten Menschen in Verwirrung gebracht, denen er ein guter Hirte gewesen ist?"

Hierauf antwortete der Propst: „Nach den Vorschriften der Heiligen Väter —"

Aber wieder unterbrach ihn der Bischof: „Halt", sagte er, „halt: geh noch einmal zum Ssawwa: er wird dir das Gesetz weisen."

Der Propst ging und kehrte mit einem neuen Buch zurück.

„Lies!“ befahl der Bischof.

„Wir lesen,“ begann der Prost, „daß beim heiligen Theologen Gregorius von Basilius dem Großen geschrieben steht, ‚er sei den Christen ein Priester gewesen vor der Weihe‘.“

„Nun, und was bedeutet das?“ fragte der Bischof.

Aber da gab der Propst zur Antwort: „Ich tat es doch nur, weil ich es für meine Amtspflicht hielt, da er sich trotz seines geistlichen Standes als Ungetaufter erwiesen ...“

Da stampfte der Bischof voll Ärger mit dem Fuß auf: „Wieder und auch jetzt noch redest du das gleiche! du bist also der Meinung, man könne durch eine Wolke hindurchgehen und in Mose getauft sein, in Christo aber nicht? Du hast doch gehört: sie haben die Taufe begehret und haben in der Furcht des Todes die feuchte Wolke durchschritten und mit dem Tau jener Wolke im Namen der Heiligen Dreieinigkeit ein Kreuz auf das Antlitz des Kindes gezeichnet. Was willst du noch mehr? Ein Mensch ohne Verstand bist du und taugst nicht zu deinem Amt: ich werde an deine Stelle den Popen Ssawwa setzen; ihr aber, Kinder, laßt ab von eurem Zweifel: euer Pope Ssawwa, den ihr für gut haltet, dünkt mir auch gut und ist Gott wohlgefällig, so ziehet denn heim und lasset in Zukunft von eurem Zweifel.“

Die Kosaken fielen vor ihm auf die Knie.

„Seid ihr nun zufrieden?“

„Ganz und gar zufrieden", antworteten die Kosaken.

„Und wollt ihr nicht mehr Türken werden?"

„Pfui, nein, wir wollen's nicht, Vater, wir wollen's nicht."

„Und werdet nicht den Schnaps auf einmal austrinken?"

„Nein, wir werden's nicht, fort damit bei Gott."

„So zieht denn hin in Gott und lebt wie es Christen geziemt!"

Die Kosaken schickten sich bereits zum Fortgehen an, da winkte einer, der sich völlig beruhigen wollte, dem Bischof mit dem Finger und bat: „Seid so gütig, Euer Gnaden, und tretet mit mir ein wenig in die Ecke."

Der Bischof lächelte: „Gut, gehen wir also in die Ecke."

Dort fragte ihn der Kosak: „Mit Verlaub, Euer Gnaden, wie habt Ihr nur schon alles gewußt, noch ehe wir Euch etwas gesagt?"

„Was geht es dich an?"

„Oh, es geht uns schon an: hat Euch nicht der Ssawwa selber alles kundgetan?"

Dem Bischof aber war von seinem Zellendiener, namens Ssawwa, alles berichtet worden, er sah dem Kosaken in die Augen und erwiderte dann: „Du hast recht geraten, — der Ssawwa hat es mir gesagt."

Und mit diesen Worten verließ er den Saal.

Nun war den Kosaken alles klar. Und seit jener

Zeit lebt immer noch die Mär unter ihnen, wie der schlaue Ssawwa heimlich und säuberlich die Sache so gedeichselt, daß der Moskowiter Nikóla trotz all seiner Macht nichts auszurichten vermochte.

‚Oh, ein Durchtriebener ist unser Ssawka,' sagten die Leute, ‚er hatte sich so zusammengerissen und sich so viel ausgeklügelt, daß er schließlich alle ganz dumm gemacht hatt: bald wies er auf die Heilige Schrift hin, bald hielt er ihnen die Heiligen Väter unter die Nase, daß überhaupt keiner mehr was begreifen konnte. Der heilige Gott allein mag wissen: ob er dem Popen Ssawwa hinter dem Brustplatz der Kerassiwna wirklich das Kreuz gegeben oder ob er nur solch eine geschickte Ausrede gefunden, daß auch der Bischof es nicht zu entwirren vermocht. Aber nun ist ja alles gut ausgegangen. Ihm sei Dank dafür.'

Von Vater Ssawwa wird erzählt, daß er heute noch am Leben sei, und seine kleine Kirche sei immer gedrängt voll, ob auch rings um das Dorf herum viele Stundisten leben . . . und wenn man auch nicht weiß, ob der heilige Ssawwa dort noch immer wie früher ‚gestärkt' wird, so wird doch allgemein beteuert, daß heutzutage in der ganzen Gemeinde keine Michalkas und Potopkas mehr ‚die nackten Bäuchlein' zeigen müssen, wie es früher gang und gäbe war.



